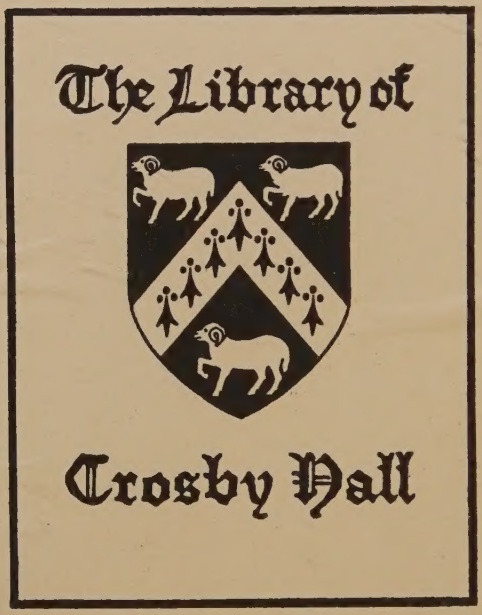
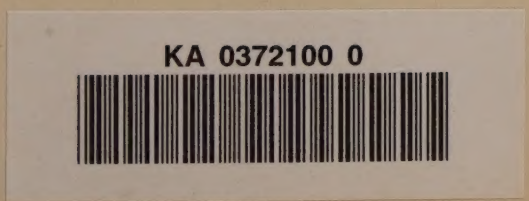
FÜHRENDE FRAUEN EUROPAS

GESTIFTET
VOM
DEUTSCHEN AKADEMIKERINNENBUND



920 ~~GER~~ ~~German academic women~~
GER
3894



FÜHRENDE FRAUEN EUROPAS

In sechzehn Selbstschilderungen
herausgegeben und eingeleitet von

ELGA KERN

Mit einem Selbstporträt von
KÄTHE KOLLWITZ
und sechzehn Porträts

3. Auflage
(5. und 6. Tausend)

1929

VERLAG VON ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

Nachdruck verboten
Copyright by Ernst Reinhardt, München 1928

Druck von F. Ullmann, G. m. b. H., Zwickau Sa.

RICARDA HUCH
in Verehrung und Dankbarbeit
gewidmet

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 1
Dr. phil. Alice Salomon, Direktorin der Sozialen Frauenschule Berlin 3
Dr. phil. Rhoda Erdmann, a. o. Professor der medizinischen Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin 35
Margery Irene Corbett-Ashby, B. A. Dublin und Cambridge Universities, Präsidentin des Frauenweltbundes, London 55
Mary S. Allen, O. B. E., Kommandantin der englischen Frauenpolizei, London 59
Dr. phil. Elise Richter, a. o. Professor der philosophischen Fakultät der Universität Wien 70
Dr. jur. et phil. Marianne Beth, Advokatin, Wien . . . 94
Dr. phil. Maria Waser, Schriftstellerin, Zürich-Zollikon 116
Dr. Gertrud Johanna Woker, Dozentin, Leiterin des Laboratoriums für physikalisch-chemische Biologie an der Universität Bern 138
Selma Lagerlöf, Schriftstellerin, Morbacke, Sunne (Schweden) 170
Dr. phil. Kristine E. H. Bonnevie, Professor an der Universität Oslo (Norwegen) 187
Henni Forchhammer, Vizepräsidentin des Frauenweltbundes und Delegierte Dänemarks im Völkerbund, Kopenhagen 199
Elisabeth Kuyper, Komponistin und Dirigentin, Berlin . 214
Dr. med. Maria Anna van Herwerden, Lektor für allgemeine Cytologie an der Universität Utrecht 228
Dr. med. et phil. Gina Lombroso-Ferrero, Schriftstellerin, Florenz 233
Comtesse Anna de Noailles, Schriftstellerin, Paris . . . 256
Alexandra Kollontay, Gesandtin der Sowjetrepublik in Norwegen, Mexiko und Schweden 258
Käthe Kollwitz, Graphikerin, Professor und Mitglied der Akademie der Künste, Berlin . Titelbild (Selbstbildnis)

1497

VORWORT

Die Tatsache, daß die Spitzenleistungen der Frau auf allen geistig-bedingten Gebieten wohl in den einzelnen Fachkreisen anerkannt, aber noch nicht Wissensgut der Allgemeinheit geworden sind, veranlaßte mich zur Herausgabe dieser autobiographischen Sammlung.

In der Natur der Sache selbst und auch in der Art, wie ich diese Aufgabe zu lösen gewillt war, lag es, daß manche unvorhergesehene Hemmung und Schwierigkeit der Vollendung dieses Buches sich in den Weg türmte, die besonders das zeitliche Erscheinen fast um Jahresfrist verzögerte.

Über die Zusammensetzung dieses ersten Bandes kann nur soviel gesagt werden: Frauen aus allen geistigen Berufen — ohne Berücksichtigung jeglicher parteipolitischen Einstellung —, deren Leistungen bis weit über die Grenzen ihres Heimatlandes hinaus anerkannt sind, sprechen von ihrem Werden, von ihrer gesamten Entwicklung oder erzählen in fast aphoristischer Kürze von ihrer Lebenslinie oder von ihrem Arbeitsgebiete. Mit Vorbedacht habe ich keine einzige der Autobiographinnen in bezug auf Form oder Inhalt der Selbstdarstellung irgendwie beeinflußt; ich habe dadurch erzielt, daß jede einzelne die ihr ganz gemäße, natürlichste Mitteilungsart wählte. Auch bei den Übertragungen ins Deutsche, die ich mit wenigen Ausnahmen selbst vornehmen konnte, wurde das Hauptgewicht auf die Bewahrung der persönlichen Eigenart, der charakteristischen Gestaltungsform jeder einzelnen Verfasserin gelegt, die sprachlich-übersetzlichen Feinheiten dabei etwas in den Hintergrund gedrängt.

Die Auswahl war bei der Vielheit der in Frage kommenden Frauen, bei dem zur Verfügung stehenden begrenzten Raume sehr schwierig. Es konnten nicht einmal alle europäischen

Staaten einbezogen werden, ein Mangel, den ich außerordentlich empfinde, den ich aber hoffe, in einem künftigen zweiten Bande beheben zu können.

So also wählte ich aus der reichen Fülle einige Wenige und vereinigte sie zu einem lebendigen, farbigen, blühenden Strauße und glaube, daß die Fehler des gemeinsamen Werkes die große Idee, die es beseelt und durchglüht, nur noch plastischer hervortreten lassen. Verfasserinnen und Herausgeberin haben zusammenwirkend Bestes gewollt, und es muß nun dem Leser überlassen bleiben, nicht nur Nutzen daraus zu ziehen, sondern auch solch gerechte Kritik zu üben, daß bei Weiterführung des Werkes die dem ersten Bande noch anhaftenden Schlacken ausgeschieden werden können.

Heidelberg, August 1927.

Elga Kern.

ALICE SALOMON

Jugend- und Arbeitserinnerungen

Es ist mir immer ganz klar gewesen, daß mein Leben erst begann, als ich meine Arbeit gefunden hatte. Die Jugendzeit habe ich durchaus nicht in dem Sinn, in dem die heutige Jugendbewegung es tut — als Selbstzweck, als Wert für sich empfunden. Noch viel weniger als eine Zeit der Vorbereitung, des Hinarbeitens auf irgendein bewußtes Ziel. Eher als eine Zeit der Unruhe, des Sehnens, der Hoffnung und Erwartung, die aber völlig ohne Inhalt — frei in der Luft schwebte. Ein glückliches Kind bin ich wohl nicht gewesen. Dazu war zu viel angeborene Aktivität in mir, die kein ausreichendes Ventil fand.

Später ist mir oft gesagt worden, ich müsse doch sehr glücklich sein, die Arbeit tun zu dürfen, für die ich geboren sei. Aber dieser Auffassung entgegen glaube ich noch heut, daß — was ich brauchte — Arbeit schlechthin war: daß ich auch in manchem anderen Beruf einen Lebensinhalt hätte finden können.

Die Erziehung zum Beruf war aber in jener Zeit in den Kreisen, denen meine Familie angehörte, für ein Mädchen unzulässig. Mein Vater war ein wohlhabender Kaufmann, dessen Familie schon lange in Berlin ansässig war. Meine Mutter war eine Breslauerin, gleichfalls aus einer Kaufmannsfamilie stammend, die aber in Schlesien begütert war. Ich wurde als fünftes von sieben Kindern am 19. April 1872 in Berlin geboren. Doch waren zwei der Kinder vor meiner Geburt gestorben, und das hat über das Leben meiner Mutter, die überhaupt schweren Temperaments war, einen Schatten gelegt, der nie behoben wurde.

Wir vier Schwestern (der einzige Bruder war sehr viel älter und wurde früh nach London in das Zweiggeschäft meines Vaters geschickt) wuchsen in einem Haus mit großem Garten auf und hatten viel Freiheit. Wir lebten mit Blumen und Tieren und Nachbarskindern, so wie heute noch Kinder in der Kleinstadt leben. Ehe ich sechs Jahre alt war, wurde ich „versuchsweise" in die Privatschule geschickt, die unserem Haus am nächsten lag, und die auch von meinen Schwestern besucht wurde. Viel Gedanken über die Geeignetheit einer Schule machten sich die Eltern damals nicht. Die Schule hatte sieben Klassen, und in den beiden letzten mußte man je zwei Jahre bleiben, weil unterdessen die „höheren Mädchenschulen" zu einem neunjährigen Lehrgang verpflichtet wurden. Ehe ich das fünfzehnte Jahr erreichte, war meine Schulbildung daher abgeschlossen, und ich war mir fast ganz selbst überlassen. Ich war brennend gern in der Schule. Die vielen anderen Kinder, die Tatsache, daß dort immer etwas vorging, daß man etwas erlebte, daß man in Atem gehalten war, befriedigten wahrscheinlich die Bedürfnisse meines unruhigen Temperaments, das ich vom Vater geerbt hatte. Schon in den allerersten Schuljahren wurde in mir der Wunsch lebendig, Lehrerin zu werden. Vielleicht daß eine pädagogische und psychologische Begabung aus dem Unbewußten heraus mich dazu drängte. Jedenfalls weiß ich heute, daß ich schon damals über schwierige Schulkameradinnen, mit denen einige Lehrerinnen nicht fertig wurden, Gedanken hatte, die mit psychologischen Erkenntnissen übereinstimmten. Vielleicht war mein Wunsch, Lehrerin zu werden, auch nichts anderes als das Sehnen des Kindes, sich in der Rolle des Stärkeren, der Autoritätsperson zu sehen — etwa so wie die meisten kleinen Mädchen „Mutter" werden wollen. Aber das Verlangen überdauerte das Alter, in dem Nachahmung der Erwachsenen das natürliche Spiel ist und hielt an, bis die Entlassung aus der Schule zu Entscheidungen drängte und weit darüber hinaus.

Nun aber stellten sich Schwierigkeiten ein. Ich war zu

jung, um in einem Seminar aufgenommen zu werden, und unablässig begegnete ich in der Familie der schärfsten Opposition. Es war eben nicht üblich, daß eine Tochter „aus guter Familie" einen Beruf erlernte. Unterdessen war mein Vater nach schwerer Krankheit in der Blüte der Jahre gestorben, und meine Mutter war durch diesen Schlag völlig gebrochen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren enger geworden, und obwohl sie nach meinem heutigen Dafürhalten eine bescheidene Sorglosigkeit bedeuteten, konnte meine Mutter sich schwer darauf einstellen, obwohl sie in ihren Lebensgewohnheiten vollkommen puritanisch war. Wir verließen das Haus, das uns Kindern der Inbegriff eines Elternhauses gewesen war. Sind wir doch alle darin aufgewachsen, und der Garten besonders erschien uns wie ein Stück unseres eigenen Lebens, das wir hergeben mußten, als wir in eine Mietswohnung, in einen anderen Stadtteil zogen. Der Lebensmut meiner Mutter war dahin, und das hat unsere entscheidenden Jugendjahre stark verkümmert. Ihre Angehörigen, die nicht wie die Familie meines Vaters mit Phantasie und Unternehmungsgeist begabt waren, sondern ganz am Hergebrachten hingen, taten alles, um meine Mutter in ihrer Ablehnung meiner Pläne zu bestärken. Jahrelang noch versuchte ich immer von neuem, die Erlaubnis zum Eintritt in ein Lehrerinnenseminar zu erhalten. Ich nahm auch einen Anlauf, mich allein und heimlich — im kalten Zimmer — vorzubereiten. Aber all das scheiterte, vielleicht auch, weil ich schließlich nicht genug Kraft zur Auflehnung hatte.

Im übrigen kränkelte meine Mutter seit jener Zeit, und als drei Jahre nach dem Tod meines Vaters noch eine meiner Schwestern starb, legte sich eine tiefe Trauer über ihr Dasein, die sich niemals mehr hob. Seit jener Zeit wurden wir Kinder in den Gedanken eingehüllt, daß unser Geschick mit Unglück beladen sei, daß wir unendlich beklagenswert wären und im Vergleich mit anderen — besonders mit den Verwandten, über deren Kreis wir nur selten hinauskamen — arm und freudlos leben mußten. So ungefähr hat meine

Mutter jedenfalls es in diesen Jahren gesehen, und so hat sie es uns dargestellt.

In der Tat war diese Zeit — von meinem fünfzehnten bis zum zwanzigsten Jahr — die unglücklichste meines Lebens. Ich bin später immer dankbar gewesen, daß ich sie — oder eine ähnliche — nie wieder, nicht zum zweitenmal zu durchleben brauchte. Wohl hatten wir in jener Zeit auch manche jugendliche Freuden. Ich tanzte viel und liebte Geselligkeit. Wir trieben auch mancherlei Sport und gehörten — angeregt durch die englischen Erfahrungen meines Vaters und Bruders — zu den ersten, die in Deutschland das Tennisspiel aufnahmen. Aber schließlich hatte der Tag doch vierundzwanzig Stunden und meiner lebhaften Art konnte das, was ich selbst als Rankenwerk des Lebens empfand, nicht genügen. Das Leben der „höheren Tochter" war mir ganz unerträglich. Schon früh hatte ich, trotz meines so sehr auf Menschen, Dinge, Erleben und Tatendrang eingestellten Wesens, einen besinnlichen Zug, und ich war kaum vierzehn Jahre, als mir zuerst die Frage nach dem Sinn des Lebens kam. Ich erinnere mich noch heut des Ortes, des Augenblicks, des Erschauerns, das mit diesem Begreifen des Problems verbunden war. Das „cui bono" hat mich in diesen Jahren nie verlassen. Ich stand am Morgen damit auf und ging abends damit schlafen.

Die Tage auszufüllen, sinnvoll auszufüllen, schien mir äußerst schwer. Irgendeine Richtschnur habe ich damals nicht besessen. Die Mutter konnte mich nicht stützen, weil sie selbst damals der Stütze bedurfte. Die beiden älteren Geschwister waren von anderer Art. Einen Menschen, der mich führen, mir raten konnte, habe ich damals nicht gekannt. Ich war mir ganz selbst überlassen. So trieb ich, was die anderen auch trieben. Ich las, was mir in die Hände kam, ohne irgendwelchen Gewinn daraus zu ziehen, obwohl ich mit Pedanterie — dem Rat einer Lehrerin folgend — von allem, was ich las, Auszüge machte. Ich trieb Sprachen, ging in das Viktoria-Lyzeum zu Vorlesungen, wie es damals die bildungshungrige Weiblichkeit in Berlin tat. Mit fünfzehn Jahren lernte ich kochen, mit sechzehn schneidern,

und daneben nahm ich all diese Jahre lang an den Stickereikursen des Kunstgewerbemuseums teil. Ich habe jahrelang täglich mindestens vier Stunden so verstickt.

Schon damals war in mir der Gedanke wach, daß eine Frau irgendwie imstande sein müßte, auf eigenen Füßen zu stehen. Gegen das „Warten" auf den Mann lehnte sich etwas in mir auf. Ohne es so zu bezeichnen, empfand ich es als unwürdig, daß man als Frau mit seinem Schicksal davon abhängen sollte, ob man durch äußere Vorzüge einen Mann fesseln konnte und ob man einen fand, der bereit war, das Mädchen „zu versorgen". Auch in der Familie empörte ich mich dagegen, daß der einzige, sehr viel ältere Bruder von den Schwestern Dienste erwartete und auch von ihnen als höheres Wesen bewundert wurde. Die Frauenbewegung fiel, als ich später von ihr hörte, auf bereiten Boden.

Hatte mich bei dem Verlangen nach dem Lehrberuf ein wirkliches Interesse geleitet, so erfüllten mich bei der Stikkerei, die zu Hause natürlich geduldet wurde, naive Berechnungen darüber, daß ich zur Not mit Sticken zwei Mark am Tage verdienen und mir zur Not einen Broterwerb schaffen könnte. Das erschien mir damals gar nicht wenig. Denn wir wurden sehr knapp gehalten. Tatsächlich haben diese Arbeiten aber nur Geld gekostet — abgesehen von all der schönen Jugendkraft, die dabei vergeudet wurde; auch abgesehen von der leidenschaftlichen Sehnsucht nach einer wirklichen Aufgabe, nach wahrem Leben, zu dem dabei den Gedanken reichlich Zeit blieb.

Wenn ich heute an jene Jahre zurückdenke, so wundere ich mich immer wieder, daß die meisten Mädchen aus unserem Kreis ohne Schaden blieben. Denn die Moral der Eltern vererbte sich in diesen liberal-jüdischen Familien, die sich dem Geist des naturwissenschaftlichen Zeitalters, der „Aufklärung" naturgemäß besonders leicht aufgeschlossen, nicht ohne weiteres auf die Kinder. Diese wuchsen meist ohne tiefere religiöse Einflüsse auf, und die Zukunftshoffnungen und Ideen unserer Mädchenjahre waren nicht nur oberflächlich, sondern schief und falsch. Wer von Natur mit

religiösem Wesen ausgestattet war, suchte und fand eine seelische Heimat auf anderen Wegen — aber das setzte sich meist erst in reiferem Alter durch Kampf in Klarheit und Festigkeit um.

Zudem galt es doch noch als ausgemacht, daß Mädchen heiraten sollten. Ein anderer Gedanke wurde mir nie nahegebracht, und so hatte das ganze Mädchendasein etwas Provisorisches. Das Testament meines Vaters, das mir allerdings erst spät zu Gesicht kam, als ich längst mein Leben gestaltet hatte, enthielt ausführliche Ratschläge darüber, von welchen Gesichtspunkten die vier Töchter bei der Wahl eines Gatten sich leiten lassen sollten; daß sie Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit höher als Wohlstand und äußere Stellung einschätzen sollten — aber von einer anderen Lebensmöglichkeit als der Ehe war darin gar nicht die Rede.

Schließlich hörte das Provisorium aber auf. Das Leben fing an, als ich einundzwanzig Jahre alt war. Ein Stück bedruckten Papiers hat ihm die entscheidende Richtung gegeben.

Damals (1893) wurde in Berlin ein Verein gegründet, der die Mädchen und Frauen der gebildeten Schichten zu sozialer Hilfsarbeit aufrief. Man ging dabei von dem Gedanken aus, daß der Abgrund zwischen Reich und Arm überbrückt werden könnte, wenn sorglose Frauen sich der Armen und Schwachen annähmen. Das sollte durch Übernahme einer Verpflichtung zu regelmäßiger Hilfe (ein- oder zweimal in der Woche) in bestehenden Kinderheimen, Blindenanstalten, Armenpflegevereinen geschehen. „Die eine Frau sollte ihr Heim verlassen, um der anderen, der Erwerbstätigen, ihr Heim wenigstens erträglicher zu machen." Gleichzeitig sollte durch Vorlesungen über soziale und wirtschaftliche Fragen das Verständnis der Frauen für die sozialen Notstände geweckt werden. Der Aufruf für die Gründung der „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit" war von zahlreichen Männern und Frauen des öffentlichen Lebens unterzeichnet. Es ist später oft darüber gestritten worden, ob die ursprüngliche Anregung von Minna Cauer oder dem Refe-

ALICE SALOMON

rendar Otto Koebner ausgegangen sei. Aber es tut nichts zur Sache, und ich erwähne es nur, um die Legende zu zerstören, daß ich den Verein gegründet habe. Ich kannte damals fast niemanden von dem „Comité", erhielt aber wie viele andere Mädchen des „Berliner Westens" eine Einladung zu der Gründungsversammlung im Bürgersaal des Berliner Rathauses zugeschickt. Daß jeder Bürger ins Rathaus gehen dürfte, war mir völlig unbekannt. Auch hätte ich mich wohl kaum für eine „Bürgerin" gehalten. Das Wort „sozial" hatte ich noch nie gehört und konnte mir dabei nichts denken. Das eine nur begriff ich beim Durchlesen des Aufrufs: daß hier Arbeit war; eine Aufgabe, eine Stelle, an der ich gebraucht wurde; ein Inhalt, der meinem Leben gegeben werden sollte.

Mein wirkliches Leben habe ich immer von jenem Oktober 1893 an datiert, obwohl der Beginn meiner Arbeit harmlos genug war. Ich half an jedem Montag nachmittag in einem Mädchenhort. Aber mit einiger Diplomatie überwand ich bald die Bedenken und Gegensätze, die zu Hause einer Ausdehnung meiner Tätigkeit entgegenstanden. Die Tatsache, daß es sich um eine „freiwillige", d. h. unbesoldete Arbeit handelte, ließ die Sache als „passend" erscheinen. Zudem lag es ja in dem System der „Freiwilligkeit", daß man jederzeit auf häuslichen Wunsch die Arbeit aufgeben oder unterlassen konnte, um für wirkliche oder eingebildete Pflichten zur Disposition zu sein. Immerhin wußte ich es mit List und Tücke lange Zeit so einzurichten, daß unsere Hausschneiderei und die Waschtage nie auf Tage gelegt wurden, an denen ich eine soziale Aufgabe übernommen hatte. So bahnte ich mir langsam den Weg.

Ich habe die Geschichte dieses Vereins, die mit meiner eigenen Entwicklung und der meiner Arbeit aufs innigste verbunden ist, ausführlich in einer Denkschrift („Zwanzig Jahre soziale Hilfsarbeit", Verlag der Gruppen 1913) dargestellt. Wenn ich an dieser Stelle eine Art persönlichen Hintergrund anzudeuten unternehme, so geschieht das nicht, weil ich glaube, daß meine Jugendzeit irgendwie besonders

schwer oder leicht war, sondern weil sie durchaus typisch war für das Schicksal der damaligen Mädchen „aus guter Familie", die ein Verlangen nach einem erfüllten Dasein in sich trugen.

Es ist nicht nötig, hier die Ausbreitung meiner Arbeit zu verfolgen. Sie führte mich bald auf die verschiedensten Gebiete und zu selbständigem, verantwortlichem Handeln. Ich richtete einen neuen Mädchenhort ein, arbeitete in der „Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur", der jetzigen Zentrale für private Fürsorge, während eines Jahrzehnts in intensiver Weise mit, gründete mit einigen Freundinnen die ersten Arbeiterinnenheime und -Klubs in Berlin und erlebte mit tätigem Anteil die Entwicklung der vielfältigen neuen Einrichtungen der sozialen Fürsorge, die in jener Zeit vor sich ging.

Das Wesentliche und Richtunggebende für mich war aber nicht das allein, was ich bei der Arbeit erlebte. Es war auch der Einfluß einer Frau, mit der mich die Arbeit zusammenbrachte und die mir die geistige Führerin wurde. Mit Jeannette Schwerin verband mich bald ein töchterliches Verhältnis, das die Beziehungen zu meiner Mutter nicht beeinträchtigte. Meiner Mutter blieb ich bis an ihren Tod eine zärtliche und meist nachgiebige Tochter. Aber in dieser Beziehung hatte ich doch viel Verantwortung und Sorge zu übernehmen, und mit meinem geistigen Ich war ich allein. In Frau Schwerin traf ich die überlegene und dabei verwandte Natur, einen Menschen mit stärksten Impulsen, einer unerhörten Aktivität, die eben aus einem wachen Gewissen quoll; ein tiefes Mitempfinden mit den Armen und Bedrückten, eine ganz nach außen gerichtete Natur, die doch ihre Kraft aus den Tiefen der Seele speiste. Was ich in täglicher und beglückender Zusammenarbeit mit ihr lernte, hat für immer meine Richtung bestimmt und meine sozialen Energien zur Wirksamkeit gebracht. In dieser Zeit hob sich vor meinen Augen der Vorhang, der mich von der wirklichen Welt getrennt hat. Ich begriff, daß selbst das geringe Kapital an Bildung und materiellen Gütern, das mir mitgegeben

war, mich den bevorzugten Klassen einreihte; daß darin eine Verpflichtung lag, die Welt besser zu machen als ich sie vorfand. Daß mir dafür nur unzureichende Mittel zu Gebot standen, tut nichts zur Sache. Es war die Erkenntnis dessen, worauf es ankam, die mir eine Lebensauffassung gab, nach der ich solange gehungert hatte.

Frau Schwerin hatte bald erkannt, daß die Jüngerin zu einem begeisterten Apostel der Lehre werden könnte, und sie gab mir volle Möglichkeit, mich an verantwortlichen Stellen zu erproben. Vielleicht daß die grausame Krankheit, die an ihr zehrte und die sie 1899 hinraffte, ihr schon damals den Wunsch eingab, ihrem Werk eine Nachfolgerin zu sichern. Jedenfalls trug mich ihr Vertrauen; es entwickelte in mir Fähigkeiten, die bis dahin brach gelegen hatten. Sie zeigte mir auch die Linie, die von der sozialen Not zur Frauenbewegung führt. Wie neben ihr damals vielleicht nur Frau Gnauck-Kühne, sah sie, daß das Verlangen der Frauen nach voller Entfaltungsfreiheit nur dann eine Berechtigung in sich trägt, wenn es nicht individualistischen, sondern sozialen Zielen untergeordnet wird. *Sie* gab der deutschen Frauenbewegung zuerst jenen sozialen Einschlag, jene spezifische Färbung, die man später mit dem Schlagwort „angewandte, auf die Welt übertragene Mütterlichkeit" bezeichnete. Sie veranlaßte mich, die ich mit leidenschaftlichem Herzen der praktischen Arbeit zugewandt war und danach verlangte, irgendwie das Meer der Not auszuschöpfen, mir das Rüstzeug für eine sozialpolitische Wirksamkeit zu beschaffen. Ich fing an, mich theoretisch mit Fragen des Arbeiterinnenschutzes zu beschäftigen. Ich half ihr bei dem Kampf um Einführung einer weiblichen Fabrikinspektion, um Zulassung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege. Das führte dazu, daß ich diese Gedanken in Vorträgen und Aufsätzen vertrat. Sie sandte mich auch (1898) in ihrer Vertretung zu der Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine in Hamburg, wo ich an ihrer Stelle ein Referat zu übernehmen hatte. Man kann sich heute den unverdienten Erfolg, den ich dort erntete, gar nicht mehr vor-

stellen. Denn die Tatsache, daß ein junges Mädchen auf einer großen Versammlung sprechen und frei und sachlich sprechen könnte, war damals, als die Generation zwischen 45 und 50 Jahren als die „Jungen" angesprochen wurden, geradezu revolutionär. Ich war damit in den Gesichtskreis der deutschen Führerinnen getreten und habe nicht nur damals viel freundliches Vertrauen von ihnen erfahren. Dem Bund Deutscher Frauenvereine habe ich seit jener Zeit angehört. Im Jahre 1900 wurde ich in den Vorstand gewählt, dem ich zuerst als Schriftführerin, dann als stellvertretende Vorsitzende bis 1920 angehörte und an dessen Ausbau ich stark und in der auf soziale Ziele gerichteten Tradition der Führerin mitwirkte.

Frau Schwerin starb im Juli 1899, und die junge soziale Bewegung, besonders die Gruppen für soziale Hilfsarbeit, in denen sie vor allem jeden spielerischen Geist unterdrückte und ernste Ziele aufrichtete, blieb verwaist. Der anfängliche Enthusiasmus der Jugend hatte nur in kleinem Kreise standgehalten. Die Mitläufer waren bald verschwunden. Auch die Vorlesungen konnten sich schwer halten, weil die Dozenten sich nicht auf die Bedürfnisse der praktischen Arbeit einstellten. Es interessierte nicht genug, wenn die Konstruktion der Wasserwerke erläutert oder die Befugnisse der Baupolizei dargelegt wurden, wenn wir hygienische Kenntnisse brauchten, um die uns anvertrauten Kinder vor Krankheiten zu schützen; wirtschaftliche und gesetzliche Kenntnisse, mit denen wir den Müttern zu besserer Lebensführung hätten helfen können. So brannte Frau Schwerins Tod nicht nur vielen unter uns im Herzen — er stürzte auch den Verein in eine Krise.

Zwei Jahre vor ihrem Ende war Emil Münsterberg aus Hamburg als Leiter des Armenwesens nach Berlin berufen worden, und obwohl er anfänglich der Beteiligung junger Mädchen an sozialen Aufgaben und überhaupt der Frauenarbeit sehr skeptisch gegenüberstand, gewann er doch Fühlung zu unserem Kreis und wurde bald völlig anderer Meinung. An ihm hatte die soziale Frauenarbeit später den

eifrigsten Förderer. Nach Frau Schwerins Tod trat er mit dem Vorschlag hervor, mir den Vorsitz im Verein zu über geben. Er begründete das damit, daß Frauen mit äußerer Stellung oder Vermögen, denen man den Posten anbieten könnte, glauben würden, mit Hergabe ihres Namens genug zu tun, während ein junger Mensch, der nichts als sich selbst einzusetzen hatte, sich ganz geben und damit dem Verein Namen und Stellung erwerben würde. Ich habe ihm dieses Vertrauen, das sich nur gegen Opposition durchsetzte, immer gedankt. Es fehlte damals nicht an Freunden, die mich warnten und mir in der tiefen Verzweiflung und dem leidenschaftlichen Schmerz, die mich beim Tod der geliebten Führerin erfaßten, rieten, von jedem Versuch einer leitenden Tätigkeit, für die ich zu jung und unerfahren sei, abzusehen. Aber Münsterberg hatte die Lage wohl richtig begriffen. Die Zeit war gekommen, in der die Jugend von der Jugend geführt sein wollte, in der die Generation von Müttern und Töchtern den Konflikt, der immer zwischen Vätern und Söhnen manifest war, gleichfalls erleben sollte. Die Zeit war für den Gedanken der Erziehung zur Berufsarbeit reif geworden, und hier mußte die junge Generation sich allein den Weg suchen.

Diesem Umstand war es zuzuschreiben, daß die Gruppen sich in den folgenden Jahren rasch entwickelten. Von fünfzig Mitgliedern wuchsen sie schnell auf tausend und darüber. In vielen Städten wurden Schwesternvereine gegründet, die sich zu einem Verband zusammentaten und die weibliche Jugend für den Gedanken der sozialen Pflicht gewannen.

Aus diesem Kreis erwuchs auch der Gedanke der sozialen Frauenbildung oder, wie man heute sagen würde, der Schulung zum sozialen Beruf.

Unterstützt durch Münsterberg, dem die Idee einer sozialen Durchbildung der weiblichen Jugend sehr am Herzen lag, veranstalteten die Gruppen im Herbst 1899 den ersten Jahreskursus zur beruflichen Ausbildung in der Wohlfahrtspflege. Nur wenige Teilnehmer fanden sich in den ersten Jahren ein, aber es erwuchs doch daraus eine Bewegung,

die weite Kreise zog. An anderer Stelle wurde der Versuch nachgeahmt, und im Jahre 1908, als in Preußen Pläne für eine Frauenschule allgemein-wissenschaftlichen Charakters erörtert wurden, fanden die Gruppen sich mit dem Pestalozzi-Fröbelhaus zusammen und bauten die Jahreskurse zu einer „Sozialen Frauenschule" mit zweijährigem Lehrgang aus. Das Programm, das ihr gegeben wurde, ist später Ausgangspunkt der Gründung von zahlreichen ähnlichen Schulen in allen Teilen des Landes geworden, die jetzt unter meinem Vorsitz in der „Konferenz Sozialer Frauenschulen Deutschlands" zusammengeschlossen sind.

In der Leitung der Schule wie im Unterricht, den ich dort erteile, fand ich schließlich — wenn auch auf anderem Wege und von anderer Seite, als ich schon von Kindheit an erhofft — die Möglichkeit pädagogischer Betätigung, ein Ventil für das Interesse, vielleicht auch für eine Begabung, die in mir war. Ich gewann dabei und schon vorher als Vorsitzende der Gruppen Einfluß auf Scharen junger Mädchen; einen Einfluß, der oft unerklärlich stark war. Vielleicht lag das daran, daß ich ihnen den Weg zu einer Lebenserfüllung weisen durfte, und daß ich mich in dem noch lange währenden Ringen der Mädchen des Bürgertums um das Recht auf Berufsbildung und Berufsarbeit den Eltern gegenüber zu ihrem Mittler machte. Ich habe diese Tatsache, daß ich Ideen interpretieren und an Tausende heranbringen durfte, für die der Boden bereitet und die Zeit reif geworden war, daß ich die volle Entwicklung und den Erfolg meiner Pläne in voller Jugendkraft erleben durfte, immer als ein unendliches Glück — ja mehr noch — als Gnade empfunden.

Über die Entwicklung der sozialen Berufsarbeit, die durch die Schulen zweifellos ihre erste Formung empfing, auch über die Festigung des sozialen Bildungswesens durch die Einführung staatlicher Prüfungen braucht in diesem Zusammenhang nichts gesagt zu werden[1]. Aber es verdient vielleicht festgehalten zu werden, daß diese erste Schule von

[1] Darüber findet sich eine Darstellung in: Alice Salomon, Ausbildung zum Sozialen Beruf. Verlag Carl Heymann. Berlin 1927.

einer kleinen Gruppe von Menschen, ohne jede Rechtsform, mit einem Garantiefonds von viertausend Mark in das Leben trat, der nie eingefordert wurde. Bis zu den Inflationsjahren haben wir die Schule ohne Zuschüsse erhalten und mit Hilfe von Freunden das Haus dafür gebaut, das zum Ausgangs- und Mittelpunkt vieler sozialer Frauenbestrebungen geworden ist. Im Jahre 1925, nachdem mehr als dreißig Jahre meines Lebens in dieser Arbeit steckten, ist der Schule und den verwandten weiblichen Fachschulen eine Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit aufgebaut worden — wie die Gründer hoffen als zentraler Aufbau auf das Bildungswesen, das aus weiblichem Geist hervorgegangen ist und frauenhafte Arbeit im engsten Sinne pflegt. Es führt das die bisherige Entwicklung meiner Arbeit in gerader Linie fort. Was mir dabei vorschwebt, ist der Gedanke einer hochschulartigen Stätte für Frauen, die nicht die Universität ersetzen, nicht zum wissenschaftlichen Beruf vorbereiten soll. Denn es gibt keine besondere Frauenwissenschaft. Wohl aber gibt es Aufgaben, die im besonderen Sinne weibliche Aufgaben — die im besonderen Maße weibliche Berufe sind. Den Frauen, die sich solche Aufgaben erwählt haben, soll die Akademie das wissenschaftliche Rüstzeug geben, durch das die besonderen weiblichen Kulturleistungen gefördert werden können. Es sollen die Gebiete der Wissenschaften gepflegt werden, die vor allem die schöpferische Kraft der Frau auslösen, und sie sollen in einem besonderen Geist und mit einem ursprünglichen Ethos erfaßt werden, so daß die geistige Höherentwicklung die unauslöschliche Wesensart, die ursprüngliche Geschlechtsindividualität steigern wird[2].

Die angedeutete Entwicklung des sozialen Bildungswesens, die in den gegenwärtigen Abschnitt hineinführt, begleitet sozusagen den Ablauf meiner eigenen Entwicklung. Aber es sind dabei Phasen und Erlebnisse übersprungen, die erwähnt werden müssen, weil sie notwendige Begleitumstände sind, aber auch meinem Leben Farbe und Rhythmus gaben.

[2] Vgl. Prospekt der Akademie, zu erhalten durch die Geschäftsstelle, Berlin W 30, Barbarossastraße 65.

Ich bin davon ausgegangen, daß meine Schulbildung sich kaum über die einer heutigen Volksschule erhob, und daß mein geistiges Leben erst mit dem Ergreifen der sozialen Arbeit einsetzte, daß meine literarische Tätigkeit auf der Grundlage eines autodidaktisch erworbenen Wissens begann.

Um die Jahrhundertwende, als die Universitäten sich auch in Preußen den Frauen öffneten, lag mir noch der Gedanke des Studiums vollkommen fern. Mir fehlte jede Vorbedingung dazu. Auch hatte ich eine Arbeit, die mich ganz erfüllte, und die ich nicht um einer anderen willen, oder gar für einen Titel, aufgegeben hätte. Als junges Mädchen, als ich die Schule verließ, hatte ich nie gehört, daß Frauen in anderen Ländern studieren durften. Aber auch wenn ich davon gewußt und erfahren hätte, würde mir dabei die Möglichkeit, das auf das eigene Leben zu beziehen, nie gekommen sein. Wir lebten viel zu abgeschlossen und zu sehr im festen Gefüge der Familie, als daß ich jemals hätte darum bitten können mich in das Ausland gehen zu lassen. Es wäre auch in den beschränkten Verhältnissen meiner Mutter dafür tatsächlich kein Geld da gewesen. Und was hatte ich gelernt, womit ich mir die Vorbereitung für ein Abiturientenexamen in der Fremde hätte verdienen können. Der „emanzipierte" Gedanke kam mir aber gar nicht. Ich wußte von diesen Dingen nichts.

Zudem hätte ich mir die Fähigkeit zum Studium auch gar nicht zugetraut. Denn in einer Kaufmannsfamilie, in der durch Generationen die Männer dem gleichen Berufe nachgingen, war die Distanz zu den gelehrten Berufen zu groß. Ich lebte in der Auffassung, daß zur Ablegung der Doktorprüfung geistige Gaben höherer Ordnung nötig seien, und der erste Vetter, der es wirklich vollbrachte, erschien mir als ein außerordentliches Wesen.

Als sich dann die Universitäten den Frauen öffneten, erregte diese Tatsache unter uns Sozialarbeiterinnen die Gemüter stark. Einige entschlossen sich dazu, sich auf die Abiturientenprüfung vorzubereiten. Andere, die eine Lehrerinnenprüfung gemacht hatten, hörten Vorlesungen. Einige

Studentinnen tauchten, von Süddeutschland kommend, wo die Universitäten sich etwas früher den Frauen öffneten, in unserem Kreise auf und arbeiteten geradewegs auf die Doktorprüfung hin.

Damals lernte ich in einer Abendgesellschaft Professor Sering kennen, der mich fragte, ob ich denn nicht auch Neigung hätte, Vorlesungen zu hören. Das müsse doch für meine sozialpolitischen Interessen förderlich sein. Ich hatte damals schon ziemlich viel veröffentlicht. Zuerst einen Band Aufsätze unter dem Titel „Soziale Frauenpflichten", wofür sich merkwürdigerweise ein Verleger gefunden hatte, der diese Anfängerarbeit sogar mit einem mir damals königlich erscheinenden Honorar entlohnte. Ich glaube, es sind dreihundert Mark gewesen; aber vielleicht waren es nur hundert Mark und die Summe hat sich in meinem Gedächtnis multipliziert, weil sie damals für mich eben doch sehr groß war. Dann hatte mich Helene Lange nach Frau Schwerins Tod aufgefordert, für das Handbuch der Frauenbewegung die wesentlichen Abschnitte des zweiten Bandes zu übernehmen, eine Geschichte der sozialen Hilfsarbeit der Frau und ein Kapitel über Arbeiterinnenschutz. Beides erschien wohl im Jahre 1900. Vorher, seit 1895, hatte ich schon gelegentlich Beiträge für die Zeitschrift „Die Frau" und andere Zeitungen geschrieben. Ich erinnere mich noch genau eines Morgens, an dem ein blitzendes Goldstück auf dem Frühstückstisch mit einem Postabschnitt lag — das erste Honorar, das ich verdient hatte. Und die Verwunderung meiner Mutter — mit ein klein wenig Achtung vermischt — war groß ob der Tatsache, daß meinen, von der Familie so lächerlich gemachten oder bekämpften Ideen von irgendwelchen Menschen Geldwert beigemessen wurde. Bleibt das doch der Maßstab, an dem die kaufmännische Tradition, von der meine Mutter umgeben war, den Erfolg jedes Tuns beurteilt.

Diese meine ersten Veröffentlichungen waren vorwiegend kompilatorischer Art. Die einzige, in der ich mit eigenen Gedanken und auf ganz neuem Boden hervortrat, war ein größerer Aufsatz über Mutterschaftsversicherung, ein Pro-

blem, das damals in Deutschland noch nicht erörtert war. Auch zu den Fragen des Arbeiterinnenschutzes gewann ich eine selbständige Stellung, die ich öfter vertrat, nachdem ich auf dem ersten internationalen Kongreß, den ich im Ausland und als Delegierte besuchte (der Tagung des Internationalen Frauenbundes in London 1899), die Haltung vieler Frauenrechtlerinnen kennengelernt hatte. Meiner ganzen Einstellung nach mußte ich die Ablehnung eines besonderen Frauenschutzes durch die Feministen bekämpfen. Denn mir galt der Mensch mehr als eine formale Idee. Mich zog in der Frauenbewegung viel weniger das Prinzip der Gleichberechtigung an, als das Streben nach Nutzbarmachung gebundener, gefesselter Kräfte mit dem Ziel sozialer Wirksamkeit. Ich konnte in der Ablehnung des Arbeiterinnenschutzes nur eine Preisgabe der Interessen der Arbeiterinnen sehen, eine Stellungnahme, die einen unheilvollen Bruch zwischen der Frauenbewegung und den Proletarierinnen herbeiführen mußte. Mein Interesse an der Arbeiterinnenbewegung, die damals ohnehin in Deutschland in scharfem Gegensatz gegen die sogenannte „bürgerliche Frauenbewegung" entstand, war aber immer warm, obwohl meine innere Auseinandersetzung mit dem Sozialismus, die bald nach Beginn meiner sozialen Arbeit einsetzte, mich doch nicht in seine Reihen führte. Jedenfalls habe ich damals alle möglichen Argumente für einen Ausbau des Arbeiterinnenschutzes in zahlreichen Arbeiten vertreten, wie auch im Bund Deutscher Frauenvereine auf eine positive Stellung zum Arbeiterinnenschutz gewirkt.

Sering kannte einige meiner Arbeiten und war der Ansicht, daß sie mir die Zulassung zum Besuch volkswirtschaftlicher Vorlesungen erwirken würden. Er riet zu einer Eingabe und diese wurde auch genehmigt.

An ein ordnungsgemäßes Studium dachte ich damals — es war im Jahre 1902 — nicht. Mir fehlte doch jede Vorbildung; auch wollte ich meine soziale Arbeit, die durch die Leitung der „Gruppen" einen berufsmäßigen Umfang angenommen hatte, nicht aufgeben. Daß ich kein wissenschaft

licher Mensch bin, für einen theoretischen Beruf keine Neigung hatte, war mir ganz klar. Aber ich war gerade damals durch ein trauriges persönliches Erlebnis hindurchgegangen und hatte eine Jugendhoffnung begraben. Das ließ mir eine Ablenkung und Anregung wünschenswert erscheinen. Zudem war ich jung genug, um von der Romantik, die der Universitätsbesuch für die Frauen noch hatte, angezogen zu sein, und nach acht Jahren atemloser sozialer Arbeit — oft in einer Ekstase der Hingabe geleistet —, die viel zu wenig Zeit zu vertiefter Lektüre ließ, fühlte ich, daß ich mir noch einmal Zeit schaffen mußte, um aufzunehmen. Ich war geistig und seelisch ausgehungert und brauchte neue Nahrung, wenn ich weiter anderen etwas geben wollte.

So zog ich zur Universität. Das Geld, das ich für die Kollegs brauchte, verdiente ich durch meine literarische Tätigkeit. Auch gab ich damals schon an einigen Bildungsanstalten (Viktorialyzeum, Handelsschule des Lettevereins, Pestalozzi-Fröbelhaus usw.) volkswirtschaftlichen Unterricht — mit den mageren Kenntnissen, die ich mir irgendwie angeeignet hatte. Ein eigentliches Studentenleben habe ich nie kennengelernt. Denn von Haus konnte und wollte ich nicht fort, teils der Gruppen wegen, teils auch, weil meine Mutter mich nicht entbehren wollte und ich solche Familienforderungen immer überordnete. Das Studium wurde Beiwerk, nicht Hauptinhalt für mich.

Trotzdem wurde es eine unendlich beglückende Zeit. Ich glaube nicht, daß die ordnungsmäßig durch die Studienanstalt vorbereitete Studentin der heutigen Zeit sich eine Vorstellung von der Seligkeit machen kann, die das Trinken aus dem Becher der Erkenntnis für uns, die wir darnach dürsteten, bedeutete. Ich fand endlich, wonach ich von klein an unbewußt und dann bewußt Verlangen gehabt hatte: Werkzeuge, Hilfsmittel, um mir eine Weltanschauung und Lebensauffassung zu suchen — oder vielleicht nur, um das, was als Anlage dafür in meinem Wesen vorhanden war, für mich zu begründen. Mein Interesse für Tatsachen und Ereignisse, die ganz außerhalb meines Gesichtsfeldes gelegen

hatten, wurde geweckt. Manche Lücken meines Wissens wurden gefüllt — wenigstens auf dem mir zunächst liegenden volkswirtschaftlichen Gebiet. Das Wissen ordnete sich zu Zusammenhängen, und das Leben gewann so einen neuen, unerhörten Reiz.

Ich hatte allerdings das Glück, noch zu den Füßen der großen Nationalökonomen zu sitzen. Es war, als Gustav Schmoller und Adolf Wagner auf dem Gipfel ihrer Laufbahn standen. Mit ihnen trat ich in nähere, mit Sering in freundschaftliche Beziehung. Die jüngeren Dozenten nahmen mich in einen Kreis auf, in dem die Ergebnisse ihrer Arbeiten erörtert wurden. Zu all diesem Reichtum des Lernens und Erlebens kam auch der Schwung, der uns Frauen damals noch aus dem Bewußtsein erwuchs, daß unsere Leistungen der Bewertung unseres ganzen Geschlechts irgendwie auf das Konto gesetzt wurden. Auf diesem Gebiet waren wir — eine kleine Zahl noch — die ersten; und wir hatten die Erwartungen zu rechtfertigen, mit denen die Pioniere vor uns den Kampf um das Frauenstudium geführt hatten. Das löste einen gesunden Ehrgeiz in uns aus. Wir wußten, daß an uns höhere Maßstäbe als an die männlichen Studierenden gelegt wurden, und das war uns auch recht. Wir wollten sie befriedigen. Jeder Erfolg — und gegen wie viele Hemmungen mußte er errungen werden — gehörte nicht der einzelnen, sondern allen, der Gruppe.

Von alledem, was ich in den Hörsälen und auch aus Büchern damals lernte, habe ich unmittelbar in der praktischen sozialen Arbeit kaum etwas verwerten können. Darauf war und ist auch heute noch die Universität in Deutschland nicht eingestellt. Ich bin auch deshalb später immer der Ansicht gewesen, daß für die Berufsausbildung zu sozialer Arbeit das akademische Studium, so wie es nun einmal ist, nicht der geeignete Weg ist. Gerade das führte mich ja bald nach dem Abschluß meines Studiums zu dem Aufbau der sozialen Frauenschule. Aber mittelbar hat das Studium meine Arbeit außerordentlich gefördert. Es hat mich in sachlichen Fragen vermittelnder gemacht. Es hat mich ge-

lehrt, andere Anschauungen zu achten, die Subjektivität von Werturteilen zu begreifen. Und es gab mir vor allem einen geistigen Rahmen für die soziale Arbeit, einen historischen und philosophischen Hintergrund dafür. Es zwang mich zur Beschäftigung mit Dingen, an denen ich bis dahin achtlos vorübergegangen war.

Ich hatte, wie schon erwähnt, bei Beginn meines Studiums kein festes Ziel im Auge, weil bei meiner mangelhaften Vorbildung die Erlaubnis zum Hören volkswirtschaftlicher Vorlesungen ein besonderes Entgegenkommen bedeutete. An ein akademisches Examen konnte ich gar nicht denken. Die Möglichkeit dazu wurde mir dann ohne eigenes Zutun entgegengebracht.

In einem der ersten Semester kam mir während einer Vorlesung von Alfred Weber über „Theoretische Nationalökonomie", in der er die Böhm-Bawerksche Grenznutzenlehre erörterte, blitzartig der Gedanke, daß man damit die ungleiche Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit wissenschaftlich erklären, sie als gesetzmäßig im Rahmen einer freien Wirtschaft nachweisen könne, und daß damit die Auffassung einer willkürlichen Ungerechtigkeit zu beseitigen sei. Ich entschloß mich sofort, eine Untersuchung zu machen und meldete eine Seminararbeit über das Thema an. Die Arbeit wurde sehr umfangreich und brachte recht interessantes Material zu dieser Frage zusammen, die damals überhaupt noch nicht bearbeitet war. Alfred Weber, dem ich davon erzählte, ließ sich das Manuskript geben und fragte mich acht Tage später, nachdem er es gelesen, ob ich nicht auf Grund der Arbeit doktorieren wolle. Ich war zuerst zu überrascht, um die Frage zu bejahen. Auch glaubte ich, daß die Sache in Berlin gar nicht ohne Matura zu machen war. Ferner fürchtete ich ein Examen in der philosophischen Fakultät, weil ich mich mit Philosophie überhaupt nicht beschäftigt hatte und sie mir als eine Geheimwissenschaft höherer Ordnung erschien. Das alles sagte ich ihm, und erst seine Bemerkung: „Man reiht sich doch da ein, wo man hingehört" und sein Anerbieten, mit meinem Lehrer Sering und den anderen Ordi-

narien über die Sache zu sprechen, brachte mir den Gedanken näher. Nach einigen schlaflosen Nächten, in denen ich die Veränderungen, die ein solcher Entschluß notwendig in mein Leben tragen mußte, immer wieder überlegte, schrieb ich ihm, daß ich sein Anerbieten annähme und beabsichtige, mich auf die Prüfung vorzubereiten, wenn man mir in Berlin die Möglichkeit dazu schaffen könnte.

Nun begann eine unruhige und aufgeregte Zeit. Denn ich mußte naturgemäß das Studium stärker in den Mittelpunkt meines Lebens stellen und die soziale Arbeit etwas einschränken. Zudem wurden auch damals noch zu Hause ziemlich viel Anforderungen an mich gestellt. Ich mußte nun auch neue Disziplinen aufnehmen und entschied mich — außer für die obligatorische Philosophie — für Geschichte. Die Philosophie, an die ich mit Ängsten heranging, wurde mir bald eine liebe Beschäftigung, und ich bin später immer dankbar geblieben, daß der Zwang beim Studium mich in diesen schönsten Garten der Wissenschaft geführt hat. Ich bin auch überzeugt, daß man zu keiner Wissenschaft ein rechtes Verhältnis gewinnen kann, wenn man sich nicht mit den Grundproblemen alles Wissens auseinandergesetzt hat.

Aber ehe ich mich in die neuen Gebiete einlebte, mußte die Frage geklärt werden, ob ich überhaupt zur Doktorprüfung zugelassen werden kann. Es wurde festgestellt, daß der Minister (damals war noch Althoff im Kultusministerium allmächtig) einen Dispens vom Abiturientenexamen geben könne, sofern die Fakultät einstimmig den Antrag dafür stellte. Das erschien in einer Fakultät, die über sechzig Köpfte zählte und in der Feinde des Frauenstudiums wie Roethe saßen, nicht sehr wahrscheinlich. Trotzdem nahm Professor Sering, der sich mit großer Begeisterung unter die Freunde des Frauenstudiums gestellt hatte, die Sache mit Eifer auf. Auch Schmoller und Wagner waren dafür zu haben. Jedoch hatte ich erst drei Semester hinter mir, und es wurde mir bedeutet, daß vor dem sechsten Semester nichts zu machen sei. Sollte man mich von der Matura dispensieren, so war an eine Verkürzung des Studiums unter die

vorgeschriebenen drei Jahre nicht zu denken. Auf den Rat der Professoren wandte ich mich nun den neuen Disziplinen zu und arbeitete, als ob mir die Ablegung der Prüfung in Aussicht stand. Am Beginn des sechsten Semesters reichte ich meinen Antrag auf Zulassung ein. Das Unglück wollte, daß der damalige Dekan, Professor E., ein Feind des Frauenstudiums war, und er wies den Antrag brüsk zurück, ohne ihn überhaupt der Fakultät vorzulegen. Meine Enttäuschung war ungeheuer. Denn so wenig ich ursprünglich und von mir aus die Doktorwürde erstrebt hatte, so war ich doch auf Grund der Ideen und der Ratschläge meiner Lehrer allmählich in die Erwartung hineingewachsen. Wenn ich auch nicht bereute, soviel Zeit an das Lernen gewendet zu haben, so hatte doch der Schwerpunkt meines Lebens sich etwas verschoben, und das alles schien mir, die ich eben doch für die praktische soziale Arbeit lebte, nur im Hinblick auf das Ziel gerechtfertigt.

Aber nicht nur ich — auch meine Lehrer waren schwer enttäuscht. Ja — sie waren mehr als das. Sie waren aufrichtig empört, daß man mir vorenthielt, was man jungen Männern in zahlreichen Fällen — besonders ausländischen Studenten — bereitwillig zugestand, und sie lehnten sich gegen das Vorgehen auf, das es ihnen unmöglich gemacht hatte, meine Sache vor der Fakultät zu führen. Auf ihre Veranlassung griff das Ministerium ein. Vielleicht, daß es dort nicht erwünscht erschien, wenn ich außerhalb Preußens mir holen würde, was die Heimat mir versagte. Denn ich war schon in weiten Kreisen bekannt, und nachdem die Sache soweit gediehen war, hätte das nahe gelegen. Jedenfalls wurde gefordert, daß die Angelegenheit der Fakultät offiziell vorgelegt wurde, was mir allerdings nicht gerade die Freundschaft des Dekans eintrug. Es waren Wochen der Unruhe, ehe die Entscheidung fiel. Aber sie war wieder negativ. Mit Ausnahme des Dekans und Professor Roethes hatten alle Mitglieder der Fakultät für mich gestimmt. Ein wohlwollender Dekan hätte die Sache sicher zu einem günstigen Ergebnis führen können. Aber das Wohlwollen war

eben nicht vorhanden und meine Fürsprecher unterlagen. Der Bericht ging an das Ministerium, und obwohl ich nun mit der Sache nichts mehr zu tun haben und mit ganzer Kraft in meine praktische und organisatorische Arbeit zurück wollte, wurde mir von dort bedeutet, ich sollte zu Beginn des nächsten Studienjahres — nachdem ein neuer Dekan gewählt sei — mein Gesuch wiederholen. Man würde mich nicht im Stiche lassen.

Ich hatte unterdessen das Kolleghören gründlich über. Ich war zu alt geworden und fühlte, daß ich allein aus Büchern in kürzerer Zeit mehr lernen könnte. Auch lag meiner Natur diese fortgesetzte Rezeptivität nicht, die mich von dem abhielt, was mir — vielleicht unberechtigterweise — als Produktivität erschien. Auch hatten sich unsere wirtschaftlichen Verhältnisse in den Jahren durch große Verluste so verschlechtert, daß ich wenigstens für meine persönlichen Bedürfnisse und für die Ausgaben, die durch meine Arbeit entstanden, etwas verdienen mußte. So ließ ich das nächste Jahr ohne enge Beziehung zur Universität vorübergehen und baute meine Lehrtätigkeit und die Arbeit in den Gruppen aus. Dann kam in den letzten Februartagen des Jahres 1906 die Erlaubnis zur Ablegung der Doktorprüfung, der ich mich wenige Tage darauf, an dem ersten zulässigen Termin, unterzog. Ich habe damals trotz aller Freude, mit der ich selbst und meine Angehörigen und Mitarbeiter diese Tatsache begrüßten, nicht geahnt, wie nützlich dieser Titel in Zukunft für mich und meine Arbeit werden könnte. Damals erschien er nicht viel anders als ein seltenes Schmuckstück, ein Stempel, der mir die Zugehörigkeit zu einer geistigen Schicht bestätigte. In dem Kampf ums Dasein, den das Schicksal unserer Generation später in Kriegs- und Inflationsjahren aufnötigte, bewährte er sich als nützliches Werkzeug im Erwerbsleben. Aber vor allem gab mir der äußere Abschluß des Studiums einen Ausweis, der sich bei meiner Arbeit für die Entwicklung des sozialen Fachschulwesens als äußerst wertvoll erwies. Die Zeit war zu Ende, in der Dilettanten eine solche Bewegung führen konnten.

Die jüngere Generation hatte Möglichkeiten der Durchbildung, die mir noch verschlossen waren. Wohl entscheidet noch heute über die Führung einer Bewegung das Gewicht der Persönlichkeit — aber gerade für die pädagogisch-soziale Arbeit, zu der es mich zog, wurde der Ausweis eines abgeschlossenen Studiums später gerade unentbehrlich.

Ich habe auch nach bestandenem Examen nicht einen Augenblick daran gedacht, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Ich war im Gegenteil froh, mich nun ganz wieder den Aufgaben zuwenden zu können, denen ich schon solange treu war. Die Gruppen, der Bund Deutscher Frauenvereine, die großen karitativen und sozialpolitischen Organisationen forderten meine ganze Kraft. Zudem bestand damals eine starke Nachfrage nach einer Lehrkraft für volkswirtschaftlichen Unterricht an weiblichen Fachschulen, so daß ich eine ziemlich umfangreiche Lehrtätigkeit hatte. Ich gab diese auf, als wir 1908 die Soziale Frauenschule gründeten, deren Direktorin ich wurde. Über diese Entwicklung ist bereits berichtet worden. Hier galt es nur festzustellen, wie der Zufall meines Studiums dazu führte, daß die soziale Arbeit, der ich mich während fünfzehn der arbeitsfrohesten und arbeitsfähigsten Jugendjahre hingegeben hatte, in Übereinstimmung mit meinen frühen Kindheitsträumen von einer Lehrtätigkeit gebracht wurde. Ein Stück bedrucktes Papier hatte mich in die soziale Arbeit gebracht. Zufällige Begegnungen und Anregungen führten mich zum Studium. Beides zusammen ergab einen Lebensplan, der alle Wünsche verwirklichte, alle Erfahrungen nutzte. Wer wollte da das Wort Zufall nicht gläubig durch den Begriff „Schicksal“ und „Führung“ ersetzen!

Die Jahre, die dem Ausbau der Schule gewidmet waren, brachten eine fieberhafte Arbeit. Wir hatten beschlossen, die Schule zu eröffnen, wenn auch nur zwanzig Schülerinnen sich anmelden würden. Statt dessen kamen achtzig, und in den folgenden Jahren noch mehr, so daß wir uns mit zu wenigen Hilfskräften und in zu engen Räumen ehrlich plagen mußten. Die Schülerinnen brachten auch damals ein starkes Bedürf-

nis mit, in enge Beziehungen zu mir zu treten, ihre persönlichen Schwierigkeiten meinem Rat zu unterbreiten. Ich mußte auch für die Unterbringung der Auswärtigen sorgen, in Krankheitsfällen mich ihrer annehmen. Denn damals hatte die Schule kein Internat. (Erst 1922 wurde der Schule das Heimathaus durch das Deutsche Rote Kreuz zur Verfügung gestellt.) Das alles nahm unendlich viel Zeit, gab aber der ganzen Schule ihr Gepräge und verband mir viele der Schülerinnen in einer Freundschaft, die alle Jahre überdauert.

Auch erweiterte sich in den Jahren meine publizistische Tätigkeit. Ich veröffentlichte ein Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre für Frauenschulen; später einen Leitfaden der Wohlfahrtspflege (in Zusammenarbeit mit S. Wronsky); ferner einen Leitfaden unter dem Titel: Die deutsche Volksgemeinschaft in Staat, Wirtschaft und sozialem Leben. (Alle bei Teubner.) Eine größere wissenschaftliche Arbeit über Mutterschutz und Mutterschaftsversicherung machte ich im Auftrage des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge (erschienen bei Dunker & Humblot), der mich auch in seinen Vorstand wählte, als zum erstenmal Frauen dafür herangezogen wurden. Ein kleines Buch über soziale Frauenbildung folgte, das später in neuer Auflage mit dem Titel: „Soziale Frauenbildung und soziale Berufsarbeit" erschien. Als die Gruppen 1913 ihr zwanzigjähriges Bestehen feiern konnten, schrieb ich die Geschichte des Vereins, die in gewissem Sinne auch die Geschichte unserer Generation sozialer Arbeiterinnen war. („Zwanzig Jahre soziale Hilfsarbeit.")

Jene Jahre angespanntester Leistung wurden aber zugleich auch neue Lehrjahre. Denn ich wurde 1909 zur Schriftführerin des Internationalen Frauenbundes gewählt. In gewisser Weise wurde damit ein neuer Lebensabschnitt eingeleitet.

Schon 1896 hatte ich auf Veranlassung von Frau Schwerin in Berlin an einem Internationalen Frauenkongreß teilgenommen und war stark beeindruckt worden. Damals fiel es

keinem Menschen ein, internationale Beziehungen irgendwie grundsätzlich zu beurteilen oder die nationale Verwurzelung derer in Frage zu ziehen, die an solchen Dingen teilnahmen. Die angelsächsischen Länder waren in der Frauenbewegung soviel weiter, daß die deutschen Frauen sich naturgemäß mit ihnen in Verbindung halten mußten. Sie nahmen auch die Anregung, die 1893 von Amerika zur Beteiligung an einem Internationalen Frauenbund und zur Gründung eines Bundes Deutscher Frauenvereine kam, gern auf. Sollte doch durch den Zusammenschluß von Frauen aller Klassen, Berufe, Bekenntnisse zunächst innerhalb jedes Ortes und jedes Landes, dann aber durch den Zusammenschluß dieser Frauenbünde aller Nationen ein besseres Verstehen und eine Förderung der Frauenbestrebungen und des Volkswohles herbeigeführt werden. Die Organisation (schon 1888 in Washington konzipiert) trat mit dem Motto: „Tue anderen, wie du willst, das sie dir tun", ins Leben und wurde zu der umfassendsten internationalen Frauenorganisation. An der Tagung dieses Internationalen Frauenbundes in London 1899 nahm ich dann — wieder auf Wunsch und Vorschlag von Frau Schwerin — als Rednerin teil; ebenso an einem Frauenkongreß in Paris im Jahre 1900. Schon vorher (1896) hatte ich einige Wochen in England verbracht, um dort soziale Studien zu treiben. England war darin soweit voraus, daß alle Sozialarbeiter und Sozialpolitiker dort Anregung und Förderung suchten. Auch bestand zwischen den Leitgedanken der sozialen Gruppen und der damals in England aufblühenden Settlementsbewegung eine gewisse Übereinstimmung, so daß viele aus unserem Kreis darnach strebten, in England etwas zu lernen.

Dort also gewann ich die ersten Eindrücke vom Ausland, von fremder Art, von der Verschiedenheit der Volkscharaktere. Es war alles brennend interessant. Es rührte tausend neue Gedanken und Pläne in mir auf. Aber bei alledem wurde mir doch auch zum erstenmal bewußt, was die Heimat bedeutet; was es heißt, deutsch zu sein. Man kann das eigentlich überhaupt nur in der Fremde lernen. Denn erst

aus fremden Wesen kann man das des eigenen Volkes erkennen. Erst der Vergleich öffnet dafür die Augen, und aus Büchern ist das nicht zu lernen. Die Zusammengehörigkeit alles dessen, was deutsche Sprache spricht und deutsche Seele hat, was durch die gemeinsame Geschichte und durch gemeinsames Schicksal verbunden ist, die habe ich damals zuerst begriffen, und alle vaterländische Begeisterung, die mir in Kinder- und Jugendzeit anerzogen war, verblaßte gegenüber dem Ergriffensein von der Realität deutscher Art; vor dem Gefühl, daß man im Boden des eigenen Volkstums tief verwurzelt ist. Ich habe deshalb auch später immer den Anspruch von Menschen und Parteien, die als ausschließliche Vertreter einer nationalen Gesinnung gelten wollen, und die niemals über den eigenen Kreis hinausgesehen haben und von fremden Völkern nur eine aus Vorurteilen gebildetete Meinung besitzen, als so besonders hohl empfunden. Denn man lernt das Vaterland und das eigene Volk erst in seinem Wesen kennen, wenn man die Fähigkeit gewinnt, zu begreifen, was es von anderen unterscheidet. Und man dient ihm am besten, nicht indem man sich abschließt, sondern indem man sich aufschließt für die Errungenschaften anderer Kulturen, durch die man der eigenen neue Werte hinzufügen kann.

Ich war also schon für die Arbeit im Internationalen Frauenbund vorbereitet, als der Bund Deutscher Frauenvereine im Jahre 1903 und 1904 die Vorbereitungen für die Tagung dieser Weltorganisation der Frauen traf, die im Juni 1904 in Berlin stattfinden sollte. Als Schriftführerin des Bundes Deutscher Frauenvereine nahm ich sowohl an der Aufstellung des Programms für den Kongreß, an seiner Leitung wie an den lokalen Vorbereitungen starken Anteil. Die Kongreßtage mit dem Widerhall, den sie in der deutschen Presse und in weiten Kreisen der Bevölkerung fanden, bildeten einen Höhepunkt in der Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Die Anerkennung der Ausländerinnen für unsere Veranstaltungen war um so überwältigender, als jene noch von den Interessen und der Stellung der deut-

schen Frauen eine ganz veraltete Vorstellung hatten. So wurden diese Tage zu Glanzpunkten im Leben aller, die in verantwortlicher Stellung daran teilnahmen. Die deutsche Bewegung wurde ein gut Stück vorwärts getrieben, teils weil deutsche Frauen ihre organisatorischen und geistigen Fähigkeiten dabei hatten entfalten können, vor allem aber auch, weil einige Frauen anderer Länder einen nachhaltigen Eindruck hinterließen. Ich denke an die greise Susan B. Anthony, die ihren Kreuzzug für das Frauenstimmrecht mit dem Glaubenseifer der Puritanerin führte; an Bertha von Suttner, deren Friedenspropaganda wie ein Evangelium klang; aber auch an Lady Aberdeen, die damals zum zweitenmal zur Vorsitzenden des Internationalen Frauenbundes gewählt wurde und deren mütterliche Güte, deren politische Weisheit und lebendiges Christentum den Internationalen Bund überhaupt nur möglich machten. Sie und ihre Tochter schenkten mir damals ihre Freundschaft, die uns fortan verband und die meinem Leben eine entscheidende Wendung gab. Von dieser Freundschaft kann ich nicht wie über meine Liebe zu Frau Schwerin sprechen. Man kann nicht berühren, was dem Lebenden gehört, während das Verhältnis zu der toten Freundin ohne Scheu herausgestellt werden kann. Aber das, was mein Leben mit soviel Schönheit und Reichtum erfüllte, ist in der Widmung zu einem meiner Bücher angedeutet. Dort habe ich mein Verhältnis zu diesen beiden Frauen, die mir in geistigem Sinne zu Müttern wurden, mit den Worten gekennzeichnet: „Der Einen, die mir den Weg gewiesen; der Anderen, die mir die innere Kraft und Sicherheit gab, ihn der Jugend zu zeigen."

Auf Lady Aberdeens Veranlassung wurde ich 1909 zur Schriftführerin des Internationalen Frauenbundes gewählt. Sie selbst — die Vorsitzende — war in den folgenden Jahren stark anderweitig in Anspruch genommen, da Lord Aberdeen das Amt des Vizekönigs von Irland bekleidete, und mir fiel dadurch eine große und verantwortliche Arbeit in ziemlicher Selbständigkeit zu. Die gemeinsame Arbeit, in vollster Übereinstimmung der Ideen ausgeübt, machte es nötig, daß

ich oft nach Irland ging. Auch sonst brachte das Amt viele Reisen mit sich. Auch meine erste Amerikareise wurde durch die Tagung des Bundes in Kanada (1909) veranlaßt. Damals durchquerte ich den Kontinent zuerst auf der kanadischen Seite und dann bei der Rückkehr auf Seite der Vereinigten Staaten — dank freundlicher Vorkehrungen, die von den Frauen jener Länder für die überseeischen Besucher getroffen waren. Diese Reise brachte mir die Bekanntschaft unerschlossener Gegenden der Prärie, des Urwaldes; erster Siedlungen auf jungfräulichem Boden; eine Vorstellung von dem Leben der Kolonisten, den Gefahren, den Schwierigkeiten ihrer Arbeit, von ihrer Einsamkeit — aber auch von den Möglichkeiten, die ein solches Land bietet. Auf der Reise von Osten nach Westen hatte ich eine Art Anschauungsunterricht der Wirtschaftsstufen, durch die in vergangenen Zeiten die europäische Menschheit hindurchgegangen ist. Je weiter wir nach Westen kamen, desto mehr entfernten wir uns von der Zivilisation der Gegenwart, wie man sie in den alten Ländern als selbstverständlich hinnimmt. Desto mehr tauchten wir in die vergangenen Lebens- und Wirtschaftsformen ein; in die Marktstadt, die — wie im germanischen Mittelalter — nichts als ein Zentrum des Austausches für den umliegenden Landbezirk bildet; in die Siedlungen aus Blockhäusern und Zelten, die den Anfang der Seßhaftmachung aller Völker ausmachte. So wurde diese Reise zu einer kulturhistorischen Belehrung ohnegleichen, die sowohl die Vergangenheit der alten Völker für mich beleuchtete, wie auch die unermeßlichen Zukunftsmöglichkeiten der neuen Länder mir enthüllte. Damals begriff ich, daß der Horizont der Menschen in den dicht besiedelten Ländern Mittel- und Westeuropas durch die ihnen eigentümliche Wirtschaftsorganisation, durch den Mangel an freien Boden nicht nur eingeengt, sondern unter einen verzerrten Gesichtspunkt gestellt ist, und ich hatte den lebhaften Wunsch, die Verhältnisse Amerikas näher und eingehender, als es bei der gehetzten Durchreise möglich war, kennenzulernen. Der Weltkrieg schien die Verwirklichung

dieses Wunsches lange unmöglich zu machen — aber ein gütiges Geschick führte mich dann in den Jahren 1923 und 1924 noch zweimal — zuerst als Gast eines sozialpolitischen Kongresses, dann zu einer Vortragsreise hinüber. Die Eindrücke dieser Reisen sind in einem kleinen Buch: „Kultur im Werden, Amerikanische Reiseeindrücke" (Verlag Ullstein) niedergelegt.

Das Amt im Internationalen Frauenbund, das ich lange Jahre bekleidete, lehrte mich, einen tiefen Einblick in die Psyche der verschiedenen Völker zu tun. Die Naivität, mit der ich glaubte, irgendeine Vorlage sämtlichen Nationalbünden in der gleichen Weise machen zu können, verlor sich bald. Ich begriff, daß dem Franzosen unliebenswürdig und grob erscheint, was dem Engländer als sachlich gilt, und daß man auch im übertragenen Sinne mit jedem Volk eine besondere Sprache reden muß. Was mich an die internationale Arbeit fesselte, war allerdings etwas ganz anderes als diese Bereicherung meiner Welt- und Menschenkenntnis. Es war die Tatsache, daß ich der sozialen Einstellung, die mich in meiner Lebensarbeit führte, gar nicht treu bleiben konnte, wenn ich sie nur auf die eigenen Landsleute anwenden wollte. In Lady Aberdeen lernte ich eine Frau kennen, deren Christentum mit sozialer Gesinnung eins war; bei der Glauben und Tun in vollkommenster Harmonie zusammenklangen. Eine Landesgrenze würde ihr für das eine so unmöglich wie für das andere erscheinen. Diese Auffassung hatte für mich etwas Zwingendes, wie sie es für jeden haben muß, für den die Worte „sozial" und „christlich" wirklich einen Inhalt haben.

Sie blieb mir auch gegenwärtig und lebendig, als der Weltkrieg ausbrach, und obwohl ich glaube, im nationalen Frauendienst und im Kriegsamt ehrlich meine Pflicht erfüllt zu haben, konnte ich in den Hurra-Patriotismus niemals einstimmen. Für mich war der Krieg vom ersten Tage an ein Unglück, und die freudige Geschäftigkeit mancher Kolleginnen hatte für mich etwas Peinliches. Denn der Ernst und die Schwere der Zeit wich auch nicht einen Augenblick

aus meinem Bewußtsein. Stumpf gegen menschliche Leiden bin ich nicht geworden. Es war wie ein Sturz ins Dunkle, in die Tiefe, bei dem alles, was Fundament des Lebens gewesen war, erzitterte und bei dem man sich nur mit einem großen Glauben vor Verzweiflung retten konnte.

Diese Einstellung hätte mich schon an sich sehr von den meisten meiner Mitarbeiter und früheren Freunde entfernt. Meine Stellung wurde aber noch dadurch erschwert, daß ich von dem Ausbruch des Krieges in Irland überrascht wurde und erst in der sechsten Kriegswoche heimkehren konnte. Gerade die Tatsache, daß ich im vizeköniglichen Schloß in Dublin zu Gast war, richtete für meine Heimkehr bei Kriegsausbruch Hindernisse auf, die daheim nicht verstanden und mißdeutet wurden. So war ich trotz der Arbeit, die mich äußerlich in dem alten Kreis festhielt, innerlich auf mich allein angewiesen und ging einsam meine Straße. Das war mir um so mehr fühlbar, als meine Mutter nach langem Siechtum im Dezember 1914 heimging und ich nach dem Zusammenleben, das gerade durch ihre Abhängigkeit und Gebrechlichkeit im letzten Jahrzehnt besonders vertraut und innig war, allein blieb.

Den Freunden im Ausland, die gleichen Sinnes waren, hielt ich über den Krieg hinaus die Treue, wie sie mir die Treue hielten, und gemeinsam versuchten wir, den Verständigungsgeist und den guten Willen neu zu pflegen, der in so vielen Herzen zerstört und zertreten war.

Über die jüngste Vergangenheit darf nur weniges gesagt werden. Denn alles ist zu nahe, um der Betrachtung offen zu liegen.

Nach der Revolution — als die Frauen zu Bürgerinnen wurden — verzichtete ich mit voller Überlegung auf Anteilnahme am politischen Leben, nicht nur, weil meine Gesundheit schon damals erschüttert war, sondern auch weil ich zu der Überzeugung kam, daß Menschen, die sozial führen und pädagogisch unter der Jugend wirken wollen, besser außerhalb des Parteikampfes stehen. Vielleicht aber trieb mich auch die Gewißheit, daß ich die für solchen

Kampf nötige Begabung nicht besitze und dabei weder Gutes leisten noch in Übereinstimmung mit meiner innersten Natur leben könnte.

Eine Frau lebt eigentlich immer, wie sehr sie auch in Beruf und Leistung aufgeht, ein persönliches Leben. Ein Leben irgendwie mit Freundschaft und Liebe, und jede Darstellung eines Lebensganges, die von diesen Dingen schweigt, bleibt leer; bleibt nicht nur farblos, sondern tot.

Denn auch das, was wir leisten, wird durch das bestimmt, was wir erleben, und nicht nur unser Tun, sondern unser Sein mit Glück und Leid, mit Freuden und Schmerzen macht des Lebens Fülle aus. Und doch steht das Persönliche außerhalb der Dinge, über die man sich äußern kann. Es gehört in die innerste Kammer, die niemand anderer zu öffnen braucht.

Eines aber muß gesagt werden, wenn diese Darstellung überhaupt für die jüngere Generation, um derentwillen sie geschrieben ist, Sinn enthalten soll. Ich knüpfe dabei an eine Frage an, die mir in Amerika von den Reportern immer wieder gestellt wurde und die so recht die Anschauungen beleuchtet, die noch heute über die Frauen, die im öffentlichen Leben stehen, verbreitet sind; nämlich die Frage: warum ich nicht geheiratet habe! Sicherlich nicht aus Prinzip. Letzte Lebensfragen entscheidet ein lebendiger Mensch aus dem Gefühl, nicht aus vorgefaßten Ideen. Ich bin immer überzeugt gewesen, daß Ehe und Mutterschaft die Krone im Leben der Frau sein können — wenn es die rechte Ehe ist, die in gegenseitiger Liebe und in gegenseitigem Vertrauen geschlossen werden kann. Und ich bin heute überzeugt, daß für viele Frauen auch eine Ehe, die hinter diesem Ideal zurückbleibt, der beste Weg ist — weil eben eine Lebensgestaltung unter eigener Verantwortung und in voller Selbständigkeit über ihre Kraft geht. Aber einige Frauen sind für das einsame Leben bestimmt. Es gibt Frauen mit einer geistigen und sittlich-tatkräftigen Natur, für die ein Kompromiß in dieser wichtigen Lebensentscheidung seelischen Tod bedeutet, für die eine Ehe, die das Ideal nicht voll-

kommen verwirklicht, das Opfer ihrer höheren Kräfte zugunsten der Befriedigung der niederen ist. Für solche Frauen ist es tausendmal besser, allein zu bleiben, als ohne Liebe und Vertrauen eine Ehe zu schließen. Das, worauf es für solche Frauen ankommt, ist, daß sie das Schicksal, das ihnen wird, nicht resigniert hinnehmen, sondern daß sie es annehmen und positiv gestalten. Wenn das gelingt, dann ist auch das *Leben allein* ein erfülltes Leben — oder man kann auch sagen: ein Leben, das seine Bestimmung erfüllt. Denn wie es Aufgaben gibt, die nur die Frau in Gemeinschaft mit dem Mann lösen kann, so gibt es andere, die nur von der Frau zu vollbringen sind, die allein bleibt. Florence Nightingale hat in bezug auf solch Frauenschicksal gesagt: „Starke Gefühle, die uns die Geheimnisse des menschlichen Herzens erschließen, und ein starker Wille, um sie beherrschen zu können: dies sind die Schlüssel zu dem Reich dieser Welt und zum Reich der Ewigkeit."

Berlin, im Herbst 1926.

RHODA ERDMANN, BERLIN

Typ eines Ausbildungsganges weiblicher Forscher

In den letzten Jahren ist vielfach versucht worden, bestimmte Schlüsse zu ziehen, ob die akademische Ausbildung der Frauen als vorteilhaft sich für den Fortschritt der exakten und biologischen Wissenschaften erwiesen hat.

Beurteiler blicken in alle Länder. Hier und da finden sie einzelne Frauen, deren produktive Arbeit eine gewisse Spur in dem Werdegang der betreffenden Wissenschaft hinterlassen hat. Aber diese Spuren erscheinen schwach, oft verwischt. Nur selten prägt sich mit so eindeutiger Wucht ein Name der Mitwelt ein, wie der Name der Frau *Curie*.

Auch hier hat man natürlich versucht, durch Hinweis auf gewisse günstige Umstände (Mitarbeit des Mannes) die Bedeutsamkeit dieser Entdeckung einer Frau herabzusetzen. Doch das ist der späteren Geschichte der Wissenschaft überlassen, zu finden, wie groß der Anteil des einzelnen — sei es Mann oder Frau — an der Gestaltung des in Frage kommenden Arbeitszweiges ist.

Die heutige Wissenschaft stellt ein Syncytium dar, in welchem viele Zellen die gleiche Arbeit leisten, die oft aber nicht gleich weit, zu gleicher Zeit gediehen ist. Der geringste Vorsprung führt zu einer neuen Entdeckung, und wenn irgendeine wissenschaftliche Tat außerhalb der Fachwelt auffällt, so gibt es viele Forscher, die beinahe so weit waren, oder schon so weit waren, aber diese Gedanken noch nicht veröffentlichen wollten, weil sie ihre Experimente und Entdeckungen noch nicht für reif hielten. Aus diesem innerlichen Zusammenhang heraus, den die Gedankenwelt eines Volkes hat und den die Gedankenwelten aller Völker zusammen

haben, ist es für die *Frau* doppelt schwer, ihre eigensten Gedanken, Erfindungen und Entdeckungen in der Umwelt zur Geltung zu bringen. Die Berufsfrau, die studierende Frau, die forschende Frau hat nicht allein die Konkurrenz ihres eigenen Geschlechts zu überwinden, sondern auch die Konkurrenz des Mannes schlechthin. Der Schleier der täglichen Höflichkeit verdeckt auch oft nicht diesen doppelten Kampf.

Wir alle wissen, daß zum Hervorbringen von Spitzenleistungen eine gewisse Atmosphäre vorhanden sein muß, die weder zu lau noch zu heftig die entstehenden neuen Gedanken anblasen darf. Der Mann selbst hat ja — und ich spreche immer nur von Spitzenleistungen — eigentlich nur die Konkurrenz seiner eigenen Geschlechtsgenossen zu fürchten, und da er ihre Psychologie kennt (oder jedenfalls kennen sollte), so ist er besser gewappnet als die forschende Frau. Der Mangel an positiven Leistungen, der zum Beispiel den Frauen in den Naturwissenschaften vorgeworfen wird, kann nicht allein von der Begabung der Frauen abhängen, sondern von den Umständen, unter welchen Frauen schaffen und sich betätigen können. Neue Wege zeigen, erfordert erst, daß die alten gekannt werden. Diese alten Wege wenigstens soweit zu kennen, daß man in neue Gebiete eindringen kann, erfordert Zeit. N a c h dem Studium ist es für die forschende Frau sehr schwer, sich selbst zu erhalten und zu gleicher Zeit zu forschen. Für den Mann stellt dies sogar ein Problem dar, das nur zum kleinen Teil durch die Schaffung von Assistentenstellen an wissenschaftlichen Instituten gelöst ist. — Wird eine Frau aber Assistentin, so wird von ihr verlangt, daß sie die tägliche Routine von den männlichen Schultern nimmt und sich selbst aufbürdet, und so zum größten Teil ihre Kraft und ihre Zeit dem Dienst des Unterrichts, der Überwachung der Doktoranden, Aufrechterhaltung der Institutsordnung, der Instandhaltung der Bibliothek, der Rechnungsablage und ähnlichen — natürlich notwendigen — Arbeiten widmet, wodurch aber für sie die Forschung erschwert oder zum Teil verhindert wird.

Selbst dann, wenn eigene Mittel — und wer hätte sie in

dieser Zeit — nach dem akademischen Studium noch zur Verfügung stehen, selbst dann ist die Atmosphäre in den Instituten und ähnlichen Anstalten im allgemeinen nicht förderlich für die forschende Frau. Ich selbst spreche aus zweiundzwanzigjähriger Erfahrung. Geistiger Austausch, der unter Männern ja immer seltener wird, ist — wenn nicht intimere Beziehungen vorarbeiteten — der wissenschaftlichen Frau erschwert; denn zuerst hat sie nichts zu geben, nur vieles zu fragen. An die geistig überragenden Persönlichkeiten des Instituts kommt die junge Forscherin sehr selten heran; sie haben keine Zeit; sie sind umringt von schon produktiven Genossen, mit denen sie selbst ihre Ansichten austauschen können und die mit an ihren Problemen weiterarbeiten. In den ersten Jahren wird die Frau im allgemeinen nicht aufgefordert, wissenschaftlich produktive Arbeiten zu leisten, sondern fast immer nur gewisse, jedem wissenschaftlichen Betrieb zukommende Kleinarbeit. — So wurde mir z. B. (ein Jahr, nachdem ich meinen Doktor gemacht hatte) von Ehrlich angeboten, zu ihm in das Institut nach Frankfurt a. M. zu kommen, um dort weiter nichts zu tun, als die Anzahl von Trypanosomen, die ja bekanntlich die Schlafkrankheit verursachen, zu zählen, die in bestimmten Medien, unter bestimmten Bedingungen sich entwickeln. Die Arbeit erfordert die peinlichste Akuratesse, unendliche Geduld und völliges Entsagen der eigenen Produktion. Ich habe das damals nicht getan, eben weil ich Forscherin bleiben wollte und nicht irgendwo unterkriechen, wo ich gut bezahlt wurde, und wo ich keine produktive wissenschaftliche Arbeit leisten konnte.

Überwindet man die ersten Schwierigkeiten und sieht die Umgebung, daß man vielleicht doch etwas leisten könnte, so wird aus der Nichtbeachtung ein allgemeiner passiver Widerstand. Es muß nun durchaus verstanden werden, daß dieser passive Widerstand von seiten der männlichen Umwelt einfach Herdenreaktion ist. Jede Herde versucht, den, der sich über das Niveau der herrschenden Anschauungen zu heben versucht, wieder in den Herdentyp herabzudrücken. Es erregt ja im allgemeinen jeder Genius den Widerspruch seiner

Umwelt; der forschenden Frau, selbst wenn sie nur mit einem bescheidenen Talent für die gewählte Arbeit begabt ist, tritt dieser Instinkt immer entgegen.

Sie lebt dann mehrere Jahre in einer gewissen Eiseskälte. Sie hat niemand, mit dem sie ihre Probleme besprechen kann, und tut sie es, so werden mehr oder minder schnell Teile ihres mühsam erarbeiteten Gedankengutes aufgegriffen. So geht es fast allen Frauen, die sich nicht gebunden haben — wie es z. B. in Amerika sehr häufig ist, daß Zoologe und Zoologin sich verheiraten und beide zusammenarbeiten. Das Verhältnis zwischen den beiden Forschern kann das denkbar schönste sein, aber es ist dann schwer festzustellen: wo fängt die Arbeit der Frau an, und wo hört die Arbeit des Mannes auf? So wie z. B. bei *M. Lewis,* der berühmten Gewebezüchterin des Carnegie-Institutes der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore.

Noch viel weniger kann die Frauenarbeit erkannt werden, wenn Lehrer und Schülerin lange oder immer zusammenarbeiten. In den allerwenigsten Fällen sind die Lehrer so großzügig, nach gewisser Zeit, die natürlich nach Lehrlings- und Gesellenzeit noch notwendig ist — ihr Bewegungsfreiheit zu gewähren und sie vollständig ein Problem, das sie selbst reizt und das sie anzieht, bearbeiten zu lassen.

Arbeitet die Frau mit dem Lehrer zusammen, so heißt es, sie führt nur die Arbeiten des Institutsleiters aus; sie ist die Hand und nicht das Hirn. Sie wird, wenn sie selbst etwas Eigenes schaffen will, entweder dazu gedrängt, ein neues Gebiet einzuschlagen, in dem der Leiter noch keine Autorität ist, und das ist schwer, da sie ja jahrelang mit dem Meister zusammen ein bestimmtes Gebiet beackert hat und nur das genau kennt. Infolge der Zusammenarbeit mit Männern, die ein überragendes Wissen und eine überragende Stellung im Anfang der Zusammenarbeit hatten, wird es ihr überhaupt schwer gemacht, ein eigenes Arbeitsgebiet zu finden. Nur da, wo gleiche Intelligenz, gleiches Wissen und, indem sie produktiv ist, gleicher Erfahrungsschatz von Mitarbeitern vorhanden ist, ist im allgemeinen ein solches Zusammen-

arbeiten für die Wissenschaft ersprießlich, für die Frau aber, wenn es auf die Wertung ihres eigenen Anteils ankommt, doch immer von Nachteil.

Viel besser kommen jene Frauen fort, die man einfach links liegen läßt. Das war um die Jahrhundertwende eine beliebte Art, die Frauen nicht zur Produktion gelangen zu lassen. Hatte die Frau aber genügend Widerstandskraft und wirklich inneren Beruf zum Forschen, so *verzögerte* im allgemeinen nur diese Methode ihren Aufstieg. Es gibt in der Wissenschaft eine ganze Reihe von Beispielen, daß Frauen, die jahrelang in den Instituten herumgesessen hatten — wie man sich auszudrücken pflegte — doch schließlich etwas Bedeutendes leisteten. Sie kommen eben zu ihrem Eigenen, wenn auch *spät*. Daß dieses „Eigene" nur so klein ist in vielen Fällen, hängt nun von anderen Umständen ab, die in der Art der wissenschaftlichen Betätigung *selbst* liegen. Eine reife Frau, die etwas leisten kann und nicht als Naturwissenschaftler ein eigenes Laboratorium hat, ist nicht in der Lage, sich vollständig auszuwirken. Sie kann keine Schüler anziehen, keine Nachfolger ausbilden, keine Schule schaffen. Daß so sehr viele Männer, die als Forscher angesehen sind, auch keine Schule schaffen konnten (wie z. B. Oskar Hertwig und August von Wassermann), wird natürlich vergessen, obgleich da die äußeren Umstände doch — nämlich der Besitz eines wohl eingerichteten Instituts — nicht die wissenschaftliche Betätigung hindern konnte.

Ich kenne in der ganzen Welt nur einen Fall in den Gebieten, die ich beurteilen kann, nämlich in der Zoologie und ihren Grenzgebieten, in dem eine Frau eine Schule geschaffen hat: das ist *Florence Sabin,* jetzt Mitglied des Rockefeller-Instituts in New York, früher ordentlicher Professor und Direktor des anatomischen Instituts der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore. Sie wurde verhältnismäßig früh alleinverantwortlicher Leiter eines großen Instituts, und ihre Arbeiten, ihre Schüler, zeigen, daß auch eine Frau eine solche Stelle besser ausfüllen kann als mancher ihr gleichgestellte Ordinarius. Denn die höchste Ehre, die die amerikanische

Wissenschaft zu vergeben hat, wurde ihr vor kurzem zuteil: sie wurde Mitglied der „Akademie der Wissenschaften" der Vereinigten Staaten. — Die meisten Institutsdirektoren in Amerika sind es nicht, nur einige wenige auserwählte Köpfe bilden dieses Gremium.

In der Biologie, meinem engsten Fachgebiet, das ich allein beurteilen kann, haben sich eine geachtete Stellung erworben:

Kristine Bonnevie, als Leiterin des Zoologischen Instituts in Oslo; die Pionierin der deutschen Zoologinnen, Gräfin Linden; Margarete Zülzer, die Spirocheten-Forscherin des Reichsgesundheitsamtes, Berlin; Adele Hartmann, die Anatomin des Münchener Instituts; Paula Hertwig, die Vererbungsforscherin und Tochter des bekannten Biologen Oskar Hertwig.

Aber alle, mit Ausnahme von Kristine Bonnevie, sind in ihrem Wirken fast nur auf ihre Arbeiten angewiesen. Wohl unterrichten einige von ihnen, aber zu einer Schulebildung kann es wegen der nicht ganz selbständigen Stellung derselben nicht kommen. Reine Forscherstellen wurden im allgemeinen zuerst Frauen gegeben. Es ist bemerkenswert, daß gerade von der Zoologie und Botanik aus zuerst sich Frauen Stellungen in der Wissenschaft erwarben.

Ich habe diese Bemerkungen, die eine Fülle von Erfahrungen in sich tragen, dem Bericht meiner eigenen Laufbahn vorangestellt, um meinen Werdegang einfach als den Typ einer Laufbahn einer Forscherin hinzustellen, die noch in den letzten Jahren der anfänglichen Gegnerschaft gegen das Frauenstudium ihre Laufbahn begann und noch lange und schwere Widerstände gegen ihr Fortkommen gefühlt hat.

Im allgemeinen ist der Rahmen, in welchem sich ein modernes männliches Gelehrtenleben abspielt, sehr monoton. Das Leben der Frauen, die sich erst einen Weg bahnen mußten, für die die Frauenbewegung noch nicht die Zulassung zu den Universitäten, die Gründung von den Universitätsbesuch vorbereitenden Schulen erreicht hatte, ist doch etwas bewegter.

RHODA ERDMANN

Meine Jugend fällt noch in die Zeit, in der es für ein durchschnittlich begabtes Mädchen, wenn es sich betätigen wollte, keinen anderen Weg gab, als daß man es Lehrerin werden ließ. Das lag bei mir ganz besonders nahe. Mein Vater, der aus Hessen stammte, und der noch ziemlich jung nach Hamburg an eine höhere Mädchenschule, die Klosterschule St. Johannes, berufen wurde, war Oberlehrer. Er unterrichtete mich z. B. in der Schule in Deutsch und Geschichte und führte diesen Unterricht für meine Geschwister und mich auch später, als wir aus der Schule schon entlassen waren, in Form von Kursen weiter fort, so daß ich, ohne es zu wissen, eine ausgezeichnete geisteswissenschaftliche Erziehung erhalten habe. Mein Vater war einer der bekanntesten Kommunalpolitiker in Hamburg. Er verstand es, die ganze Bürgerschaft Hamburgs in den „Zentralverein Hamburger Bürgervereine" zusammenzuschließen, um so für den Ausbau und die Verschönerung der Stadt, für die Forderungen eines so großen Staats- und Stadtwesens ein Organ zu haben, das die Ansichten seiner Bürger auch durchsetzen konnte. So entstanden aus der Anregung meines Vaters der Plan einer Eisenbahn nach Ohlsdorf, des Hamburger Kirchhofes, der erst viel später verwirklicht wurde, oder die Errichtung von Markthallen, Handfertigkeitsschulen und dergleichen Einrichtungen mehr. Aber am stärksten steht wohl dem älteren Hamburger der Kampf meines Vaters für eine Erweiterung des *Senates,* der in der damaligen Zeit *nur* aus Juristen und Kaufleuten satzungsgemäß bestehen durfte, vor Augen. Auch die Mißstände im Schulwesen wurden oft von meinem Vater gegeißelt, und seine Kämpfe mit dem Schulrat Hoche, in dessen Verwaltung parteiliche Entscheidungen vorgekommen waren, führten zu einer schließlichen Absetzung dieses Schulgewaltigen, aber auch zugleich der meines Vaters. Diesen Schlag hat er, glaube ich, nie verwunden. Er starb viel zu früh, gerade zu der Zeit, als ich mein erstes Semester an der Berliner Universität hinter mir hatte.

Mein Vater wollte durchaus nicht, daß ich *Naturwissenschaften* studierte; wohl hätte ich seine Einwilligung endlich

zum Studium der Geschichte oder Literatur bekommen. Aber das Erbe, das ich von meinem *Großvater* mütterlicherseits, dem früheren Mitglied des Frankfurter Parlaments im Jahre 1848, der später einige schreckliche Monate auf dem Hohenasperg verbrachte, erhalten, war in mir zu stark. Mein Großvater mütterlicherseits, ein bekannter Arzt Hessen-Nassaus — übrigens besteht meine ganze Familie mütterlicherseits und väterlicherseits in mehreren Generationen aus Ärzten und Chirurgen —, hatte die Spinnen ganz besonders studiert und wunderbare Beschreibungen von den Spinnen und Käfern Hessen-Nassaus gegeben.

Nachdem ich die Schule verlassen und die übliche Pensionsausbildung der höheren Tochter hinter mir hatte, besuchte ich für ein Jahr das Lehrerinnenseminar der Klosterschule und machte dann mein Lehrerinnen-Examen für höhere und mittlere Mädchenschulen. Aber ich hatte noch keine Neigung, zu unterrichten, sondern wollte mir lieber die Welt ansehen. So war ich längere Zeit zu Besuch in England und nahm dann, als ich älter wurde, eine Stelle in einem rumänischen Mädchengymnasium an. Aber ich fühlte doch, als ich im Jahre 1899 etwas seßhafter wurde und in den Hamburger Volksschuldienst eintrat, daß die Kenntnisse, die ich mir erworben hatte, mich nicht so ausfüllten, daß ich schon daran denken konnte, anderen ein Führer zu sein.

Ich verließ, nachdem ich mir darüber klar geworden war, daß ich mein *Oberlehrerinnen*-Examen machen wollte, den Hamburger Volksschuldienst wieder, doch lag der Gedanke, Zoologin zu werden und die wissenschaftliche Laufbahn zu ergreifen, durchaus nicht in meiner Absicht. Wohl hatte ich mich immer schon in der Klosterschule und auch auf dem Seminar besonders für Naturwissenschaften interessiert, aber die Schwierigkeiten, eine rein wissenschaftliche Karriere zu ergreifen, waren mir als so groß geschildert worden, daß ich zunächst beabsichtigte, das Oberlehrerinnen-Examen zu machen, um dann in der höheren Mädchenschule (denn damals gab es noch keine Mädchengymnasien oder Mädchen-Realgymnasien) in meinen beiden Lieblingsfächern Zoologie und

Botanik zu unterrichten. Die Vorliebe für diese beiden Fächer war mir schon in der Klosterschule durch meinen lieben alten Lehrer Justus Schmidt geweckt worden, der in drei Schulklassen der Klosterschule mein Lehrer der Naturwissenschaften war und es verstand, meinen Eifer und meine Vorliebe so zu steigern, daß ich, so oft es ging, mit zum Sammeln von Pflanzen und Tieren für die Schule auf das Eppendorfer Moor, das sich damals noch weit ausdehnte, und auf dem seltene Pflanzen, und ganz besonders Moose, sich vorfanden, hinausging. Hatten wir dann die Pflanzen gesammelt, so wurden sie in dem naturwissenschaftlichen Zimmer sortiert. Es wurde versucht, sie möglichst frisch zu erhalten. Dadurch lernte man die Pflanzen und ihre Eigenart kennen. Aber wenn diese Ausflüge auch einen etwas lehrhaften Charakter trugen, so entschädigte ich mich für diese Strenge durch solche, die meine Geschwister und ich in die Hamburger Umgegend machten. Wir sammelten besonders Amphibien, und ich hatte stets Tierzuchten der verschiedensten Art. Besonders habe ich mich von klein auf für lebende Tiere interessiert.

Wie groß war aber meine *Enttäuschung,* als ich nach Berlin kam und in das übliche Studium der Naturwissenschaften eingeweiht wurde. Im Jahre 1903 war die vergleichende anatomische Strömung auf der Höhe, die ganz besonders durch die damals herrschende, nicht ganz verstandene Darwinsche Abstammungslehre bedingt war. So ging mein erstes Jahr an der Berliner Hochschule damit hin, daß wir die Tierkörper der niederen Tiere sezierten und den inneren Bau der einzelnen Tierklassen uns zu eigen machten. Auch die Vorlesungen, die ich hörte, gaben mir nicht das, was ich eigentlich erwartete. Mir selbst stand immer die Funktion eines Organs, die Leistung, im Vordergrund. Es interessierte mich viel mehr, welche Bedingungen für das Funktionieren eines Muskels oder einer Zelle nötig waren, als daß ich ihren Bau bis in die einzelnen Kleinigkeiten beschreiben konnte. Auch war die Methodik des biologischen Universitätsunterrichts damals in Berlin nicht gut. Es gab Tage, nachdem ich

den großen ganztägigen Kurs im zoologischen Institut belegt hatte, an denen ich in meine Pension zurückkam und voller Verzweiflung war. Die Handgeschicklichkeit, die zu den feinsten Arbeiten erst erworben werden mußte, und die sich anzueignen nicht richtig gelehrt wurde, machte mir viel Mühe. Das wundert mich heute, wo ich gerade jetzt mit den feinsten Instrumenten leicht arbeite — eine Fähigkeit, die vielen anderen nicht von der Natur gegeben ist —. So nehme ich an, daß es damals an der Methodik des Unterrichts gelegen hat, daß ich mir so schwer, und mit mir viele andere, die nötigen Kunstgriffe habe erwerben können. Es wurden uns z. B. von dem Assistenten Aufgaben gegeben, und mit Schrecken denke ich noch an die erste Aufgabe in dem zoologischen Institut, als wir eine Amöbe, ein Tier, was wir also nur mit dem Mikroskop finden konnten, suchen und unter dem Deckglas färben sollten. Da das Mikroskop das Bild umkehrt, so mußten ja auch die Bewegungen alle unter diesem Gesichtspunkte eingerichtet sein, und während ich mich quälte und quälte, wurde rundherum um mich das Laboratorium leerer. Ich habe es über einen Monat fast jeden Tag versucht und doch, als ich in späteren Jahren diese mit so vieler Mühe gefärbte Amöbe betrachtete, war es wohl ein gefärbter kleiner Punkt, aber keine richtige Amöbe. Der Assistent zeigte nicht, wie wir arbeiten sollten, und so verloren viele die Lust, weiter sich auszubilden. Es war in der damaligen Zeit noch nicht erkannt, daß die Vorlesung eigentlich eine Vorbereitung oder Erweiterung dessen sein sollte, was der Student durch eigene Arbeit sich mit geschickter Anleitung aneignen sollte oder angeeignet hatte. So wurde auf das Wort noch viel zu viel Wert gelegt, und eine planmäßige Umgestaltung der praktischen Übungen war nur einigen wenigen begnadeten Methodikern unter den Professoren zu eigen, so z. B. Prof. *A. Lang* in Zürich, bei dem ich später arbeitete. Als ich nach längerer Zeit den Assistenten fragte, warum damals diese Arbeit so schwer gemacht wurde, sagte er, das sei die Methode der „Auslese". Aber schnell waren diese kleinen Schwierigkeiten überwunden. Nachdem ich mein Abitur nachgemacht

hatte, konnte ich im Jahre 1908 in München unter Herrn Geheimrat Richard von *Hertwig* promovieren.

Ich wollte eigentlich eine Doktorarbeit aus dem Gebiet der Entwicklungsgeschichte wählen, da ich das Gefühl hatte, daß gerade die Entwicklungsgeschichte am meisten meinen Neigungen, lebend sich verändernde Gebilde zu beobachten, entgegenkam. Aber ich erhielt eine Arbeit aus dem Gebiet der „experimentellen Zellforschung", wie wir heute sagen würden, einer Disziplin, die sich erst jetzt zu einem von anderen Disziplinen abgetrennten Arbeitsgebiet entwickelt hat.

Im Jahre 1909 machte ich dann, um meine Studien abzuschließen, meinen *Oberlehrer* in Zoologie, Botanik, Mathematik und Physik. Schon während dieser Zeit hatte ich einen Arbeitsplatz im Institut für Infektionskrankheiten Robert Kochs, und nach kurzer Zeit wurden mir durch Herrn Geh. Medizinalrat Kirchner weiter die Wege geebnet. Er, der auch Schaudin half, stützte auch meine ersten Schritte auf dem wissenschaftlichen Weg. Ich kann ihm nicht genug danken. Ich erhielt die Stelle eines wissenschaftlichen Hilfsarbeiters und aus einem Dispositionsfonds des Kultusministeriums das Gehalt eines Assistenten. So konnte ich fünf schöne lange Jahre mich meiner Ausbildung in Protozoologie und Zellenlehre widmen. Ich veröffentlichte auch einige Arbeiten, die sich ganz besonders mit den Parasiten der Schafe und Fische beschäftigten. Inzwischen aber, angeregt durch den Leiter der Abteilung für Protistenkunde, Herrn Professor Hartmann, beschäftigte ich mich mit allgemeinen biologischen Fragen, so z. B. die Bedeutung der Geschlechtsvorgänge, der Teilung und des Todes bei einzelligen Lebewesen. In der damaligen Zeit machte in der biologischen Welt folgende Tatsache großes Aufsehen. Woodruff, ein amerikanischer Forscher, hatte gefunden, daß dieser Geschlechtsvorgang nicht aufzutreten braucht, sondern daß das Tier sich — bis zum Jahre 1913 — ungeschlechtlich viertausendmal teilen konnte. Ein kleines einzelliges Lebewesen, Paramaecium, das sich durch Zweiteilung fortpflanzt, durchläuft, wenn man es zusammen in Massenkulturen hält, wie be-

kannt, ab und zu einen Geschlechtsgang, wozu *zwei* Tiere nötig sind. Man nahm an, daß ein Geschlechtsgang für das Weiterbestehen eines Stammes von Tieren, von einem Tier abgeleitet, unnötig sei. Durch die Hertwigsche und Weismannsche Schule war die Ansicht bei allen Zoologen vertreten, daß geschlechtliche Vorgänge doch irgendwie in einen Entwicklungskreis einer reinen Linie gehören, und so wünschte ich, einmal diese Linie von Herrn Prof. Woodruff zu untersuchen, ob nicht irgendwelche die Geschlechtsvorgänge *ersetzende* Erscheinungen auftreten würden. Ich schrieb an Herrn Prof. Woodruff und wollte gern seine Paramaecienrasse geschickt haben, aber Herr Prof. Woodruff wollte seine Rasse, die er damals für etwas ganz Besonderes hielt, nicht aus der Hand geben, sondern wünschte, daß ich meine zytologischen Untersuchungen in Amerika machen sollte. Ich erhielt daher ein großes Stipendium und reiste im Jahre 1913, wie ich dachte für zehn Monate, nach Amerika nach dem Osborn Zoological Laboratory der Yale-University, New Haven (Conn). Ich konnte auch die mir gestellte Aufgabe lösen und fand in einer *einzelnen* Zelle einen an die Parthenogenese erinnernden Vorgang. Die Parthenogenese oder jungfräuliche Zeugung gilt im Tierreich allgemein als *Ersatz* für den Geschlechtsvorgang, der durch Vereinigung zweier Zellen (Sperma und Ei), oder zweier gleichartiger Zellen wie bei allen niedrigen Lebewesen vor sich geht.

Ende Juli 1914, nachdem auch ich mich etwas mit der Gewebezüchtung beschäftigt hatte, die seit 1906 vom Leiter des Osborn-Laboratoriums, Herrn Prof. R. G. Harrison, zuerst ausgeübt wurde, verließ ich das Institut und gelangte auf meiner Rückreise nach Deutschland nur bis *England*, denn die „Kronprinzessin Cäcilie", die auf dem Meere hörte, daß der Weltkrieg ausgebrochen war, konnte nicht mehr Spanien, wohin sie fahren wollte, erreichen und mußte im Hafen von Falmouth liegen bleiben. So landete ich am 3. August 1914 in England. Meine Kollegen sorgten für mich, und es wurde mir angeboten, in einem der englischen Institute zu arbeiten, bis der Krieg vorüber wäre, aber nach Deutschland

dürfte ich nicht. Zum Glück aber telegraphierte die Yale-Universität und verlangte mich zurück, schickte mir Geld, so daß ich Ende August meine Rückreise im Zwischendeck eines White Star Liners antreten konnte. Bis Dezember 1914 waren nämlich alle besseren Plätze besetzt, weil die Rückflut der Reisenden vom europäischen Kontinent nach Amerika zu groß war. Ich wollte aber nicht solange warten, denn wenn auch im Anfang des Krieges die Deutschenhetze in England fast nicht existierte, so war es mir unheimlich, in einem Lande zu bleiben, das mit Deutschland Krieg führte. Man hatte mir schon bei meiner Abreise in der Yale-Universität angeboten, daß ich Privatdozent werden könnte, wenn ich wieder käme, und so wurde ich denn im Jahre 1915 Privatdozentin. Das war etwas ganz Besonderes, da in den alten Trustees' Universitäten, Harvard Princeton und Yale Frauen nicht in der *eigentlichen* Universität, der Graduate School, angestellt waren, ja, der Charter der Universität mußte in einer Staatsratssitzung erst geändert werden, bis ich als Frau zugelassen wurde. Natürlich, gerade weil ich Ausländerin war und eine Frau, protestierten einige einflußreiche Personen dagegen. Aber mein wissenschaftlicher Name trug mich doch über diese Schwierigkeiten hinweg, ganz besonders, als der Theologe, von dem niemand es erwartet hatte, in der entscheidenden Sitzung sagte, es wäre doch ganz einerlei, in *welchem Körper ein Verstand säße,* es käme doch eigentlich für die Universität *nur auf den Verstand* an.

Ich hatte, nachdem ich meine Arbeiten mit Woodruff beendet hatte, an der Yale-Universität vollständig freie Hand, zu arbeiten was ich wollte, die glänzendsten Arbeitsbedingungen, die man sich denken kann, genügend Personal usw. Dazu kam noch, daß ich Associate des *Rockefeller*-Instituts wurde und sich infolgedessen meine Stellung in der Yale-Universität noch verbesserte. Ich bekam das große Gehalt und hatte alle Erleichterungen für meine wissenschaftlichen Arbeiten in dem großen Laboratorium des so gütigen, gerechten und hochbedeutenden Forschers, Professor Harrison. Schüler meldeten sich, Doktoranden kamen, und so schien es,

daß sich meine wissenschaftliche Laufbahn, wenn ich in Amerika bliebe, zur Zufriedenheit entwickeln würde.

Im Jahre 1915 reiste ich nach Deutschland zurück. Ich wollte sehr ungern im Innersten meines Herzens in Amerika bleiben, ich hätte gern eine Stellung in meinem Vaterlande gefunden, war ich doch nicht mehr ganz jung. Das vollständige Eingewöhnen in einem fremden Lande ist doch nur in der Jugend möglich. Aber obgleich mir Herr Geheimrat A. von Wassermann eine Assistentenstelle 1915 anbot, konnte ich mich nicht entschließen, diese anzunehmen, weil ich nicht mehr für *andere* arbeiten wollte. Ich hatte das Bedürfnis, bei meinem Alter, meine eigenen Probleme und meine eigenen Ideen einmal in Wirklichkeit umzusetzen, und das konnte ich nur, wenn ich eine kleine Abteilung für mich allein leitete. Auch der Versuch meiner Freunde, in dem Kaiser-Wilhelm-Institut eine kleine Abteilung für Zellenforschung einzurichten, mißlang. Einen anderen Versuch unternahm man 1916. Es wurde versucht, ob ich mich nicht in Berlin habilitieren konnte, aber Exzellenz Naumann hielt diesen prinzipiellen Schritt — es gab erst nach 1919 *weibliche* Privatdozenten — für verfrüht. Ich fand also, daß mein Vaterland nicht unter den Bedingungen etwas für mich übrig hatte, unter denen ich allein forschen und arbeiten konnte. So ging ich schweren Herzens 1916 im Herbst nach U.S.A. zurück, sah aber schon im Oktober 1916 ein, daß, als Wilson wieder gewählt wurde und die deutschen U-Boote an der Küste von Long Island erschienen, ich besser hätte in Deutschland bleiben sollen, weil der Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Amerika nur eine Frage von Wochen sein konnte. Ich bemühte mich dann, als die diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten abgebrochen wurden, mit dem Bernstorff-schiff nach Deutschland zu kommen, aber wie viele auch mitgenommen wurden, einem Kollegen und mir, dem Vererbungsforscher R. Goldschmidt, wurde bedeutet, uns würde nichts geschehen, da wir ja fern von aller Politik gelebt

hätten, zumal ich ein ganzes Jahr *vor* dem Weltkrieg in Amerika gewesen wäre.

Das schien sich erst auch zu bestätigen. Ich hatte noch im ersten Kriegswinter meinen Kurs über pathogene Protozoen gelesen und hatte auch noch einige Doktoranden. Aber im zweiten Kriegswinter, Ende Februar 1918, bat mich der Präsident der Universität, nach unserer Ausdrucksweise der Rektor, doch freiwillig meine Stellung niederzulegen, weil man dann mehr für mich tun könnte. Viele Männer waren schon damals interniert worden oder aus ihren Stellen verdrängt. Sehr viele, die naturalisierte Amerikaner waren, mußten einen Revers unterschreiben, in dem sie sich vollkommen mit den Schritten der amerikanischen Regierung einverstanden erklärten. Da ich ja noch nicht fünf Jahre im Lande war, hätte ich ja auch bei Ausbruch des Krieges nicht Bürger werden können und hatte auch vorher nie daran gedacht, amerikanischer Bürger zu werden. Die Universität erlaubte mir, meine Arbeiten im Osborn-Laboratorium fortzusetzen und noch die Arbeiten mit meinen Doktoranden zu Ende zu bringen. Das änderte sich aber vom 1. Mai 1918 an. Die Stimmung des amerikanischen Volkes hatte sich durch die scheinbaren Erfolge der Deutschen sehr stark verschlechtert. Der bei fast allen Kriegführenden entstehende Haß hatte sich ganz besonders der Mittelklasse bemächtigt und da die Psyche des amerikanischen Volkes leicht Massenpsychosen zugängig ist, so wurde die Kriegshetze von Woche zu Woche schlimmer. Ohne daß ich es wußte, waren verschiedene Beschuldigungen ausgestreut, daß ich einen See vergiftet hätte, aus dem die New Havener Trinkwasser bekamen, und dergl. Dinge mehr wurden mir immer wieder nachgesagt, bis ich schließlich am 1. Mai 1918 in *Untersuchungshaft* genommen wurde. Wessen ich eigentlich beschuldigt war, wußte ich nicht und habe es genau erst erfahren, als ich im Februar 1919 Amerika verließ. Aber die Untersuchung spitzte sich darauf zu, daß ich das Virus der Hühnerpest, mit dem ich bis 1916 gearbeitet hatte, dazu benutzen wollte, um die großen Hühnerbestände des amerikanischen Volkes zu ruinieren,

oder daß ich es verstanden hätte, das Virus so abzuändern, daß es giftig für Menschen wäre. Zum Glück fanden sich aber keine *amerikanischen* Gelehrten, die diese Möglichkeit mit ihrem Namen deckten. Erstens gab es zu der Zeit keine Hühnerseuche, was sehr günstig für mich war, zweitens ist es wissenschaftlich bis jetzt unmöglich, eine Umwandlung des Virus, einer Vogelkrankheit, in ein Virus, das den Menschen schädigte, nachzuweisen. Den Bemühungen meiner amerikanischen Freunde und Kollegen gelang es dann, mir im September 1918 nach viereinhalbmonatiger Untersuchungshaft, über die ich nicht gern spreche, weil die Männer, welche die unwürdige Art der Gefangenschaft über die acht deutschen Frauen, die zum Teil interniert, zum Teil gefangen genommen wurden, verhängt hatten, von vielen gerecht und vernünftig denkenden Bürgern des *amerikanischen* Landes selbst angegriffen und zum Teil auch zur Rechenschaft gezogen worden sind, meine Freiheit wiederzugeben. Um nur einen Überblick von dem Geist zu geben, der damals herrschte, möchte ich nur bemerken, daß das Departement of Justice verlangte, daß meine Freunde fünftausend Dollar Bürgschaft aufbringen sollten, und zwar durften diese fünftausend Dollar nicht von Zoologen gegeben werden. Ich kannte ja fast niemand anders. Weiter mußten sie gegeben werden von Leuten, die drei Generationen in Amerika waren, also sogenannt simon-pure bred mußten sie sein. Weiter durften die Geber von meinen Experimenten niemals etwas gewußt haben. Den Bemühungen des Herrn Prof. Harrison und meiner Frauenfreunde gelang es dann nach zwei Wochen, die so schwierigen Bedingungen zu erfüllen, und so wurde ich nun in Begleitung von zwei Beamten der Stadt New Haven wieder übergeben. Ich durfte natürlich nicht die Stadt verlassen und kein Laboratorium, keine Bibliothek, kein öffentliches Gebäude betreten. Ich hätte das auch wahrscheinlich gar nicht tun können, denn diese viereinhalb Monate in dem Waverley-Haus, das in New York in einem der engsten, lebhaftesten Stadtteile liegt und ein Haus für gefallene Mädchen ist, schadeten mir gesundheitlich sehr. Gerade in dem Sommer, in

dem es ebenso heiß war in New York wie in dem vorletzten, war der ununterbrochene Aufenthalt in einem Zimmer direkt eine Hölle, besonders da es uns verboten war, Gegenzug zu machen. Niemals durften wir spazieren gehen. Abends, nach vier Wochen furchtbaren Kampfes, wurde uns erlaubt, in dem Hof zwischen den Steinmauern, die eine glühende Hitze ausströmten, ein paar Augenblicke uns zu bewegen, sonst waren wir diese viereinhalb Monate nur in einem Zimmer. Hätte nicht mein Arzt darauf bestanden, daß ich jeden Donnerstag zu ihm kam, so hätte ich wahrscheinlich diesen Aufenthalt ohne Luft, zusammen mit sieben anderen Personen, die Tag und Nacht sprachen, immer bewacht *im* Zimmer von einer Wärterin, nicht ausgehalten. Um so glücklicher war ich, daß ich also wieder in New Haven sein konnte, wo sich meine amerikanischen Freunde, besonders die amerikanischen Frauen, wie in dieser ganzen Zeit, meiner annahmen.

Der Untersuchungsrichter meinte ja allerdings, man hätte mich wie eine Königin behandelt, als er mich entließ, aber er muß ja wahrscheinlich gedacht haben, wie Königinnen in der Revolutionszeit in Frankreich behandelt wurden. Jedenfalls habe ich in diesen viereinhalb Monaten vieles erfahren, was ich sonst in meinem Leben niemals gesehen hätte. Da ich die körperlichen Folgen der Untersuchungshaft allmählich wieder in New Haven überwand, so wünschte ich dann Amerika zu verlassen, und habe dann bis zum Februar 1919 nichts weiter getan, als Washington gebeten, mich zurückkehren zu lassen. Da man *mich* ja gerufen und ich jetzt kein Geld verdienen könnte, müßte man mir entweder eine Pension zahlen oder mich nach Deutschland zurückkehren lassen. Ende Februar 1919 fuhr ich mit einem dänischen Schiff als *erste* Deutsche von den Vereinigten Staaten wieder nach Deutschland. Die Schwierigkeiten der Heimreise wage ich nicht zu schildern, zumal ich gerade im März nach Berlin kam, als der Verkehrsstreik war. Ich saß mit meinen vielen Koffern auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin, nachdem z. B. meine Reise von Kopenhagen nach Berlin drei Tage gedauert. Aber alles ordnet sich ja, wenn man warten kann. Ich fand

meine Wohnung leer, bekam eine tüchtige Grippe, die mir alle meine trüben Gedanken nahm, und als ich wieder gesund wurde, hatte ich nur einen Gedanken: mir wieder eine Stelle zu schaffen. Das war indessen sehr schwer. Ich erhielt neunundfünfzig Absagen. Durch Zufall wurde Herr Geheimrat Orth auf mich aufmerksam. Ich wollte gern einen Vortrag in der Medizinischen Gesellschaft halten und zeigte ihm meine Präparate. Herr Geheimrat Orth sah ein, daß die experimentelle Zellforschung und besonders die Gewebezüchtung in Berlin eine Stelle haben müßte, in der sie gepflegt würde und so schrieben er und einige andere Forscher Gutachten, daß man eine Abteilung für experimentelle Zellforschung gründen sollte, die dann, weil kein anderes Institut sie damals haben wollte, dem Institut für Krebsforschung angegliedert wurde. Langsam habe ich nun diese Abteilung, die zuerst aus zwei leeren Zimmern bestand, aufgebaut, besonders in der ersten Zeit mit Hilfe amerikanischer Gelder.

Im Jahre 1920 bekam ich einen *Lehrauftrag* für experimentelle Zellforschung, nachdem ich mich im August desselben Jahres in der Philosophischen Fakultät habilitieren konnte. Im November 1923 wurde ich Privatdozentin in der Medizinischen Fakultät der Universität Berlin und im Juni 1924 nichtbeamteter a. o. Professor. Die Medizinische Fakultät hatte nämlich erkannt, daß die experimentelle Zellforschung eine Grenzwissenschaft ist, die sowohl für die medizinische Biologie als auch Physiologie Bedeutung hat und die nun in Deutschland auch gepflegt werden sollte. Mir wurde also die Aufgabe zuteil, junge Forscher in diese Disziplin einzuführen. Im Laufe der sieben Jahre ist eine kleine Arbeitsgemeinschaft entstanden, die in sehr *einfachen* Räumen mit sehr *geringen* Mitteln versucht, Schritt zu halten mit den Ergebnissen der experimentellen Zellforschung, die besonders in Amerika in großen, reich dotierten Instituten gefunden werden.

Das ist eben das, was die Forscher, die exakte Naturwissenschaften treiben, so oft niederdrücken muß, daß ihr gesamtes Wissen und Können nur dann *voll* sich zeigen kann, wenn

die äußeren Bedingungen, das Institut, die Assistenz, der Etat einigermaßen bescheidensten Ansprüchen angepaßt ist. Was kann man von einer Arbeitsstätte verlangen, in der sehr oft die Leiter nicht nur die Funktionen des Lehrers und anfeuernden Forschers ausüben, sondern auch alle Kleinarbeiten, die gerade für die experimentelle Zellforschung so stark in den Vordergrund treten, selbst erledigen müssen. Es ist natürlich zu bedauern, daß der Staat nicht in der Lage ist, ein *neues* Institut, wie mir 1919 versprochen wurde, zu gründen; denn dann würden sofort alle jungen Männer und Frauen, die mir in diesen Jahren durch die Hand gelaufen sind, sich sammeln und hier eine sehr starke Schule bilden.

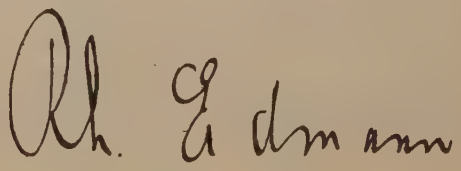
So aber muß ich, wenn jemand nur ein wenig die Methodik der Gewebezüchtung gelernt hat, sehen, daß er möglichst bald wieder das Laboratorium verläßt, damit er anderen Platz macht. Wissenschaftliche Arbeit braucht innere Ruhe, und so arbeite ich immer nur für andere, die dann einen einigermaßen gut ausgebildeten Assistenten aus meinen Händen empfangen. Wenn dies ja an sich eine wertvolle und notwendige Arbeit ist, so komme ich doch als Forscher zu kurz. Ich habe stets leicht produziert. Ich habe auch das Glück gehabt, einige wissenswerte Dinge dem allgemeinen Bestand der Biologie einzufügen. Jetzt, in reiferen Jahren, wünscht doch jeder das Fazit seines Entwicklungsganges zu ziehen. Das wird mir schwer gemacht, weil ich wegen Arbeitsüberlastung, wenn ich nur einigermaßen den Männern und Frauen gerecht werden will, die von mir etwas erwarten, nicht selbst zur Arbeit komme. Noch schwieriger wird es, weil durch die späte Habilitierung — wir Frauen konnten uns ja erst nach der Revolution habilitieren — und bei der jetzt in Preußen noch nicht durchbrochenen Schranke der beamteten Professur, die Geldmittel gering sind, um eine stimmungsvolle Umgebung sich zu schaffen, bei der man eigentlich nur Qualitätsarbeit liefern kann.

Es ist ja eigentlich eigenartig, daß bis zum Jahre 1925 sich noch kein weiblicher beamteter Professor findet, an keiner deutschen Universität. Die Zahl der Privatdozentinnen ist

verhältnismäßig gering, noch geringer die Zahl der weiblichen nichtbeamteten außerordentlichen Professoren. Wenn nun diese Zahlen von denen benutzt werden, die der Frau keine schöpferische Kraft in den *Naturwissenschaften* zutrauen, so ist das doch falsch; denn ohne die nötigen Laboratorien und Apparate, Instrumente und Zeit lassen sich eben keine exakten Forschungen treiben.

Daher soll dieser kurze Bericht meines Lebens nur das zeigen, daß so viele nicht ausgewertete *produktive* Kraft in den Frauen vorhanden ist, die unterdrückt wird und nicht ganz zur Geltung kommen kann, weil die sehr wenigen ausgezeichneten Stellen, die die Männer geschaffen haben — und die wahrscheinlich für Männer sind —, sehr schwer Frauen gegeben werden. Man muß, so wie ich, eine ganz neue Disziplin einführen, um seine Daseinsberechtigung zu zeigen. Mir half in meinen wissenschaftlichen Fortschritten besonders, daß ich leicht das erlernen konnte, was einmal notwendig werden könnte. So habe ich sehr früh ein „Praktikum der Gewebezüchtung" geschrieben und jetzt eine neue internationale Zeitschrift gegründet, das „Archiv für experimentelle Zellforschung, besonders Gewebezüchtung", das in sehr würdiger Form die von mir vertretene Arbeitsdisziplin als einzige Zeitschrift auf der *Welt* widerspiegelt. Aber doch bleibt mir die bittere Empfindung, daß ich, wenn ich alle Möglichkeiten früher gehabt hätte, und wenn ich jetzt ein ausgezeichnetes, wenn auch kleines Laboratorium besäße, leicht mit den berühmten Arbeitsstätten des Auslandes würde wetteifern können und für meinen Teil dazu beitragen, die deutsche Wissenschaft zu fördern.

Berlin, im Herbst 1926.



MARGERY IRENE CORBETT-ASHBY

Leben und Werk

Im Gegensatz zu vielen andern Kämpfern für Frieden und Freiheit habe ich nur versucht, die edlen Ideale meines Vaterhauses, meiner Eltern, durch eigenes Streben und Schaffen zu verwirklichen. Meine Mutter, Mary Grey, jung und schön, mit einer wundervollen Stimme begabt, war zeit ihres Lebens die selbstloseste Frau, die ich jemals kennengelernt habe, die nicht nur Geld und Geldeswert, sondern auch unerschöpfliche Sympathie und Tatkraft über alle Schwachen und Hilflosen in ihrer Umgebung verströmen ließ. Mit wunderbarem Mute wirkte sie bahnbrechend auf dem Gebiete der sozialen Arbeit und als Verteidigerin der Frauenrechte.

Mein Vater, Charles Corbett, Geschäftsmann, Rechtsanwalt und Gutsbesitzer, ein sehr belesener Mann mit seltenem Gedächtnis, war ganz erfüllt von den weiten, großartigen Zielen der "Liberal-Party", die zu jener Zeit auf ihrem Höhepunkte unter der Leitung von Gladstone stand. Als Mitglied des Unterhauses und des lokalen Gemeinderates setzte er sich immer und bei jeder Gelegenheit für die Frauenrechte ein. Er machte niemals im Kreise der eigenen Familie irgendwelchen Unterschied in der Erziehung seines Sohnes und seiner beiden Töchter.

Von ihm und von Erzieherinnen zu Hause erzogen, studierte ich dann später Latein und Griechisch in Cambridge und gab mich mit gleicher Anteilnahme dem politischen Leben, das mich umflutete, hin. Ich hielt meine erste politische Rede im Alter von sechzehn Jahren über die Notwendigkeit der Agrar- und Erziehungsreform. Nach Vollendung meines Studiums und dem für Lehrer vorgeschriebenen

Praktikum widmete ich mich ganz sozialer und politischer Arbeit. Ich wurde Sekretärin der "Womens Suffrage Society of England" und blieb in dieser Eigenschaft während der achtzehn Monate höchster Begeisterung, in denen sich die Mitglieder unserer Vereinigung verdoppelten, unsere Ideen und Forderungen immer breiteren Boden gewannen und ein Gesetzentwurf nach dem andern dem Unterhause vorgelegt werden konnte.

Die Arbeit unter dem Minister für Volkswohlfahrt und Volksgesundheit auf dem Gebiete der Säuglingsfürsorge und als Mitglied der Vormundschaftsbehörde des größten und ärmsten Bezirkes in London bestärkte mich in dem leidenschaftlichen Wunsche, für die Frauen durch das Zugeständnis politischer Rechte mehr Freiheit, mehr Verantwortlichkeit zu erringen. Neun Jahre war ich Mitglied und dann Vizepräsidentin dieses Amtes, immerwährend bemüht, die drückenden Härten des Krieges und in dessen Gefolge die schreckliche Arbeitslosigkeit zu mildern.

Aber zu derselben Zeit, als die Spannung der europäischen Politik vor 1914 mein Interesse für den Frieden erweckte, durchlief England — unter einer liberalen Regierung — eine Phase sozialer Reformen, die sein nationales Leben unermeßlich stärkte. Reformen, als da sind, Kinderschutzgesetz, Strafvollzugsreform (besonders was die Erstangeklagten anbelangt), Kranken-, Invaliden-, Erwerbslosenversicherung, Schul- und Erziehungsgesetze nahmen Energie und Enthusiasmus in Anspruch; aber hinter dem allem lag die Gefahr internationaler Eifersucht und internationalen Mißtrauens und das gefährliche Anwachsen von Flotte und Armee.

Heirat und die Geburt eines Sohnes vertiefte mein Verständnis und meine Sympathie und so nahm ich bescheidenen Anteil an dem Werke des Weltbundes für Frauenstimmrecht, von dem ich jetzt so stolz bin, Präsidentin zu sein.

Aber ich bin ganz davon überzeugt, daß der Frieden nur eine politische Frage ist und nur als solche behandelt werden muß. Der gute Wille und die Sehnsucht nach Frieden lebt schon in weitem Ausmaße in den Herzen der Völker; unter

MARGERY IRENE CORBETT-ASHBY

den arbeitenden Klassen aller Nationen ist ein Gefühl der gegenseitigen Sympathie vorhanden und desgleichen unter den Müttern aller Länder und Rassen. Bewunderung und Hochachtung verbindet die Träger der Wissenschaften in allen Ländern. Und wie wir durch schmerzliche Erfahrung wissen, kann Wirtschaft und Industrie nur in einer Atmosphäre von Vertrauen und Frieden blühen.

Doch trotzdem wir mehr oder weniger gelernt haben, munizipale und nationale Regierungen und Verwaltungen den Bedürfnissen des Landes und der Nation anzupassen und Zusammenarbeit, gegenseitige Opferbereitschaft und Erziehung als notwendig erkannten, gaben wir uns in internationalen Angelegenheiten damit zufrieden, allen wohl möglichen Guten-Willen, das allmenschliche Verständnis aus Mangel an internationaler Organisation und Führung ungenützt zu verschwenden.

Von Anfang an war ich eine eifrige Verteidigerin des Völkerbundes trotz seiner Mängel. Als Zugehörige eines Landes, dessen demokratische Verfassung im Laufe von tausendjähriger langsamer Erfahrung und stetigem Wachstum herausgearbeitet wurde, glaube ich, daß der Völkerbund nicht vollkommen und fehlerfrei aus dem Kopfe des Zeus entspringen konnte; er wird aber dem Drucke jahrelanger Erfahrung und Prüfung mählich gerecht werden und nach und nach an Lebenskraft zunehmen, um seiner hohen Aufgabe, seinem eigentlichen Ziele näherzukommen.

Zuversichtlich hoffe ich, daß die neue politische Macht der Frauen willensstark und geduldig auf den beiden Wegen der sozialen Reform und des Friedens genutzt werde. In stets bewußter, gespanntester Heimatliebe sollten wir im Kampfe mit Armut und Krankheit an dem sozialen und moralischen Wohlsein der Rasse stetig weiterbauen und mit gleich starker Energie und Geduld die internationale Verständigung fördern.

Die große Frauenkonferenz im Mai-Juni 1926 zeigte, daß menschliche Interessen wohl vermögen, die Verschiedenheiten der Rassen, der Religionen und der überlieferten Feindselig-

keiten zu verwischen. Überall sind ja menschliche Notwendigkeiten die gleichen, und es ist der Frauen Pflicht, durch Organisation und Selbsterziehung, durch politische Macht die schlechten, verhängnisvollen Einflüsse der chauvinistischen Presse, die privaten Kriegsinteressen zu brechen und die Unfähigkeit oder die Torheit der Politiker unwirksam zu machen. Überreiche Energien, unermeßliche Geldmittel, geduldige Schulung und wissenschaftliche Forschung werden für Kriegsvorbereitungen verbraucht. Solche Vorbereitungen aber erzeugen ein Gefühl der Unsicherheit und Unsicherheit erzeugt Krieg.

Energie, Aufwand und Forschung müssen wir in den Dienst des Friedens stellen und gewillt sein, selbst auf Kosten einiger Selbstschätzung und nationalen Stolzes unsere eigenen Fehler anzuerkennen und die Ungerechtigkeit und die Irrtümer überall da, wo Rasse und Rasse sich treffen, an jeder Front, zwischen Mehrheit und Minderheit oder in der Entwicklung der Kolonien auszutilgen.

Wir Frauen, die wir solange unterdrückt gewesen, die wir jetzt unsere Freiheit gewinnen, sind berufen, andere zu befreien.

London, September 1926.

Margeryl Corbett Ashby

MARY S. ALLEN

Neues Ziel

Meine Beziehung zu der weiblichen Polizei reicht bis in ihre Ursprünge, bis in die Zeit zurück, als diese neue Frauenaufgabe erst Wirklichkeit werden sollte.

Die Frage, warum ich gerade diesen gefahrvollen, anstrengendsten Beruf mir erwählte, wird immer wieder an mich gerichtet, und viele Menschen können nicht glauben, daß ich, an deren psychische und physische Kraft besonders in den Anfängen dieser Bewegung in England die größten Anforderungen gestellt werden mußten, ein sehr zartes Kind gewesen bin.

Ich wurde fast ausschließlich zu Hause unterrichtet. Jede sportmäßige Erziehung im Freien, wie sie in unseren Tagen einem gesunden Mädchen gegeben wird, wurde mir versagt. Diese geradezu unerträgliche Zurückdämmung körperlicher Kräfte war gewiß die Ursache einer gesteigerten geistigen Betätigungslust und einer Konzentration von Kräften, welche mir in Augenblicken größter Anstrengung später zugute kommen sollten. Der still getragene, überhäufte Zorn über die unzähligen mir aufgezwungenen Hemmungen ließ eine Neigung zum Widerstand in mir groß werden, und ich war niemals im geringsten dazu geneigt, die beruhigende Schlußfolgerung, „daß nämlich alles in der Welt gut sei", anzuerkennen. Besonders da ich älter werdend so klar erkannte, wieviel in der Tat falsch war. Kinderkrankheiten schienen meinen Hang zu Abenteuer nur zu vermehren. Und meine hartnäckige Abneigung, irgendwelche Niederlage einzugestehen, war sehr oft der Grund dafür, daß ich für meine Familie und meine Freunde ein harte Probe war. Doch

war und ist es für mich immer unmöglich, einer Niederlage gegenübergestellt zu sein: wenn ein Weg zum Erfolg verschlossen erscheint, so fühle ich stets einen unwiderstehlichen Drang in mir, einen anderen zu erzwingen. Diese Hartnäckigkeit, vereint mit einer unbezwinglichen Ungeduld allen weitschweifigen Methoden gegenüber, die für mich die schlimmste Art der Verschwendung von Zeit und Kraft vorstellen, und vielleicht mehr als dies, ein unwiderstehlicher Hang gegen alles Abgewirtschaftete, in seiner Art Ungerechte, brachte mich schnell in engste Gefolgschaft der Frauenbewegung. Wenngleich ich zuerst wenig für die großen Anstrengungen und den immerwährenden Druck geeignet erschien, konnte ich doch nicht umhin, mein Schicksal mit den um ihre Rechte Kämpfenden in die Wagschale zu werfen — in einem Gliede mit jenen Frauen zu stehen, die Gut und Blut für ihr Ziel, das der Gleichberechtigung als Staatsbürgerin, einsetzen.

Für alle die, welche als Führerinnen und Organisatorinnen in dem wilden Strome des Kampfes um die Frauenrechte arbeiteten, waren die gewöhnlichen Wege des Sichnützlichmachens des „schwächeren Geschlechtes", die da sind: Pflegen in Kriegszeit, Nähen usw., ein armseliger Ersatz. Aus diesem Grunde war es selbstverständlich, daß ich gewillt war, überall da Dienst zu leisten, wo ich eine meiner Wesensart gemäße Ausnützung meiner Kräfte fand. Ein glücklicher Zufall führte mich in den Bereich *des* Dienstes, der meine Lebensaufgabe werden sollte. Mit ängstlichem Bestreben hatte ich schon eine Weile nach befriedigender Arbeit gesucht. Und da war es durch reinen Zufall, daß ich von der Tätigkeit Miß Damer-Dawsons hörte. Sofort war ich entschlossen; denn eine Frauenvereinigung im Dienste der Polizei schien mir eine hervorragende Idee zu sein. Ohne einen Augenblick zu zögern, folgte ich meiner inneren Eingebung.

Während der verschiedenen Frauenaufstände hatte ich allerlei Bekanntschaft mit der Polizei gemacht, die nichts weniger als angenehm zu nennen war. Ich hatte sogar politische Gefängnishaft erlitten; aber ein Sinn für Humor, den

meist auch die Schattenseiten des Lebens besitzen, hatte jede Bitterkeit in meinem Herzen darniedergehalten, und trotz mancher recht schmerzlichen Erfahrung war kein Schatten von Groll in mir zurückgeblieben. Ich war im Gegenteil voller Begeisterung bereit, mit der Polizei zu arbeiten, so wie ich früher nie gezögert habe, wenn dies notwendig gewesen, gegen sie anzukämpfen.

Die Zusammenkunft zwischen Margaret Damer-Dawson und mir selbst entzündete einen plötzlich aufglühenden Funken und war der Anfang eines Lebensabschnittes, der leider allzu kurz, jedoch voll engster Gemeinschaft und Freundschaft war, der ein allzu frühes Ende nur durch den plötzlichen Tod der Kommandantin im Jahre 1920 fand. Trotzdem wir unser Ziel auf verschiedenen Pfaden anstrebten, waren wir niemals durch irgendwelchen Zweifel über unsere Fähigkeit für das Werk, welches wir gemeinsam durchzuführen und zu entwickeln suchten, behindert. Wir waren beide von ganzem Herzen überzeugt, daß wir einem großen, elementaren Bedürfnis dienten. Wenngleich wir Vorkämpferinnen auf einem ganz neuen, lebendigen Gebiete waren, verhandelten wir schon von allem Anbeginn über alle Möglichkeiten der Zukunft und sagten eine große Entwicklungsmöglichkeit voraus. Früh genug erkannte jede von uns beiden, daß der damalige Kriegszustand uns unerhörte Möglichkeiten bot, unseren edlen Wettstreit einem guten Ende zuzuführen.

Die allmähliche Veränderung in allen öffentlichen Dienststellen durch die fortlaufende Einreihung der Männer in den Militärdienst, die Zusammenfassung einer ganz enormen Zahl dieser Rekruten in den Übungslagern, das Fieber der höchsten Erregung, das überall in der Luft schwang, beeinflußte alt und jung, Männer und Frauen in gleichem Maße und schuf neue, drängende Probleme, mit denen naturgemäß die vorhandene Polizei niemals ohne neu hinzuströmende Hilfe fertig zu werden vermochte.

Schwärme von unerwünschten Frauen, unbeschäftigte junge Leute männlichen und weiblichen Geschlechtes aller

Gesellschaftsklassen wurden unwiderstehlich zu den Truppenlagern mit ihrer lauten und packenden Geschäftigkeit hingezogen. Junge Frauen und Männer, in der Hoffnung, gut bezahlte Arbeit in Munitionsfabriken, Kantinen Klubs und Gaststätten zu finden, fluteten aus allen Provinzen nach London. Sie lebten Gott weiß wie und von was und waren fast durchwegs unerfahren in bezug auf die Gefahren, die sie bedrohten. Ein anderer schwerwiegender Faktor war die Tatsache, daß der Staat den getrennten Eheleuten reichliche Unterhaltszuschüsse gewährte, was zur verhängnisvollen Folge hatte, daß den Frauen der Soldaten in den meisten Fällen mehr Geld zur Verfügung stand, denn jemals zuvor. Die allein zurückgebliebenen Frauen aber wurden durch trostlose Verlassenheit oder durch ihre nimmer rastende Sorge um Männer und Söhne an der Front dazu getrieben, in den naheliegenden Wirtshäusern mitfühlende Gesellschaft zu suchen, was sich in der beängstigend zunehmenden Trunksucht der Frauen in trauriger, aber ganz natürlicher Weise auswirkte. Sogar die Kinder wurden aus dem Gleichmaße ihres Lebens in die unnatürlich-exaltierte Atmosphäre von Erregung, Unrast, Verwirrung gestoßen. —

Unerfahrenheit ist oft genug ein Anreiz zur Originalität, was die Behandlung von sozialen Aufgaben betrifft. So konnte unsere Unwissenheit nur übertroffen werden von unserer Unverzagtheit. An der Spitze einer Anzahl von verwandten Seelen begannen wir unser Werk. Wir hatten keine Regeln, nichts Gleichgestimmtes, vorher Bestehendes, das wir hätten befolgen können. Unsere Richtlinien entwickelten sich unter der Einwirkung der täglichen Notwendigkeiten. Trotzdem waren wir aber vielleicht doch nicht schlecht vorbereitet, denn wir fühlten uns — wie Soldaten im Feuer — nicht durch unser Gepäck behindert. Das Grundprinzip unserer Arbeitsregeln, welche in den nachmaligen Jahren fast keine Veränderung erfuhren, war die Beschützung der Frauen einzig und allein durch Frauen. Diese unsere prinzipielle Einstellung wurde durch die anfänglich recht merkwürdige Beobachtung auch in der Folge immer wieder

neu bestätigt, daß nämlich im allgemeinen die Frauen sich fast unwillkürlich und bereitwillig ihren „Geschlechtsgenossinnen im Dienst", den beamteten Frauen, fügten. Bei polizeilichen Streifen in anrüchigen Häusern war von Anfang an immer wieder festzustellen, daß die auf der Tat ertappten Frauen den Polizeibeamten mit einer schamlosen Herausforderung gegenübertreten, was gewiß im instinktiven Vertrauen auf ihre gewohnten Angriffswaffen geschieht; während dagegen beim Auftauchen einer Polizeibeamtin eine ganz entgegengesetzte Wirkung erzielt wird. Die in solch prekärer Lage angetroffenen Männer zeigen beim Erscheinen der Polizeibeamtin eine große Abneigung, einer Frau gegenübergestellt zu sein, was psychologisch sehr wohl zu erklären ist, wenngleich die tiefste Ursache dieser Abwehr nur eine unangebrachte Ritterlichkeit ist. Wer in dieser Zeit der Zeitungsveröffentlichungen, der Kinos, der Theatervorstellungen, der Büchererzeugnisse, in denen jede Phase der Unanständigkeit und der Laster zur Darstellung gebracht wird, sich der Hoffnung hingeben kann, die Frauen müßten vor der unausbleiblichen Bekanntschaft mit den häßlichen Formen der heutigen Zivilisation bewahrt werden, der erinnert in seiner Einstellung an die sprichwörtliche Methode des Vogel Strauß; denn in der Tat müßten wir blind und taub und ohne Hirn geboren sein, dann könnte man uns vor diesen Auswüchsen beschützen.

Nach mancherlei großen und kleinen Schwierigkeiten, die unsere Willenskraft nur noch anzuspornen vermochten, wurden im November 1914 die ersten uniformierten Frauen polizeilich bedienstet. Als die Nachricht, daß zwei der in St. Stephens House, Westminster, in Ausbildung stehenden Frauen für den öffentlichen Polizeidienst nun angefordert seien, zu uns kam, packte auch die Mutigsten ein gewaltiger Schrecken. Dieser erste Ruf „zu den Waffen" lockte unter uns nicht das kleinste Verlangen, ihm Folge zu leisten; jede wünschte nichts sehnlicher, als daß eine andere für diese Aufgabe als würdig befunden werde. Zu meiner Schande sei gesagt, daß ich für meinen Teil diesem ersten öffentlichen

Auftreten geradezu mit Entsetzen entgegensah, daß ich mich von unserem Hauptquartier in der Hoffnung entfernte, auf diese Weise durch einen glücklichen Zufall übersehen zu werden. Wie immer dem auch gewesen sein mag, war ich nicht dazu bestimmt, übergangen zu werden. Mit dem Mute einer wahren Führerin traf Miß Damer-Dawson ihre eigene Entscheidung und berief mich, ihre zweite Kommandantin, und Miß E. F. Harburn zu diesem besonderen Dienste. Der Anfang war für uns beide außerordentlich schwer und zurückschauend auf jene Zeit müssen wir uns fragen, woher wir den notwendigen Mut, die Kraft und die Ausdauer gefunden hatten, um den vielen Schwierigkeiten und Anstrengungen begegnen zu können. In Erinnerung an die Kriegszeit mögen Tausende der Mitspielenden in dem Drama mit einem verzeihlichen Gefühl des Stolzes erfüllt sein, denn so viele Männer und Frauen hatten das bisher unmöglich Geglaubte ertragen und ausgeführt.

Die weiblichen Polizeibeamten von heute vermögen sich wohl kaum ein Bild zu machen von den unzähligen Zweifeln und dem ständigen Drucke, unter dem wir Neulinge damals gestanden. In einer uns besonders kenntlich machenden Uniform und ohne den sicheren Rückhalt der Erfahrung standen wir inmitten der brandenden Wogen. Es wäre mir unmöglich, jetzt ein vollkommen ähnliches Bild zu zeichnen, das in allen Teilen unserem damaligen Leben mit seinen Anforderungen gerecht werden könnte. Als wir am 27. November in Begleitung unserer Kommandantin, die uns die ersten Tage zur Seite stehen wollte, in Grantham angekommen waren, breitete sich vor uns ein Pflichtfeld voll der außergewöhnlichsten zeitlichen Bedingungen. Da waren keine Beschränkungen, was die Gast- und Wirtsstätten anbelangte, und keinerlei Kontrolle über Männer und Frauen, welcher Art sie immer angehörten. Jede Möglichkeit für Verfehlungen und Verbrechen war gegeben, der Verführung waren Tür und Tor weit geöffnet. Die Gasthäuser und die Straßen waren eine offene Gefahr für die Jugend beiderlei Geschlechts. Viele der Rekruten fast noch Kinder, welche noch

MARY S. ALLEN

vor wenigen Tagen schulpflichtig gewesen! Dazu kam, daß alle möglichen Gefahren im Verborgenen aufwuchsen, die erst später in ihrer ganzen Tragweite erkannt werden konnten. Und endlich die außerordentliche Empfindlichkeit der ganzen Bevölkerung.

Wenngleich wir von Anfang an von einer großen Nervosität, von der Furcht, wir könnten irgend etwas falsch angreifen, beherrscht waren, ein Zustand, der von uns besonders deshalb unangenehm empfunden wurde, weil wir die ständige Neugierde von seiten der Bevölkerung und unserer männlichen Mitarbeiter auf uns gerichtet wußten, so zwang uns doch bald Pflicht und Arbeit, unseren ganzen Mut dem entgegenzusetzen. Es kann natürlich nicht in ausführlicher Weise über unser Schaffen von damals und in den nachfolgenden Jahren hier berichtet werden; aber es darf gesagt werden, daß wir uns in der Kriegszeit und nachher unserer Aufgabe vollkommen gewachsen zeigten, daß wir langsam, stetig in den immer wachsenden Pflichtenkreis hineinwuchsen.

Was die Frage der weiblichen Polizei nun heute anbelangt, so sind dabei zwei hauptsächliche Seiten zu betrachten. In erster Linie die Verhütung von Verbrechen und zweitens die Behandlung nicht nur der Verbrecher, sondern auch der Opfer von Verbrechen, die schon tatsächlich geschehen sind. So ist es in erster Linie die Aufgabe der weiblichen uniformierten Polizeibeamten, allein schon durch ihre Anwesenheit auf diejenigen, welche in Versuchung sind, sich gegen das Gesetz zu vergehen, in gewissem Sinne abschreckend und verhütend zu wirken. Hierbei ist besonders hervorzuheben, daß die männlichen Mitglieder der bislang bestehenden Polizeiordnung, wenngleich sie ihren schwierigen und verantwortungsreichen Pflichten in hervorragender Weise gerecht werden, nicht in erster Linie und besonders dafür angeworben sind, um die allgemeine Moral zu stärken und zu erhalten; das Volk aber erkannte außergewöhnlich schnell diese Begrenzung. Dagegen haben wir Frauen von Anbeginn der Bewegung unsere Hauptkräfte gerade in dieser Blick-

richtung eingesetzt; wir haben unsere Pflichten ganz besonders darin gesehen, und zwar von allem Unfang an, die Jugend zu beschützen und die Unerfahrenen, die Schwachen, die Irregeführten, die Gefährdeten vor allem äußeren und inneren Unheile zu behüten. Zu allen Zeiten wurde den besonderen Machtbefugnissen der Polizei die allergrößte Wichtigkeit beigemessen, was bei der Anstellung der Frauen in ganz gleicher Weise wieder berücksichtigt werden muß. Wir wünschen nicht — als Frauen — irgendwelche Machtmittel zu haben, welche Männer nicht eignen, noch wollen wir unsere Kräfte auf Sonderprobleme nur ausdehnen, weil wir hierin eine Gefahr erblicken, die nicht nur mit größter Wahrscheinlichkeit alle Frauen des ganzen Landes gegen uns stimmen würde, sondern die auch die ganze Bewegung in ein falsches Licht rücken müßte.

Unseren Vorfahren kam es niemals in den Sinn, daß der Mann für irgendwelche Fragen nicht allein zuständig, daß er nicht befähigt wäre, noch es jemals sein könne, allen polizeilichen Aufgaben, ohne Rücksicht auf die besonderen Forderungen und Voraussetzungen der Geschlechter, zu genügen. Jetzt aber, in klarer Erkenntnis dieses Irrtums, drängt sich uns die Wahrheit auf, daß in zwanzig Jahren die Welt mit größtem Erstaunen auf die Tatsache zurückblicken wird, daß diese allen Naturgesetzen gemäße Reform jemals Gegenstand solch heftigen Streites habe sein können. In zwanzig Jahren — das prophezeien wir — wird die weibliche Polizei jedem gesunden Menschen, ob Mann, ob Frau — als wichtiges Glied des sozialen Lebens erscheinen, welches weder die Arbeit des Mannes sich aneignen noch sein Ansehen irgendwie verringern will, sondern sinngemäß und in ganz selbstverständlicher Weise des Mannes Leistungen ergänzen wird. Und was von höchster Bedeutung ist: die von Mann und Frau gemeinsam geleistete Arbeit wird die hohen Aufgaben der Polizei im ganzen wirksamer gestalten. Und wir werden dann mit mehr Vertrauen in die Zukunft schauen können, wenn das Verbrechen anstatt bestraft, vorbeugend verhütet werden wird: wenn

weniger Gefängnisse und Irrenhäuser notwendig sein werden, und der wirksame Beamtenkörper von Männern und Frauen, der die polizeiliche Macht in Händen hält, mit seiner täglichen Arbeit die Wahrheit des Wortes verwirklichen wird: „Zu verhüten ist besser als zu heilen."

Schon seit Jahren hat man erkannt, daß die ganze Frage des Verbrechens und seiner Bestrafung einer Neuordnung bedürfe und eine menschlichere und vor allem wissenschaftlichere Behandlung des Verbrechers wird allgemein anempfohlen. Es kann nicht länger in Frage gestellt werden, daß Frauen entsprechend ihrer natürlichen Veranlagung tauglicher sind, sich mit Frauen und Kindern auseinanderzusetzen, als dies jemals Männer zu sein vermögen. Darum kann es nicht abgestritten werden, daß der regelmäßige Dienst der uniformierten Polizeibeamtin in den Straßen, öffentlichen Gärten und Plätzen auf alle Fälle zur Verwirklichung dieser neuen Erkenntnis beitragen und zweifellos die Anzahl von Verbrechen und Gewalttaten verringern wird. Allein schon die Anwesenheit der weiblichen Beamtin, da wo die Jugend beiderlei Geschlechts in ihrer freien Zeit sich tummelt, wird darauf gerichtet sein, die beginnende Vertraulichkeit, die so oft zu Exzessen führt, einzudämmen. Auch die Notwendigkeit, Kinder gegen Angriffe irgendwelcher Art, sei es in öffentlichen Gärten oder Plätzen, zu beschützen, ist überzeugend: wenn die Kleinen unterwiesen werden, daß sie bei jeder Ratlosigkeit und wenn immer sie Hilfe brauchen, das Recht haben, bei der Polizeibeamtin Schutz zu suchen, so werden sie bald lernen, wenn irgendwie erschreckt oder bedroht, sich ihr anzuvertrauen. Von äußerster Wichtigkeit hierbei ist, daß der dem Kinde angedeihende bessere Schutz zweifellos die größte Auswirkung auf das spätere Leben des Jugendlichen hat, daß man durch eine aufmerksamere Behütung der Kinder die vorbedingenden Möglichkeiten zu allen Verbrechen in dem späteren Leben von Hunderten von Knaben und Mädchen verringert. Es ist jetzt schon als ein Teilgebiet der Arbeitsleistung der Polizeibeamtin betrachtet, daß sie eidliche Aussagen von

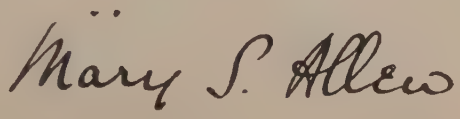
Kindern und Frauen entgegennimmt und in der Zukunft werden alle Delikte, die Frauen betreffen, die da sind: Abtreibung, versuchter Selbstmord, Kinder- und Mädchenhandel usw. in das Arbeitsfeld der weiblichen Polizei fallen. Der Pflichten sind viele und der verschiedensten Natur und sollten nicht nur auf moralische Fragen und Delikte beschränkt werden, denn nur auf diese mehr umfassende Weise wird das Gebot erfüllt, der polizeilichen Arbeit ein neues Ziel und Ideal zu geben.

Die Frage der Anstellung der weiblichen Polizei hat in allen Ländern das größte Interesse geweckt, und während meiner Besuche in den verschiedensten Städten in Europa und auch während meines Aufenthaltes in Amerika habe ich eine breite begeisterte Zuhörerschaft gefunden, die immer bereit war, allem Gehör zu schenken, was ich über dieses wichtige soziale Werk zu sagen hatte. Ein großer Teil dieses Interesses ist dem Erfolge zu danken, den die weibliche Polizei in Köln (einige meiner Beamtinnen haben dort die Arbeit eingeleitet und in Gemeinschaft mit den neuausgebildeten deutschen Frauen weitergeführt) in den Jahren 1923/25 sich errang.

Daß das Ergebnis des Versuches in Köln von größter Auswirkung sein wird, steht über allem Zweifel. Eine große Anzahl deutscher Frauen ist jetzt außerordentlich darauf bedacht, eine geschulte weibliche Polizei in allen Städten Deutschlands aufwachsen zu sehen. In Österreich, in Deutschland, in der Schweiz wird unsere Arbeit in England mit dem größten Interesse verfolgt, und über die Gründe, die für oder gegen das Tragen der Uniform sprechen, über die genau bestimmten Pflichten, die wir zu übernehmen haben, usw. wird leidenschaftlich debattiert. Darum und auch zu Nutz und Frommen unseres eigenen Landes sollte keine Anstrengung, kein Opfer gescheut werden, weder von seiten der Männer noch der Frauen, um diese Reform einem erfolgreichen Ende zuzuführen. Keine halben Maßnahmen sollten getroffen werden, als da sind Beschränkung der Frauen auf polizeiliche Befugnisse, die sich nur auf Wohlfahrts- und

Rettungswerk erstrecken. Die Arbeit der Frauenpolizei ist bestimmt und notwendig; um sie aber den großen Forderungen der Zeit angleichen zu können, müssen ihr alle Möglichkeiten, alle Verantwortlichkeiten und ganze Machtbefugnis werden, muß eine Gleichstellung mit den männlichen Polizeibeamten unter allen Umständen angestrebt werden.

London, Juli 1927.



ELISE RICHTER, WIEN

Erziehung und Entwicklung

Ich bin im März 1865 in Wien geboren, und solange ich ganz jung war und äußerlich noch gar nichts erlebt hatte, erschien mir das höchst bedeutungsvoll. Frische Märzenluft, Hoffnungskeime trotz allen Winterschnees, das war die frohgemute Stimmung, mit der ich ins Leben trat. Erst später fand es sich, daß mein Lebenslauf — mein Lebenskampf — in der Tat so etwas wie Märzenstimmung spiegelte.

Mein Vater war Arzt; von frühester Jugend an auf eigenen Füßen, war er ein gestählter Charakter, von scharfem Verstand, zäher Willensstärke, ursprünglich heiterer, früh verschlossener Gemütsart. Trotzdem er uns — Schwester Helene[1] und mich — zärtlich liebte und nur für uns lebte und arbeitete, blieb eine gewisse scheue Grenze zwischen ihm und uns. Das Spielerische, Phantasievolle der Kindheit und Jugend war seinem Verständnis entschwunden. Um so besser verstand uns unsere Mutter, mit der wir so völlig verwachsen waren, daß wir ihren schon 1889 erfolgten Tod nicht glaubten überleben zu können. Sie war sanft und weise, zugleich streng und gütig; ihre Bildung ging weit über den Durchschnitt ihrer Zeit; als echtes Wiener Kind war sie eine leidenschaftliche Besucherin des Burgtheaters, sprachbegabt und sehr musikalisch. Zu meinen frühesten bewußten Eindrücken gehört es, daß ich — etwa vierjährig — am Klavier stand, während die lieben Hände meiner Mutter Schubert-Liszts Erlkönig spielten. Musik ist mir zu allen Zeiten ein Lebens-

[1] Die Anglistin, Verfasserin der Geschichte der englischen Romantik, und von Werken über Shelly, Blake, Chatterton, George Eliot, Oscar Wilde, Bernhard Shaw, Shakespeare, Byron und über Schauspielkunst: Schauspielercharakteristiken, Unser Burgtheater, Josef Lewinsky (Fünfzig Jahre Wiener Kunst und Kultur). Das Nebeneinander der Schwesterwissenschaften in unserem Hause hat viel Anlaß zu Verwechslung und Neckerei gegeben.

bedürfnis gewesen. Das Burgtheater, das ich siebenjährig zum erstenmal betrat, wurde und blieb eine heilige Herzensangelegenheit.

Solange ich denken kann, wohnte mir Natursinn inne, Freude am Sonnenstrahl wie am Schnee, an Berg und Meer und an Blumen, mit denen ich stundenlang spielen konnte. Geheimnisvoll fühlte ich mich mit ihnen verbunden, und ein Zittergras mit goldenen Ährchen, das ich in den Praterauen fand, erfüllte mich mit heißer Begier, „es zu sein". Ich hatte nämlich früh etwas von Seelenwanderung gehört und nun versetzte ich mich mit solcher Einbildungskraft in ein anderes Dasein, daß ich allen Ernstes versicherte, mich an dieses einst durchlebte Dasein zu erinnern. Insbesondere erklärte ich mir die auffällige Vorliebe für das klassische Altertum gerne dadurch, daß ich eben einmal eine Griechin gewesen sei.

Der Sinn für bildende Kunst und geschichtliche Überlieferung wurde grundsätzlich gepflegt. Von frühester Jugend an besuchte ich in Wien und auf Reisen alle Kunstsammlungen und geschichtlichen Erinnerungsstätten (Geburts- und Wohnhäuser, Gräber berühmter Leute). Sterbe- und Geburtstage großer Männer, Erinnerungstage großer Ereignisse begingen wir, so wie wir sie lernten, durch Aufhängen eines schön geschriebenen Gedenkblattes an der Speisezimmerlampe.

Unsere Erziehung — die physische sowohl wie die geistige — wurde mit größter Sorgfalt, und zwar nach damals wie auch heute nicht gewöhnlichen Grundsätzen geleitet. Erstaunlich ist der Wandel der Anschauungen über Erziehungsfragen, der sich in verhältnismäßig so kurzer Zeit vollzogen hat. Als mein Vater anordnete, wir Kinder müßten täglich kalt gewaschen werden und täglich bei jedem Wetter eine Stunde ausgehen, glaubten Tanten und Großmütter an sicheren Tod. Als er uns — etwa siebzehn- und zwanzigjährig — gestattete, zu zweit „allein", d. h. ohne ältere Begleitung und wäre es die Köchin, über die Straße zu gehen, schüttelte die ganze Nachbarschaft die Köpfe. Als er um dieselbe Zeit einführte, daß wir jeden Sonntag mit ihm zum schwarzen Kaffee eine Zigarette rauchten, wurde über den Sonderling das

Kreuz gemacht. Wir mußten, bis wir siebzehn Jahre alt waren, um neun Uhr schlafen gehen und alles essen, was auf den Tisch kam, und zwar in vorgeschriebener Zeit, nicht langsamer und nicht schneller. Vom zweiten Jahre ab saßen wir mit bei Tisch und durften die ganze Kindheit über nicht reden, wenn wir nicht gefragt waren. Der Gehorsam mußte unbedingt sein; meine Mutter hütete sich daher vor Befehlen, die sich hinterher als schwer ausführbar und unzweckmäßig oder hart erwiesen hätten. Da sie der Meinung war, ein Kind müsse vor Vollendung des ersten Lebensjahres erzogen sein, wuchsen wir in diese starke Zucht hinein, ohne es recht zu bemerken. Erst als Erwachsene sind wir uns ihrer bewußt geworden.

Da die damaligen Mädchenschulen den Ansprüchen der Eltern nicht genügten, wurde eine norddeutsche geprüfte Erzieherin verschrieben. Sie war der richtige preußische Feldwebel; streng und drilliebend, dabei gutmütig, aufopferungsvoll und sentimental. Sie war nach damaligen Anschauungen ungemein tüchtig als Lehrerin und sehr gut beschlagen in ihren Fächern. Deutsche Sprache und Literatur, Geographie, Geschichte habe ich bei ihr zwischen sieben bis sechzehn Jahren so gelernt, daß ich diese Gegenstände sechzehn Jahre später zur Matura nicht einmal zu wiederholen brauchte. Als Fräulein Friedrich kam, war ich eben siebenjährig. Ich lernte sehr leicht und behielt alles. Was ich hörte, schnappte ich auf, um es, nicht ohne scheußliches Bildungsprotzentum, sofort anzubringen. So traf mich der Künstlername eines Hundes, der sich gerade im Ronachertheater sehen ließ, „Schnappsel, der gelehrte Hund"; jahrelang hieß ich kurzweg „Schnappsel". Das Gedächtnis wurde systematisch geübt; die ersten fünf Minuten des Unterrichts dienten dem Auswendiglernen von Gedichten, ein bis zwei Strophen täglich. Dies durch einige Jahre unentwegt fortgesetzt, ergab eine Kenntnis von mehr als vierhundert Gedichten, darunter Schillers Glocke und andere Dichtungen größeren Umfangs, die ich, zwölfjährig, lückenlos auswendig kannte.

Da wir zwei Kinder aus praktischen Gründen möglichst

ELISE RICHTER

gemeinsam lernen sollten, Helene doch aber um dreieinhalb Jahre älter war, wurde ich in Einzelstunden mit Dampf soweit gebracht, dem Unterricht folgen zu können, der meiner Schwester gerecht wurde. Dies bedeutete naturgemäß schon eine große Belastung des kindlichen Geistes; aber die ganze Art der geistigen Aufzucht war äußerst anstrengend. Der Vormittagsunterricht von acht bis halb zwölf Uhr ohne jede Pause, ja ohne die Erlaubnis, die Stellung der Hände oder der Füße einmal zu verändern, stellte schon größte Anforderungen an die Willenskraft, die denn auch seit dem zehnten Jahre mehr und mehr erlahmte. Sobald ich nichts zu antworten oder zu rechnen hatte, sobald der Vortrag anhub, entfloh die Aufmerksamkeit, nicht aus Mangel an Interesse, sondern aus Unfähigkeit, sie zu fesseln. Ich war „abwesend". Diese „Abwesenheiten", in denen die Phantasie wanderte, kosteten viele Strafen und Tränen; aber niemandem fiel es ein, zwischen die Unterrichtsstunden Erholungsminuten einzuschalten. Nach zweistündiger Pause für Essen und Spaziergang und mit Abzug einer Stunde für Klavierüben wurde der Rest des Tages bis halb acht Uhr abends mit Lernen zugebracht; waren die Aufgaben für den nächsten Tag erledigt, so wurde wiederholt. Bei dieser Tageseinteilung kam besonders der bei mir sehr stark entwickelte Spieltrieb zu kurz. Nur zu gern hätte ich Bewegungsspiele gespielt. Aber die galten als zu wild, blöde und unmädchenhaft. Dagegen waren Puppen begünstigt und die förmlich wie wirkliche Familienmitglieder gehalten. Wir spielten sehr gern und lang mit ihnen; mit der Zeit wurden sie uns zu Marionetten, mit denen wir ganze improvisierte Szenen veranstalteten, lebende Bilder stellten, Gedichte aufführten, bis wir schließlich vorzogen, uns selbst an ihre Stelle zu setzen und nötigenfalls zu vermummen. Da ich das Unglück hatte, in unserem kleinen Kreise die Jüngste zu sein, galt ich nie für voll und mußte mich immer irgendwie ducken. Stellten wir die Loreley vor, so durfte ich nur unter einer grünen Decke den „Rhein" machen, während Helene im Regenmantel und einem grünberandeten Filzhut in einem Waschtrog saß und ausdrucks-

voll zu unserer Freundin aufblickte, die auf dem Tisch sitzend ihr dunkelbraunes Haar mit einem Schildpattkamm strich. In den Weihnachtsferien gaben „wir" einmal eine Zeitung heraus; da war Charlotte der Herausgeber, Helene der Redakteur und ich — „der Leser". Ein andermal wurde ein literarischer Verein gegründet, der „Immergrün" hieß und nur vier Mitglieder haben durfte. Um überhaupt mittun zu dürfen, mußte ich mich begnügen, der Vereinsdiener zu sein und den Namen „Nachtnebel" zu tragen. Helene und unsere Freundin, die im Alter zwischen uns beiden stand, dichteten Trauerspiele; da sollte ich nie dabei sein. Immerhin lasen sie mir die vollendeten Szenen vor; dann war ich heftig gerührt und die zwei Dichterinnen sahen sich befriedigt an.

Mit der Zeit stellte sich auch bei dem Alleinlernen ein gedankenloses Hinstieren ein, oder, da ich, um dieses letztere zu verhindern, laut lernen mußte, ein leeres Herplappern, und ich kann wohl sagen, daß ich mit dem halben Aufwand bei besserer Leitung das Doppelte hätte leisten können. Ich versank in ödes Dämmern und, gänzlich verschwiegen nach außen, in einen Zustand leidvoller Gebundenheit, in dem die Religion mein einziger Halt war.

Wir wurden von erster Kindheit an religiös, aber überkonfessionell erzogen: Alle Religionen seien gleich; es gäbe verschiedene Wege zu Gott; in jedem Gotteshause herrsche die gleiche Andacht; daher das Gebot größter Achtung vor allem, was Mitmenschen heilig. Wir lernten das Alte und das Neue Testament und sehr viele Bibelsprüche. Ich kam von selbst zu einer gedankenlosen Beterei. Ich bat den lieben Gott, er möge Frl. Fr. den Riesenklex nicht sehen lassen, den ich gemacht hatte; wurden zwölf Rechenexempel aufgegeben, so verlor ich die meiste Zeit mit Beten, sie mögen richtig ausfallen. Als mir wegen meiner Unaufmerksamkeit oft Moral gepredigt wurde, wie schwer ich Eltern und Lehrer ihr Amt mache, überkam mich ein drückendes Schuldgefühl. Überwältigt von dem Bewußtsein meiner Sündhaftigkeit fiel einmal mitten im Straßenlärm auf der Ferdinandsbrücke der Erlösungsgedanke wie eine Erleuchtung in meine Seele und

wurde zum ureigenen Erlebnis. Nach mehreren Jahren, als ich mich meiner Mutter endlich eröffnete, kam eine Zeit schweren Ringens. Denn meine Mutter wünschte diese Richtung nicht und ihre Autorität war für mich die höchste Instanz. Nur wer schwere religiöse Kämpfe durchgemacht hat, weiß, wie erschütternd, aber auch wie befruchtend für den Geist sie sind. Wer sich seine Weltanschauung nicht durch eigenen Kampf eroberte, ist ihrer nicht sicher. Über den Wert der religiösen Erziehung kann niemand urteilen, der sie nicht erlebt hat. Anderseits ist von einer wahrhaft vorurteilslosen Gesinnung nur bei dem die Rede, der diese Dinge selbst und in ihrer Tiefe erkannt und geprüft hat. Niemandem sollte das Recht zustehen, in dieser heiß umstrittenen Erziehungsfrage mitzureden, als dem, der aus eigener Erfahrung sprechen kann.

Mit vierzehn Jahren hatte ich Frl. Fr.s Lehrstoff erschöpft. Ich kannte Geschichte, Geographie und Literatur weit über das Maß des Gymnasiums hinaus, Mathematik und Physik im Ausmaß des Untergymnasiums; jedoch hatte ich nie ein physikalisches Experiment gesehen, so wenig wie eine Blume analysiert. Wir lernten das Linnésche System und die lateinischen Namen (dies als besonderes Benefiz, strafweise durfte ich eine Zeitlang nur die deutschen Namen verwenden), aber von einer auch nur äußerlichen Kenntnis der gangbarsten Pflanzen war keine Rede. Die letzten zwei Jahre, die Frl. Fr. noch im Hause war, vergingen damit, daß sie mir in den „Unterrichtsstunden" die Klassiker und andere Dichter, Biographien, Literaturgeschichten u. ä. vorlas. Allein wiederholte ich das zum Übermaß Gelernte in einer von mir ersonnenen Form; ich legte Zeittafeln an, in denen ich alle Ereignisse auf allen mir zugänglichen Gebieten mit Sorgfalt zusammentrug und die mir viel Freude machten. Dann war aller Unterricht auch der Form nach beendet. Die sehnlichst gewünschte „Ausbildungsstunde" gewährten die Eltern nicht wegen der zu großen Ausgabe.

Mit quälendem Neide dachten Helene und ich an alle die Buben, die das Gymnasium machen könnten bzw. müßten.

Für uns lag das außer dem Bereich der Möglichkeit, wie eine Reise in den Mond. So lernte ich allein weiter. Ich stürzte mich meiner Neigung gemäß auf das Studium der Geschichte und las als erstes selbstgewähltes Buch Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Es waren die ersten Tage der Freiheit auf dem Lande, nachdem meine Erzieherin, der ich übrigens dankbar liebend ergeben blieb, uns verlassen hatte. Ich kostete diese Freiheit in vollen Zügen aus. Ich mied die Bänke und alles Geradesitzen. Ich las nur auf irgendeinen Baumstrunk gehockt, oder halb über einen Ast gehängt. Der Inhalt dieses schönen Buches, das meinem Geist ungeahnte Aussichten eröffnete, blieb mir stets verknüpft mit der Empfindung neuer Freiheit, mit dem Eintritt in ein selbständiges Leben. Dann kam Mommsens Römische Geschichte daran. Es war Winter geworden und Helene von einem schweren Augenleiden erfaßt. Ich las viele Stunden täglich vor; zudem sollte ich mich häuslich betätigen. Die Arbeit des Staubwischens versüßten Helene und ich uns durch Deklamieren. Wenn wir laut brüllend die Staubtücher zum Fenster hinaus schüttelten, erschienen die Nachbarn in der engen Straße verwundert an den Fenstern. Ich machte nicht ungern Phantasiestickereien und lernte auch kochen.

Da ich fürchtete, die Weihe des Mommsenlesens könnte tagsüber gestört werden, schlich ich mich um halb sechs Uhr aus dem Bett und las vor dem Frühstück im ungeheizten Zimmer andachtsvoll das wunderbare Werk, aus dem ich viel mehr als nur römische Geschichte gelernt habe. Schon die Einleitung des ersten Bandes überwältigte mich durch ihre sprachwissenschaftlichen Vergleiche. Ich hatte wohl gern Grammatik gelernt und empfand eine mir als Kind unerklärliche und von den andern nicht erklärte Freude am Satzbau, aber im ganzen war ich bisher, meiner Umgebung entsprechend, rein literarisch eingestellt gewesen. Ich schrieb vom sechsten Jahr ab gern Briefe, deren Ausdehnung mit aller Strenge auf „nicht mehr als vier Seiten“ festgesetzt werden mußte, wie späterhin die freien Aufsätze, unser beider Lieblingsbeschäftigung, für die uns der Sonntagvormittag zur

Verfügung stand, nicht mehr als dreißig Seiten haben durften. Als ich sieben Jahre alt war, nahmen die Eltern Helene und mich auf eine Spritzfahrt nach Venedig mit. Ich erbettelte mir ein Notizbuch, um ein Tagebuch führen zu können und schrieb vor allem eine Einleitung voll düsterer Betrachtungen, wie schwer es sei, das väterliche Haus zu verlassen. Woher ich den Begriff der „Einleitung" hatte, weiß ich nicht. Ich verzeichnete von da ab alle Natur- und Kunsteindrücke mit lebhaftester Empfindung und natürlichem Ausdruck, schrieb vom zehnten Jahre ab die gehörte Predigt unseres vortrefflichen Kanzelredners Zimmermann in tadelloser Gliederung nach, ließ eine ungezügelte Phantasie spielen, wenn ich die Aufgabe bekam, einen erfundenen Brief über irgendeinen Auftrag, z. B. Wohnungssuche, zu schreiben und begab mich dann, gänzlich unbeaufsichtigt, auf philosophische Wege. Mit fünfzehn Jahren schrieb ich eine wirre Abhandlung über Beethovens Neunte Symphonie, deren thematischen Bau ich gut erfaßt hatte. Dann beschäftigte mich monatelang „Gott ist die Liebe", Iphigenie, Sappho u. v. a. Niemand kümmerte sich darum; ich wurde dazu nicht angeregt, nicht durch Tadel gefördert oder gehindert; nur, als ich eine Untersuchung anstellte, inwiefern Vater und Kinder irgendwie als Verwandte bezeichnet werden könnten, vernichtete meine Mutter das Heft.

Nun, als ich Mommsens Einleitung las, eröffnete sich der Blick in die sprachwissenschaftliche Welt. Solche Zusammenhänge gab es! Das konnte der menschliche Geist erfassen! Ich hatte seit dem fünften Jahr Französisch, seit dem dreizehnten Englisch gelernt, aber nur „bonnenmäßig". Sofort hätte ich nun mögen Indogermanistik studieren, oder wenigstens Lateinisch. Aber der Wunsch nach einem Lehrbuch wurde grundsätzlich als „unmädchenhaft" und „verrückt" nicht erfüllt. „Ja, wenn du ein Bub wärst!" Wir haßten unser Geschlecht. Da aber die trübschwere Stimmung der vergangenen Jahre einer freien fröhlichen Gemütsverfassung gewichen war, fügte ich mich, malte mir einen Schnurrbart an und hoffte auf das nicht zu Erhoffende. Ich

studierte gründlich Geschichte, Philosophie, Literatur, versenkte mich in den deutschen Homer und Sophokles, in Faust und vieles andere.

Das äußere Leben gestaltete sich immer düsterer durch verschiedene schwere Erkrankungen meiner Mutter; Helene litt an den Kopfnerven, so daß jede geistige Betätigung mit wahrem Heroismus erobert wurde, und schließlich erkrankte ich selbst im zwanzigsten Jahre, infolge eines Masernanfalles, an Gelenkrheumatismus, der schwerste Folgen nach sich zog. Ich lag ein Jahr lang so gut wie unbeweglich unter größten Schmerzen, gewann nie mehr die Beweglichkeit, die ich als Kind gehabt hatte, erlitt mehrere, monatelange Rückfälle und überwand dieses Leiden erst in späteren Jahren. Jede Reise rang ich mir schwer ab; zeitweilig mußte ich mich jede Treppe auf und ab tragen lassen. Meine ganze Studienzeit war davon beeinflußt. Ich war genötigt, die Vorlesungen nach der Lage des Hörsaals einzuteilen bzw. auszulassen. Die Krankheit hatte aber auch ihre Lichtseite. Ich schuf mir mein Leben auf meiner Liegestatt: ich lernte Partitur lesen, um nicht auf Musik verzichten zu müssen, und als Weihnachtsgeschenk bekam ich eine griechische Grammatik und eine (unkommentierte) Homerausgabe. Nachdem ich die erstere fünf Monate studiert hatte, stürzte ich mich in den Homer, eroberte ihn Zeile für Zeile und kannte im Herbst zwei Gesänge auswendig. Meine Freude wurde in der Familie warm mitempfunden, aber dennoch bekam ich keinen Lehrer, denn, als ich wieder eine bis zwei Stunden sitzen konnte, hatte mein Vater mir den langgehegten Wunsch nach einer Zeichenstunde erfüllt. So lernte ich allein weiter, und ich habe auch späterhin für das Griechische nur zum Lesen Pindars eine Fachhilfe herangezogen.

Nach mehrjährigem, durch Liebe verklärtem Siechtum starb meine Mutter. Mein Vater konnte diesen Verlust nicht überwinden; ein Leiden, dessen Keim er jedenfalls schon lange in sich hatte, brach mit jäher Gewalt aus. Innerhalb achtzehn Monaten begruben wir beide Eltern. Es dauerte Jahre, bis wir wieder zu uns kamen. Wir gingen auf Reisen

und haben — stets unzertrennliche Lebensgenossen — nach und nach den größten Teil Europas und Nordafrikas kennengelernt. In Salzburg, auf der Höhe des Gaisberges, empfand ich zum erstenmal die Herrlichkeit der Welt und den Wert des Daseins. Wir pilgerten vor allem nach Wittenberg, Weimar und Bayreuth, Oberammergau.

Um in Wien zur Rast zu kommen, mußte das Leben neu gestaltet werden. Unser erster Schritt noch innerhalb des Trauerjahres war, uns den Zutritt zu Universitätsvorlesungen zu verschaffen. Einzelne Professoren gaben Frauen das Gastrecht; so besuchten wir ein Philosophiekolleg Lujo Brentanos; Theodor Gomperz' Platointerpretation und die Erklärung antiker Bildwerke Otto Benndorfs. Als ich den herrlichen Treppenbau, dessen Schönheit mich tagtäglich neu erfreute, scheu und ängstlich zum erstenmal betrat (1891), konnte ich nicht ahnen, daß ich in absehbarer Zeit dort das Bürgerrecht genießen würde.

Ein gemeinsamer Freund vermittelte unsere Bekanntschaft mit Adolf Mussafia, einem der Mitbegründer der Romanistik. Ich wußte damals nicht, was Romanistik ist, aber der geistvolle, witzige, liebenswürdige Mann fesselte uns, und sein schweres Leiden flößte uns, bei denen soviel Liebe ledig geworden war, das Bedürfnis ein, ihm hilfreich zu sein. So entspann sich ein wunderbar inniges Freundschaftsverhältnis, das für mich bald noch besondere Bedeutung gewinnen sollte. Ein neuer Krankheitsfall warf mich nieder, und ich verkürzte mir die Liegezeit, indem ich Latein lernte. Da ich aber auf Mussafias Anregung eben auch begonnen hatte, italienisch zu treiben, war mir die Sprachvergleichung unmittelbar gegeben, und ich begann die Beobachtung sprachlicher Entwicklung, wie ein Entdecker den Fuß in nie betretenes Land setzt. Schüchtern legte ich Mussafia einige Beobachtungen vor; *vous avez la bosse*, sagte er. Als ich ihn aber um Erlaubnis bat, sein altfranzösisches Kolleg besuchen zu dürfen, schlug er es glatt ab. „Gerade weil wir Freunde sind. Nur keine Protektionen. Wenn Sie eine richtige Matura gemacht hätten, dann ja!" Das Mädchengymnasium des

Vereins für erweiterte Frauenbildung (kurzweg die „erweiterten Frauen" genannt) war damals im zweiten oder dritten Jahre seines Bestandes. Aber täglich mehrere Stunden auf der Schulbank sitzen — und das durch sechs Jahre! — war bei meinem Gesundheitszustand vollkommen ausgeschlossen. Ich weinte vor Zorn; dann lernte ich um so eifriger Latein, und da ich auch Übersetzungen ins Lateinische üben wollte, nahm ich mir diesmal einen Lehrer. In vier Jahren hatte ich sämtliche Schulautoren ganz und z. T. doppelt durchgelesen, dazu Plautus, Terenz, Petronius und manches andere. Ich dachte, wenn ich irgendwo eine lateinische Prüfung ablegen könnte, würde ich doch vielleicht die Mussafiaschen Vorlesungen besuchen können. Ich hatte inzwischen mein Herz ganz an die romanischen Studien gehängt und vor allem an die Beobachtung der sprachlichen Entwicklung. Da kam — mir gänzlich unvermutet — im Sommer 1896 der Ministerialerlaß, wonach Frauen sich der staatsgültigen Matura unterziehen konnten. Ich sprang mit beiden Füßen in das Unternehmen und begann im Oktober in aller Heimlichkeit die Vorbereitung. Die nicht unansehnliche Summe von Kenntnissen, die ein Maturant im Kopf haben muß, kann der ältere Mensch viel besser würdigen als der Knabe, der zehnjährig ins Gymnasium befohlen wurde. Ich hatte Freude am Lernen und setzte schließlich nur ein Schuljahr ein, in dem ich allerdings auf alle privaten Studien und auch auf das Malen verzichten mußte. Aber dabei war ohnehin nichts recht Befriedigendes herausgekommen. Was ich lernte, war Gewinn, auch wenn die Prüfung mißglückte. So lernte ich denn, oft mit geballten Fäusten und gepreßtem Herzen, wenn der Erfolg immer wieder erschwert wurde, so z. B., als die Zulassung zur Prüfung nur nach Vorweisung von Interimsprüfungszeugnissen gewährt wurde. Die plötzliche Belastung des Gedächtnisses mit Tausenden von disparaten Formeln und Tatsachen war nicht günstig. Ich habe die Leistungsfähigkeit dieses einen Winters später nie mehr erreicht. Denn ich hatte bis April zu bewältigen: in Mathematik und Physik vier Jahre Obergymnasium, in Zoologie, Botanik, Mineralogie

alles, was die moderne Schule verlangt: Kristallehre, Osteologie, Somatologie, Pflanzenbestimmung, Pflanzenanatomie usw., dazu die ganze Chemie. Griechisch und Lateinisch waren nur im Hinblick auf die schriftliche Maturaarbeit zu wiederholen. Die Professoren, die mich vorbereiteten und die sämtlich diese Sonderaufgabe mit viel Genialität erfaßt hatten, sahen kopfschüttelnd zu. Es sei die merkwürdigste Steeple-chase, die er je erlebt habe, meinte der Mathematiker; zum mindesten wäre der Beweis erbracht, daß man kein achtjähriges Gymnasium brauche, sagte der Klassiker. Meine Maturitätsprüfung war ein Erlebnis sui generis. Das Akademische Gymnasium in Wien, dem damals die Maturantinnen zugeteilt wurden, stand im unbestrittenen Ruf des ersten und strengsten Gymnasiums. Im Vergleich zu der jetzt üblichen Handhabung der Reifeprüfung glich die damalige einer mittelalterlichen Folter. Gab es für den externen Privatisten schon besonders strenge Vorschriften, so wurde mir, der externen Privatistin, und noch dazu der ersten, die von dem neuen Recht Gebrauch machte, von vornherein eröffnet, man werde mich nicht strenger, aber „ausführlicher" prüfen als die Internen. Naturgemäß gab es keinerlei Befreiung; für die Gegenstände der früheren Klassen, aus denen Interne bei der Matura gar nicht geprüft werden, mußte ich mich einer Vorprüfung unterziehen.

Mit anderen Worten, ich mußte alle zwölf Gegenstände des Gymnasiums gleichzeitig im Kopfe haben; die Vorprüfung (im April) dauerte zwei Stunden, die Hauptprüfung viereinhalb (die aus Griechisch und Lateinisch allein je eine Stunde, also solange wie ein Rigorosum). Die schriftlichen Prüfungen fanden an fünf Tagen der ersten Maiwoche statt. Ich bin im allgemeinen der Ansicht, daß es weniger böswillige Prüfer als nicht genügend vorbereitete Prüflinge gibt und fand dies auch hier bestätigt. Nur der Vorsitzende, Landesschulinspektor Sch., ein klassischer Philologe, war ein erklärter Feind des beginnenden Frauenstudiums Als ich am 15. Juli 1897 um halb acht Uhr morgens die hohe Treppe des Akademischen Gymnasiums erklomm

— für mich eine unerhört physische Leistung —, begrüßten mich die jungen Burschen, die als Mitprüflinge das Recht hatten, sich das *Novum* näher zu betrachten, mit der Mitteilung, der Vorsitzende hätte die Bemerkung gemacht, er werde mich womöglich durchfallen lassen. Tatsächlich ließ er in Griechisch und Lateinisch zwei Stunden keinen der gymnasialen Prüfer zur Fragestellung zu. Als es sich unmöglich erwies, eine Fehlantwort zu erzielen, setzte er es wenigstens durch, daß ich aus beiden Gegenständen „Genügend!" (Note IV) bekam. Ich wurde förmlich krank über diese zwei Vierer — aber ich war „Durch".

Nun lag das Studium offen vor mir; denn mitten in den Prüfungsvorbereitungen überraschte mich der Ministerialerlaß, der Frauen mit staatsgültiger Matura die philosophische Fakultät der Universität eröffnete. Ich genoß als erste den Vorteil, mich gleich anschließend an die Matura als ordentliche Hörerin immatrikulieren zu können. Wir waren damals (1897) im ganzen unser drei ordentliche Hörerinnen.

Die Universitätsvorlesungen und besonders die Seminarübungen waren für mich eine Quelle unbeschreiblichen Genusses. Das Nietzschewort von der *Gaya scienzia* erfüllte ich mit individueller Bedeutung. Es wurde mein Lebensmotto. Ich freute mich an meinem Universitätsleben nicht nur rein persönlich, sondern im Bewußtsein aller derer, die es früher einmal erstrebenswert gefunden haben mögen und für die die Zeit noch nicht gekommen war. Daß ich aus Gesundheitsrücksichten kaum mehr als das Minimum belegen konnte, war mein Glück; es schützte mich vor der Zersplitterung, da ich sonst nicht hätte der Versuchung widerstehen können, „Alles" zu hören. Ich hatte ungewöhnliches Glück mit meinen Lehrern; gerade die philologischen Fächer waren damals in Wien glänzend vertreten. Neben dem Altmeister Mussafia wirkte der um sechsundzwanzig Jahre jüngere Meyer-Lübke. Beide ergänzten sich auf das Glücklichste. Mussafia, der phantasievollere Mensch, war der pendantischere Gelehrte. Er selbst nannte sich einen Schulmeister. Er suchte sich, wie Aragot, die dümmsten Gesichtszüge im Hörsaal heraus und

erklärte jeden Absatz solange, bis auch sie sich erleuchteten. Daher langweilten sich die Fortgeschrittenen oft bei ihm. Er ließ die Studenten nicht an sich herankommen und bemitleidete sie wegen ihres durchschnittlich unrettbaren Mangels an Begabung und Wissen. Er war im Laufe der Jahre der nachsichtigste Prüfer geworden: Im Verhältnis zu dem, was sie nicht wüßten, sei das, was sie wüßten, so wenig, daß es auf ein bischen mehr oder weniger nicht mehr ankomme. Es war also ein große und seltene Auszeichnung, wenn er einen Schüler streng behandelte. Dann stellte er allerdings die höchsten Anforderungen. Nur ganz ausnahmsweise sah er Arbeiten von Schülern — in der Druckkorrektur — durch; dann zerrieb er alles und man ging zermürbt weg, wie ein überführter Verbrecher. Was aber vor seiner Kritik standhielt, durfte man als echtes Gut der Wissenschaft ansehen. Meyer-Lübke dagegen fehlte die Begabung, sich in Unbegabte, Unwissende zu versetzen; er wendete sich an die Besten, stellte Höchstforderungen an die Hörer, die oft mehr durch die suggestive Kraft seiner eigenen Begeisterung mitgerissen wurden. als daß sie die äußerst schwierigen Auseinandersetzungen immer verstanden hätten. Er stand seinen Schülern jederzeit und ganz zur Verfügung, förderte jede Arbeit durch Rat und Bücherhilfe; ein großer Kreis von Schülern, die innigst an ihm hingen, sammelte sich um ihn. Seine Methode, an der alle seine Schüler zu erkennen sind, prägte sich als Form der wissenschaftlichen Erziehung tief ein; im übrigen ließ er jedem seine Neigung. War Mussafias Gebiet damals in erster Linie Textkritik, Literatur- und Textgeschichte, so war Meyer-Lübke Sprachwissenschaftler im weitesten Sinne. Abgesehen von der üblichen „historischen Grammatik" sämtlicher romanischer Sprachen wurde Syntax, Wortgeschichte und die damit verbundene Kulturgeschichte, Bedeutungslehre, Sprachpsychologie eifrigst gepflegt. Für den aufnahmefähigen Hörer gab es ein Übermaß von Anregung; wir schwelgten im Reichtum. Dazu kamen noch die klassischen Philologen Gomperz und Marx, dessen Kolleg über Pompeji mächtig in mir nachwirkte, die Indo-

germanisten Meringer und Kretschmer, der Germanist Heinzel. Lange Jahre an Selbstunterricht gewöhnt, wünschte ich auch jetzt womöglichst alles selbst zu finden und bereitete mich, soweit ich den Inhalt der Vorlesungen voraussehen konnte, eifrigst darauf vor, sehr befriedigt, wenn meine „Entdeckungen" mit dem Vorgetragenen übereinstimmten. Ich machte in jedem Semester eine Seminararbeit; die aus dem fünften Semester (1899/1900), über das rumänische Possessivpronomen III. Person, meine erste druckreife Arbeit, erschien in „Gröbers Zeitschrift für romantische Philologie", Band 25.

Da ich zwei Jahre lang in allen meinen Fächern das einzige „Weib" war, hatte ich die Verkehrssitten zu regeln. Ich achtete peinlich auf Gleichheit mit den Kommilitonen, sowohl im gegenseitigen Verkehr als dem Professor gegenüber. Ich lehnte strengstens alle Damenvorrechte ab; doch gelang es mir nicht, die Professoren, auch die sich zuerst grüßen ließen, zu überzeugen, daß sie mir nicht an der Tür den Vortritt lassen dürften. Sehr heiter war es, wenn sie angesichts meiner Anwesenheit über die Ansprache „verehrte Hörer" oder „meine Herren" stolperten und doch ein „und verehrte Hörerin" oder „meine Dame" nicht recht herausbrachten. Mussafia sagte fest entschlossen nur „Meine Herren". Ich versalzte ihm aber den Spaß, indem ich ihm erklärte, ich fasse diese Ansprache für mich im Sinne des altprovenzalischen *midons* (= Mein Herr, Ansprache des Troubadurs an die besungene Dame) auf. Der ganze Ton war naturgemäß dadurch geregelt, daß ich nicht nur so bedeutend älter war als die Studiengenossen, sondern auch als einige meiner Lehrer. Übrigens waren wir gut kollegial; zum Entsetzen der älteren Generation, die sich kaum erst mit dem Besuch der Vorlesungen abfand, nahm ich auch an Kommersen und Ausflügen teil; zuerst nicht ohne ein Bedenken: ich werde das Niveau der fröhlichen Unterhaltung herabdrücken. „Sie könnten es höchstens heben", antwortete ein Student. Ich war bestrebt, der Vorstellung Bahn zu brechen, es gäbe Studenten männlichen und weiblichen Geschlechts und damit Schluß. Ich

befleißigte mich auch einer Art Mimikry, indem ich ausschließlich in einfachster, dunkler, glatter Kleidung erschien (bei strengster Vermeidung sowohl genialischer Vernachlässigung als geschmacklosen Philisteriums).

Ich hatte gegen keine Schwierigkeiten zu kämpfen; vielleicht auch habe ich sie nur damals nicht empfunden. Nachträglich erinnere ich mich, daß mich die Seminarkollegen gegen alle Gepflogenheit schon in der zweiten oder dritten Woche des ersten Semesters zur Interpretation (im Neuprovenzalischen) vorschoben und mir stets gern kribbelige Aufgaben überließen. Aber ich war so selig, mich betätigen zu dürfen, daß ich nur fürchtete, unbescheiden zu sein, wenn ich alles Angebotene annähme.

Zu rasch vergingen die Jahre, und es enttäuschte mich, daß ich nicht mehr zu meinem geliebten Griechisch und gar nicht zum Sanskrit kam. Ich beschloß daher, wie damals die meisten besseren Studenten, schon am Ende des achten Semesters die Doktorprüfungen abzulegen und mich nachher den Studien zu widmen, zu denen mir die Romanistik bisher nicht Zeit gelassen hatte. Am Ende des sechsten Semesters erfaßte mich das letzte Kapitel (Wortstellung) der eben erschienenen Syntax Meyer-Lübkes mit seltsamer Anziehungskraft. Ich stürzte mich darauf als Thema zur Dissertation, die allerdings zunächst nur eine Untersuchung der altspanischen Wortstellung behandeln sollte, aber alsbald auf die anderen romanischen Sprachen ausgedehnt wurde und mich vor die Frage stellte: wo hört das Lateinische auf, wo beginnt das Romanische? Und somit war ich unmittelbar an dem Problem, dessen Bearbeitung mich durch das ganze weitere Leben begleitet hat.

So aufregend und unruhig die Maturavorbereitung, so aufreizend die Maturitätsprüfung, so systematisch und ruhig war die Vorbereitung auf die „strengen Prüfungen". Ich hatte ja nur mit „Meinem" Stoff, mit meinen eigensten Angelegenheiten zu tun und meine Prüfer hatten mich alle die Jahre an der Arbeit gesehen. So waren denn auch die Prüfungen ein vollkommenes Widerspiel der Matura. Als ich mich an einem wundervollen Maimorgen 1901 in Festkleidung warf, die Seele

geschwellt von Dankbarkeit, daß ich dieses Ziel erreichen durfte, summte in mir der Sechsachtel-Rhythmus mit den Triangelschlägen aus Beethovens Neunter: „Fröhlich wie ein Held zum Siegen." Ich fand das Rigorosum, wie schon vorher die Kolloquien, ein überaus anregendes Gespräch, bei dem ich die Kosten der Unterhaltung zu bestreiten hatte. Da ich der erste weibliche Prüfling war und sich bei den Studenten viel Teilnahme zeigte, wurde eine eigenartige Doppelprüfung von mir und einem sehr begabten jungen Doktoranden[1] veranstaltet. Mussafia und Meyer-Lübke verabredeten sich, an jeden von uns ganz dieselben Fragen zu stellen. Da die Prüfungen gleichzeitig stattfanden, konnte keiner von uns die an den andern gestellten Fragen hören, aber die Zuhörer konnten den Vergleich zwischen unseren Antworten ziehen. Wir kamen gleich heraus (wie auch aus dem Philosophicum): *Summa cum laude*. So ruhigen Blutes ich bei den Prüfungen war, so sehr überwältigte mich die Feierlichkeit der Promotion. Ich hatte schon vorher den Oberpedell gebeten, mich den Wortlaut des Eides durchlesen zu lassen, damit ich wüßte, was ich zu schwören hätte. Er erklärte aber, das wäre noch keinem Manne eingefallen und ich könnte mich schon auf den Inhalt verlassen.

In den folgenden zwei Semestern studierte ich nun zwar noch Germanistik, aber alles andere blieb doch liegen. Die eigene Schaffenslust war zu mächtig; ich hatte oft die Empfindung, wenn ich nicht arbeiten könnte, würde ich zerspringen. Ich konnte nicht mehr nur Zuhören. Damit schließt ein Zeitabschnitt, der für alle, die ihn erlebt haben, mit goldenem Schimmer in der Erinnerung haftet. Das Universitätsstudium ist eine Art *Via triumphalis* an einer großen Reihe leicht erreichbarer Ziele vorbei, so daß man allwöchentlich einige Male die innere Befriedigung einer überwundenen Schwierigkeit genießt. Jede Seminarübung ist ein Ereignis, jede gelungene Antwort ein Sieg; die Lösung längst bekannter Probleme erfüllt mit Genugtuung. Man glaubt an seine Kraft und an die Möglichkeit, in kürzester Frist die ganze Wissen-

[1] Jetzt Realschulprofessor in Wien.

schaft zu erschöpfen. Man bewundert und liebt die Lehrer und sieht in jedem Fakultätsmitglied einen Übermenschen. In naiver Unverfrorenheit fühlt man seine eigene Wichtigkeit für den Lehrer. Und in der Tat: man kann ja ganz gut studieren ohne Lehrer, aber keiner kann unterrichten ohne Schüler. Der Hörer beglückt durch seine Hingabe den Vortragenden nicht weniger als dieser jenen. Ist das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler eine der edelsten Blüten menschlichen Empfindens, so ist die Voraussetzung dafür eine gewisse Gegenseitigkeit der Leistungen.

Von vornherein erschien mir der akademische Beruf im Lichte höchster Verklärung. Einmal fügte es sich, daß Meringer am Semesterschluß Übungen veranstaltete. Wir sollten aus dem Inhalt des Kollegs je einen kleinen Vortrag halten und er hieß uns dazu auf dem Katheder Platz nehmen. Während, zu meiner Verwunderung, die anderen dieser Umstand ganz kalt ließ, ergriff es mich mächtig, auf dem Katheder zu sitzen, und ich nahm es hochbedeutungsvoll, daß es gerade an meinem Geburtstag stattfand. Doch wagte ich nie, dem Gedanken irgendwie Ausdruck zu geben. Das entscheidende Wort fiel erst, als die Dissertation ausgearbeitet im Druck vorlag (1903)[1] und Meyer-Lübke mir erzählte, Gröber, der sehr angesehene Romanist von Straßburg, habe ihm geschrieben, es sei schade, daß ich nicht in Amerika lebe; dort bekäme ich sicher auf das Buch hin gleich eine Professur. — Da wagte ich die Frage, ob ich mich wohl hier um die Dozentur bewerben könnte und Meyer-Lübke, ohne dessen Zustimmung und Mithilfe selbstverständlich nichts zu machen gewesen wäre, ermutigte mich. Der Schlachtplan war bald gefaßt. Da ich vor allem eine Habilitationsschrift arbeiten mußte, sollte inzwischen ein vorbereitender Schritt gemacht werden: ich fragte bei der philosophischen Fakultät an, ob sie mich grundsätzlich bei Erfüllung aller Vorschriften zulassen würde. Der Schrecken war groß. Der Dekanatssekretär wollte das Schriftstück nicht übernehmen

[1] Zur Entwicklung der romanischen Wortstellung aus der lateinischen. Halle.

und ersuchte mich, es dem Dekan persönlich zu überreichen. Der Dekan, der als Epigraphiker hochgeschätzte Eugen Bormann, der jeder Dame verbindlichst die Hand küßte, geriet außer Fassung. Ob meine Professoren von diesem Schritt wüßten? Ob ich mir denn nicht klar sei, wie gänzlich unmöglich es wäre, daß Männer sich von einer Frau unterrichten lassen usw. Da mich sein Flehen nicht erweichte, mußte er das fatale Schriftstück an die Fakultät leiten. „Kann sie was?" fragte einer der Herren Meyer-Lübke. Und als dieser bejahte, fuhr er fort: „Dann soll sie nur kommen. Eine gescheite Frau ist mir lieber als ein dummer Mann." So weitherzig waren die anderen nicht. Ich bekam keine Antwort. Nach längerer Zeit, die ich natürlich eifrigst zur Arbeit an dem neuen Buche verwendete, erfuhr ich, die Fakultät habe den Ausweg gefunden, zu beschließen, sie sei kein Fragekasten. Ehe ich nicht in aller Form um die Habilitierung einkomme, habe sie keine Veranlassung, sich mit der Frage zu beschäftigen. Im Sommer 1904 war die Habilitationsschrift[1] gedruckt, und im Herbst ging der Sturm los. „Ach, das ist die Dame, derentwegen wir die langen Sitzungen haben!" sagte mir ein Fakultätsmitglied, dem ich im Laufe des Winters vorgestellt wurde. Sie ließen sich keine Zeit und Mühe verdrießen, mich abzuschlagen. Grauenvolle Ausblicke in die Zukunft eröffneten sich ihrem Auge: Wenn sie Dozent ist, wird sie Professor werden wollen, und dann Dekan und Rektor... Es kostete viel Überredungskunst, ihnen darzulegen, daß die Mehrzahl von ihnen das sicher nicht mehr erleben würde. Die Habilitierung *ad personam,* die für mich natürlich einfacher gewesen wäre, wurde abgelehnt; man hoffte die Sache grundsätzlich niederschlagen zu können. Als schließlich die grundsätzliche Zulassung doch durchging, war die persönliche natürlich rasch erledigt. Ich legte im Mai 1905 das Kolloquium vor zehn Prüfern ab, von denen aber nach Meyer-Lübke nur noch zwei vom Prüfungsrecht Gebrauch machten (Minor, der Germanist, und der Latinist Hauler). Wenige Tage später hielt ich den Probevortrag über die spa-

[1] Ab im Romanischen. Halle.

nische Celestina-Tragikomödie, wie fast alle Habilitierungsvorträge, die ich gehört habe, war er minder als zu erwarten, unfrei gesprochen und ziemlich lang. Aber ich genoß die Tatsache: solange haben sie mich warten lassen, nun mögen sie einmal sitzen!!

Die gehobene Stimmung wurde durch schlechte Nachrichten aus Florenz zerrissen, wo Mussafia schon den ganzen Winter zugebracht hatte und wohin wir Anfang Juni an sein Sterbebett reisten. Mussafia hatte gemeint, wenn ich erst in der Fakultät durchgekommen sei, werde das Ministerium nicht die geringste Schwierigkeit machen. Das war ein Irrtum. Vielmehr wurde alles ausfindig gemacht, was ein Hindernis abgeben konnte; zuerst sollten sich auch die anderen Wiener Fakultäten äußern, dann alle österreichischen Universitäten, dann sollte die Frage der Assistentinnen gleichzeitig zur Behandlung kommen. Als immer wieder bejahende Antworten einliefen und die Entschließung nur noch im Ministerium lag, kam ein klerikaler Unterrichtsminister ans Ruder, der die Sache einfach liegen ließ, dann ein liberaler, der erklärte, bei der Schwierigkeit seiner Stellung könne die Elise Richter nicht verlangen, daß er sich einer Anrempelung im Reichsrat aussetze, damit sie ein paar Vorlesungen halte. Und so wartete ich in nervenaufreibender Aufregung zweieinhalb Jahre. Oft war ich so mürbe, daß ich ans Auswandern dachte. Aber die Liebe zur Heimat, die Helene und mich in gleicher Weise erfüllte, machte mir den Gedanken unerträglich. Ich hing mit allen Fasern an Wien, an der Landschaft, der Architektur, dem Burgtheater und den philharmonischen Konzerten, an den unermeßlichen Behelfen der wissenschaftlichen und Musealsammlungen, die gerade dem Wortgeschichtler zur Arbeit unentbehrlich sind, an dem nicht großen aber desto besser gewählten Freundeskreise, an der Wiener Luft (trotz alles durchzumachenden Ungemachs), ein klein wenig auch am selbst angelegten Gärtchen. Ich war zu fest eingewurzelt. Und so wartete ich weiter.

Wie mancher unglücklich Liebende sich aus Verzweiflung in eine unmögliche Verbindung stürzt, so warf ich mich im

Sommer 1907 in eine literarisch-textkritische Arbeit, die von meinem bisherigen Studiengebiet weit ablag, und von der ich hoffte, sie werde mich von meiner fixen Idee abziehen[1]. Sie erforderte einen mehrwöchigen Aufenthalt in Paris und eine an sich ungemein anziehende Fahrt ins mittlere Frankreich bis Angoulême. Physisch und geistig äußerst übermüdet, im Zustand tiefer Niedergedrücktheit, verbrachte ich einige Wochen zur Erholung in St. Malò. Da erreichte mich nach vielen falschen und daher doppelt enttäuschenden Nachrichten die amtliche Mitteilung, daß meine *Venia legendi* bestätigt worden sei. Wie einer, der wochenlang im Fieber gelegen hat, plötzlich die Krankheit weichen fühlt, so erwachte ich nun morgens erlöst von dem langen Druck. Hatte ich in der qualvollen Wartezeit gemeint, es könnte mich nichts mehr für diese Folter entschädigen, so waren alle Mühseligkeiten schon nach der ersten Vorlesung vergessen. So ganz glatt ging es übrigens mit dieser ersten Vorlesung nicht. Um Zeitungslärm zu verhüten und wohlgemeinte Teilnahme, die leicht Veranlassung zu Gegendemonstrationen geben konnte, wurde Tag und Stunde des Kollegs erst am letzten Abend angeschlagen, und so gelang es, dem „Novum" das häßlich Sensationelle zu nehmen und die „weibliche" Antrittsvorlesung auf den Maßstab einer „männlichen", wenn auch einer besonders gut besuchten, zu bringen. Ein paar Spötter hatten sich eingefunden; aber das Lachen verging ihnen. In der Angst, man könnte von mir eine seichte Plauderei erwarten oder zur Befriedigung gemeiner Neugier zu mir kommen, hatte ich ein ganz abstraktes Thema gewählt (Geschichte der Indeklinabilien im Französischen) und mutete den Hörern Schwereres zu als jemals später. Aber sie verstanden meine Absicht, und ich habe schon im ersten Semester zu ihnen Fühlung gefunden. Als ich die ersten Kolloquien abzunehmen hatte, war ich weit aufgeregter, als wie ich sie selbst ablegte.

Ich las nun, meiner Absicht gemäß, so ziemlich alle Gebiete der romanischen Sprachwissenschaft: Wortgeschichte,

[1] Die Herausgabe der Euryalus- und Lucrezia-Novelle des Octavian de Saint-Gelais. Sie wurde erst 1913/14 zu Ende gebracht.

Syntax, Geschichte der einzelnen romanischen Sprachen und vergleichende Geschichte der romanischen Sprachen, Vulgärlatein, elementare Einführung ins Altfranzösische, Mittelfranzösisch, Neuestes Französisch (z. B. an der Hand von Zeitungsausschnitten aus der Kriegszeit), italienische, portugiesische, französische Literatur, die romanische Troubadurdichtung, Geschichte der poetischen Motive, Sprachpsychologie, Lautbildungskunde, Germanisch-romanische Kulturbeziehungen im Spiegel des Lehnwortes, Einführung in die Sprachwissenschaft, Sprachwissenschaft in der Schule, Analogiebildung usw. Im ganzen habe ich achtunddreißig verschiedene Kollegien ausgearbeitet und einundfünfzig abgehalten. Die Hörerzahl stieg zu der Zeit, als die Romanistik ihren Höchstpunkt erreichte, im Altfranzösischen auf einhundertsechsundneunzig und sank naturgemäß in Luxuskollegien wie Dantes De Vulgari Eloquentia oder Portugiésisch auf sieben bis elf. Im Durchschnitt sind — und zwar von allem Anfang an — zwei Drittel Männer.

Mit den nunmehrigen Kollegen entspann sich, aus denselben Gründen wie seinerzeit mit den Studenten, nur ein schwacher Verkehr. Hier gab es mehr prinzipielle Widerstände als damals, was mich natürlich nicht hinderte, überall, wo ich als Dozent das Zutrittsrecht hatte, dieses Recht auszuüben und meinen unliebsamen Anblick aufzuzwingen. 1915/16 wohnte ich als Vertreterin der Dozentenschaft den Fakultätssitzungen bei. Doch hatten die Dozentenvertreter damals noch so gut wie gar keine Rechte. Es hat in- und außerhalb des Professorenkollegiums nicht an Dozenten gefehlt, die mir mein Dasein nicht nur nie verziehen, sondern auch nach besten Kräften Hindernisse in den Weg legten. So erhielt ich denn nach vierzehnjähriger Tätigkeit 1921 den *Titel* des außerordentlichen Professors[1].

Abgesehen von der Universitätstätigkeit widmete ich mich mit großem Vergnügen dem Unterricht in den Volkshochschulen, die in Wien ja in so hoher Blüte sind. Selbständige Kurse, Sonntagnachmittag-Vorlesungen, Semester-Übungen

[1] Übrigens wiederum als erste Frau in Österreich und Deutschland.

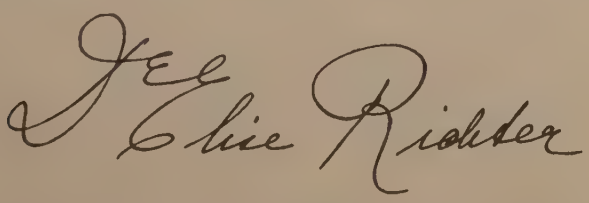
verschiedensten Inhaltes vor dieser überaus dankbaren Hörerschaft zu veranstalten, war nicht nur an sich mehr Freude als Anstrengung, sondern auch eine vortreffliche Übung für Klarheit und Anschaulichkeit des Vortrags. Einmal versuchte ich in einer Mädchenschule Lateinunterricht zu geben. Es war nur ein Vierteljahr; aber es haftete im Andenken der Schülerinnen. Ich hatte den doppelten Lehrstoff durchgenommen und einige der Unfähigsten hinausgeekelt. Denen, die nicht lernen wollten oder konnten, zeigte ich Widerwillen und Geringschätzung. So kam es zu raschem Ende.

Ich war nie darauf ausgegangen, als Frauenrechtlerin zu kämpfen; ich wünschte mit aller Inbrunst, den Weg zu gehen, auf den innerster Betätigungsdrang mich wies, und ich hätte das mir oft vorgehaltene „Novum" herzlich gern einer anderen überlassen. Die „erste" zu sein, ist nicht uninteressant, aber mancher Kraftaufwand hätte, rein wissenschaftlich verwertet, mehr gelohnt. In den letzten Jahren war die Arbeit mitunter arg lahmgelegt durch körperliche Leiden, die sich durch die Entbehrungen der Kriegsjahre und die unvergleichlichen seelischen Erschütterungen dieser Erlebnisse einstellten. Ich gehörte nicht zu denen, die glaubten, umsatteln zu müssen; ich schämte mich nicht der Romanistik, vielmehr glaubte ich die Erhabenheit der Wissenschaft über alle Tagesereignisse gerade in meinem Gebiet um so reiner erfassen zu können. Wohl aber empfand ich die staatsbürgerliche Verpflichtung der Frau, sich der ihr in den Schoß gefallenen politischen Befreiung würdig zu erweisen und mit vollem Verantwortungsgefühl am Rettungswerk aus der Zerstörung, an der notwendigen Neugestaltung aller Verhältnisse mitzuarbeiten und bin daher seit dem Umsturz auch politisch tätig. Denn ich habe zwar nie den Stimmungswechsel durchgemacht, in dem man wünscht, sein Leben ganz anders gestaltet zu haben, ich wollte stets nur Sprachwissenschaftler sein; aber ich war deswegen nicht der Meinung, daß der Wissenschaftler in Wolkenkuckucksheim leben müsse. Vielleicht ist es gerade meine Wissenschaft,

die mir den Blick in die Wirklichkeit schärfte. Denn Sprachwissenschaft, richtig verstanden, ist Erforschung der Welt mit allem, was darin ist, allem Irdischen und allem Seelischen, ist Form und Inhalt des menschlichen Erlebens.

Im Mai dieses Jahres wurde an der Universität die Dreißigjahrfeier des Frauenstudiums begangen. Blickt man von einem Ruhepunkt, wie es ein solcher Jahrestag ist, zurück auf das Erstrebte und auf das Geleistete, so mag es wohl kaum jemanden geben, dem sich diese beiden Größen decken. Das beste bleibt — glücklicherweise! — immer noch zu tun. Wer vermöchte weiter zu leben ohne die Illusion, die die Arbeit gibt? Meine Hauptarbeit — die Erfassung aller sprachlichen Entwicklung aus dem Seelisch-Rhythmischen und die Beweisführung durch die Geschichte der Romanismen im Lateinischen vom IV. Jahrhundert v. Chr. bis zum X. Jahrhundert n. Chr.[1] — ist noch lange nicht geschrieben. Mag auch sein, daß noch ein bis zwei Geschlechterfolgen zu schürfen haben werden, bis dieses Werk zu Ende zu bringen ist. Als ich anfing, glaubte ich an eine Kraft, die neue Wege nicht nur finden, sondern auch bahnen und zu Ende gehen werde. Aber wer sich vierzehn Jahre später auf den Weg macht als andere Wanderer, wird notgedrungen an die schönsten Aussichtspunkte erst kommen, wenn es schon zu dämmern beginnt, und so werde ich wohl zuletzt froh sein, wenn man mir ein *Et voluisse sat est* zubilligt.

Wien, im Februar 1927.



[1] Ein großer Teil meiner Studien liefert Beiträge dazu. Der ausführlichste ist: „Über den inneren Zusammenhang in der Entwicklung der romanischen Sprachen." Beiheft 26 zu Gröbers Zeitschrift für Romanische Philologie.

MARIANNE BETH

Lernen und arbeiten

Nach ernstlicher Krankheit eben genesen, mühsam gewillt, dem strebenden Leben wieder Genüge zu tun, erscheint es mir leichter, als ich es vor einigen Wochen noch gedacht hätte, von einem Entwicklungsgang zu erzählen, der mir immer mehr als Auftakt, ja bloßes Training erschienen war, denn als irgendwie erfüllende Leistung. Eben darum möge man mir zugute halten, wenn mehr von innerem als äußerem Werden die Rede sein wird, zumal Aufmerksamkeit auf Seelisches und Auseinandersetzung mit der nächsten Umwelt weibliches Vorrecht sein soll. Wie ein hervorragender Wiener Psychiater bei einem der Diskussionsabende der Internationalen Religionspsychologischen Gesellschaft jüngst hervorhob, halten Männer in Darstellung ihrer Lebensgänge meist nur für erwähnenswert, was sie gewollt und erreicht, Frauen aber das, was sie gedacht, gefühlt und erlitten haben. Diese Feststellung war im Sinne nichts weniger als schmeichelhafter Kritik gemacht. Aber ich glaube, daß hier eine Stärke der Weiblichkeit bezeichnet ist, die man bewußt pflegen darf.

Geboren wurde ich in Wien am 6. März 1890 als erstes Kind meiner Eltern. Mein Vater, *Dr. Ernst Franz v. Weisl,* ist Jurist, anfänglich in der Richterlaufbahn, später Rechtsanwalt in Wien, mit überwiegenden Neigungen zur Wissenschaft. Seine umfassende schriftstellerische und gesetzesschöpferische Tätigkeit, besonders auf strafrechtlichem Gebiete, hatte früh eingesetzt. Sie blieb fachmäßig nicht beschränkt. Seine Interessen schweiften weit über die Grenzen des Berufes hinaus. Er spricht mit großer Vollkommenheit

sechs lebende Sprachen, er liebt die Natur und alles, was sie betrifft. Selbst wo seine Bildung nicht ganz den Gegenstand erschöpfte, traf seine Einfühlungsgabe, seine Intuition das Richtige. Bis heute kann ich sagen, daß mich kein Problem je beschäftigt hat, das ich nicht bereichernd mit meinem Vater diskutiert hätte, auch wenn ich anderer Meinung war und blieb. Meine Mutter ist in vielem Vaters Ergänzung. Hochgebildet wie er (sie hatte vor ihrer frühen Verheiratung die Staatsprüfung aus Musik, Französisch, Englisch und Italienisch abgelegt), wandte sie ihr Interesse mehr den Künsten als den Wissenschaften zu. Wo Vater von aufflammendem Temperament, ist Mutter sanft, geduldig, nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen; ist Vater streng, blieb sie stets nachsichtig; sind Vater und wir Kinder alle leichtlich niedergedrückt gestimmt, hält ihr glücklicher Optimismus die stets unnötig Verzagten aufrecht. Körperlich wie geistig kann ich mich selbst nur als eine nicht sehr glückliche Mischung dieser beiden erkennen, die ihr ganzes Leben der einzigen Aufgabe widmeten, uns Kindern Leiter und Schützer zu sein. Nicht vergessen darf ich meiner Großmütter, der nun lang verstorbenen. Wie schön waren diese beiden alten Frauen: die eine majestätisch, junonisch, die andere in zierlicher Lieblichkeit, mit trotz Gichtverkrümmung wundervollen Händen, voll Charme und Jugendlichkeit; die eine zurückhaltend, ein wenig steif, die andere von übersprudelnder Lebhaftigkeit, von scharfem Verstand und treffendem Urteil; unzertrennliche Freundinnen die beiden, bis in den Tod, der beide am selben Tage, nur ein Jahr später die eine, ereilte. Bei den Eltern war Ordnung, bei den Großeltern Freiheit; bei den Eltern Disziplin, hier Ferien: denke ich an sie zurück, so sehe ich ein weites Zimmer sonnenüberflutet, aus dem Ofen der Widerschein der Glut auf den Teppich fallend, während ich mir aus der Kredenz die Leckereien hole, die dort für mich, *nur* für mich stehen, indes Großmama in ihrem Erker sitzend vom Nähtisch aus zusieht, ob ich dabei nichts von ihrem kostbaren Porzellan herunterwerfe.

Mein Vater hatte sich einen Sohn gewünscht. Als ihm dann doch eine Tochter geboren wurde, erzog er sie sich zum Sohn, da der Unterschied der Geschlechter doch nur in der Einbildung der Unterscheidenden bestehe. Vielleicht machte er so aus der Not eine Tugend. Ich glaube aber, es war — in Weiterentwicklung der in unserer Familie stets geübten Hochschätzung ihrer oft sehr bedeutenden Frauen — sein Verhalten Vorahnung einer Geisteseinstellung, die heute allmählich schon Kindern selbstverständlich wird. Denn als neulich mein Töchterchen ein ihr nicht genehmes Spiel ablehnte, als für „Mädchen" nicht passend, fuhr ihr Bruder empört in die Höhe und versicherte, solchen Unsinn wolle er nicht mehr hören, denn wenn einer, sei es Knabe oder Mädchen, solche Unterscheidung ins Treffen führe, sei es stets unsaubere Ausflucht; tatsächlich gäbe es keinen Unterschied.

Ich lernte leicht, gern und mit Ehrgeiz, alles, was mir durch den Plan der Schule und des Hauses geboten wurde — bis auf Handarbeiten; meine Erzeugnisse, weder schön noch brauchbar, schienen mir sinnloseste Plackerei, bis ich später begann, Selbsterfundenes oder Notwendiges auszuführen, und so eine liebe Beschäftigung fand. Zum Glück wurde bei uns nicht viel Wert daruf gelegt. Um so mehr aber stürzte ich mich ins Lesen. Ich besuchte niemals eine öffentliche Schule. Da blieb viel Zeit für Liebhabereien. Ich erinnere mich nicht, daß ich je ohne ein Blatt Gedrucktes in Händen geblieben wäre; ja, zum Entsetzen meines Vaters hielt ich sogar beim Schuhanziehen oder Frisieren die Nase in irgendein Buch. Alles Wichtige in diesen ersten Jahren unterrichtete Mutter mit viel Ausdauer und pädagogischem Geschick, Lesen (an den Geschäftsschildern), Rechnen, Orthographie, Musik, Französisch. Als ich acht Jahre war, in einem wundervollen Hochsommer, von der Veranda weit in die Badener verlockende Landschaft blickend, übersetzte ich unter ihrer Aufsicht Hauffs Liechtenstein ins Französische. Es war spannend; es war auch, was ich damals noch nicht wußte, ein Abschluß. Mit neun Jahren begann ich Latein zu lernen und damit sollte vorläufig jeder andere fremdsprachige Unterricht

MARIANNE BETH

ein Ende nehmen. Merkwürdigerweise habe ich aber das damals Gelernte bis heute recht gut behalten.

Für Musik zeigte ich viel Geschicklichkeit. Wir dachten zuerst, ich würde hierin meinen Beruf finden. Aber eine sehr schmerzhafte Infektion der Finger (an einem Turngerät) ließ mich mit vierzehn Jahren den Klavierdeckel schließen, entschlossen, ihn nie mehr aufzumachen. Dabei blieb es auch. Leider. Denn ich habe Musik leidenschaftlich geliebt. Mehr als alles andere. Trotzdem fiel mir der Verzicht damals vielleicht nicht so schwer, wie ich ihn heute empfinde; denn andere Tätigkeiten hatten mein Interesse schon sehr stark in Anspruch genommen und trieben mich vorwärts. Mit neun Jahren hatte mein Gymnasialstudium begonnen. Aus Angst, die Mädchengymnasien jener Zeit könnten nicht streng und gründlich genug unterrichten, hatte mein Vater sich für Privatunterricht entschieden. Ich hatte einen sehr tüchtigen Hauslehrer und mußte zweimal des Jahres an dem strengsten Wiener öffentlichen Knabengymnasium Semesterprüfung ablegen. Mein Bemühen, lauter „Vorzüglich" davonzutragen, war natürlich groß, je mehr mir durch die wenigen Fremden, mit denen ich zusammenkam, meine Sonderstellung zum Bewußtsein gebracht wurde. In den höheren Klassen fiel es mir manchmal sauer genug, zumal meine Gesundheit bei überraschem Wachstum nicht die beste war. Dann aber kamen noch zwei große Liebhabereien dazu: Englisch und Kochen. Wie oft habe ich dankbar des alten Direktors *Slamečka* gedacht (des vorbildlichen Leiters des Akademischen Gymnasiums in Wien, eines Mannes von großer Rechtlichkeit, Genauigkeit im kleinen und Weitherzigkeit im großen, der im Wiener Schulleben die besten humanistischen Traditionen verkörperte), daß er seine erste Prüfung — ich war damals fünfzehn Jahre alt —, nachdem er mich zu stundenlanger griechischer Konversation festgehalten hatte, mit den Worten schloß: „Griechisch können Sie. Aber das will nicht viel heißen. Können Sie auch Erdäpfel kochen?" Ich konnte es und blieb stolz darauf. Ich tat es sogar mit Leidenschaft. Nicht als das lästige Geschäft, das leidlich abgetan werden

muß, soll die Frau nicht finsteren Mienen begegnen, sondern als — wo nicht Kunst, so doch — Kunsthandwerk, im Sinne der männlichen Gourmands.

Last not least: da waren meine Brüder, Knaben von einem Temperament, daß ihnen ihre Lehrer abwechselnd ein Monument und einen Galgen als Lohn ihrer Werke in Aussicht stellten. Sie wuchsen heran und wurden mir Kameraden und Versuchsgegenstände erster Erziehungsmethoden, die, mit juvenaler Energie betrieben, mir bei den Eltern den Spitznamen „Gott's Polizei" eintrugen. Sie ließen sich diese „Fürsorge" aber merkwürdigerweise nicht nur gefallen, sondern blieben mir mit wirklich nicht geringer Anhänglichkeit ergeben. Meine Großmütter starben in dieser Zeit, die Eltern durchlebten schwere Krankheiten, die Ungebärdigkeit der Knaben brachte manche Erregung in die Gleichmäßigkeit. Ich hatte also mit mehr fertig zu werden, als nur mit dem Verlust des erwählten Berufes und folglich trug eines das andere Am meisten aber half mir über die Enttäuschung eine eigentümliche Fähigkeit hinweg, rem judicitam, eine Sache, über die nach reiflicher Erwägung endgültig entschieden ist, aus meinem Bewußtsein endgültig zu entlassen. Sie ist nicht verdrängt, sondern so sehr abgetan, daß sie nicht mehr das Empfinden in Bewegung setzt; freilich wird sie infolgedessen auch bei veränderter Sachlage, zur Korrektur, nicht mehr wieder aufgenommen.

Mittlerweile war ich achtzehn Jahre alt geworden, hatte maturiert. Daß ich „studieren" würde, stand von vornherein für alle Teile fest. Ich wünschte Jus zu wählen, um zu gegebener Zeit Papas Kanzlei zu übernehmen. Diese Vorliebe hatte sich von selbst ergeben. Mein Vater war ein Fanatiker des Rechts, ein Michael Kohlhaas im Talar des Advokaten. In ihm stand uns die ideale Seite des Berufes täglich vor Augen, ebenso wie die flutenden Probleme der Wissenschaft und des Lebens. Wir lernten so schon als Kinder, wie schwer es ist, beim besten Willen aller Teile, Recht Recht bleiben zu lassen. Wir lernten es als schönsten Lebenszweck betrachten, mitzuhelfen, daß in allmählicher Entwicklung dieses Ideal,

dieses ferne Ideal, verwirklicht werden könne, in schwerem, langsamem Bemühen, im Dienst am Recht. Aber zu jener Zeit (1908) war in Österreich den Frauen noch der Zutritt zur juristischen Fakultät verschlossen. Ich hätte ins Ausland gehen, dort den Dr. jur. machen können. Aber solche Trennung wäre für mich und meine Eltern ein so großes Opfer gewesen, daß nicht daran zu denken war; zumal ich nicht einmal das gewünschte praktische Ziel dadurch hätte erreichen können. Fand ich mich aber mit der Beschränkung auf Theorie ab, so bot Wien für jeden Bildungsdrang, sofern er sich allenfalls unter einem Decknamen verbarg, Befriedigung.

Zuerst dachten wir, auf Anraten meiner Professoren, an Mathematik, die mein Vater ihrer Exaktheit wegen besonders schätzte. Dann begeisterte mich ein geschickter Lehrer für klassische Philologie. Mutter glaubte, ein schriftstellerisches Talent verdiene Pflege und rückte Germanistik in den Blickpunkt. Zuletzt entschloß ich mich für alles zusammen: Kulturgeschichte der Menschheit im weitesten Sinne, besonders als Urgeschichte. Als festen Ausgangspunkt wählte ich Orientalistik (Arabisch, Syrisch, Assyrisch, Hebräisch, später Koptisch und zuletzt, nach meiner Verheiratung, habe ich mit meinem Mann zusammen Ägyptisch gelernt), denn sie schien mir der Schlüssel zu den ältesten und wichtigsten Quellen; und ich war mir bewußt, daß man eine Quelle, die man nicht in der Ursprache gelesen hat, nie verarbeiten darf — auch die beste Übersetzung entbehrt der schwingenden Obertöne, der ausschlaggebenden Nebenbedeutungen des echten Textwortes und kann daher nur einen Teil des ursprünglichen Sinnes vermitteln. Aber Sprachkunde war mir nur Hilfsmittel, den *Sinn* zu erfassen. Es drängte mich zum Sinn und zur Fülle. Womöglich wollte ich alles gleichzeitig einsaugen. Ich inskribierte sogleich außer an der philosophischen Fakultät, wo ich ordentliche Hörerin war, auch an der juristischen (als Hospitantin) und ebenso für eine Reihe von Fächern an der evangelisch-theologischen: ich brachte etliche vierzig Wochenstunden in meinem Index zusammen. In der

Bibliothek war ich bald bekannt — und ob meiner Unersättlichkeit verrufen. Es war ein Fieber, das mich damals erfaßte, und ein für meine Nervenstabilität gefährliches Fieber. Diese meine Unbändigkeit im Wissen-Wollen hätte mir dabei vielleicht nicht einmal soviel Schaden getan, hätte ich mich beschränkt, den Stoff aufzunehmen, der mir geboten wurde. Aber ich fühlte sofort das Bedürfnis, ihn von eigenen Gesichtspunkten aus zu verarbeiten, und stürzte mich mit dem Wagemut der ersten Semester in Aufgaben, die ungefähr der Quadratur des Zirkels an Schwierigkeit und Undankbarkeit gleichkommen. Die „Pistis Sophia", eines der konfusesten gnostischen Werke, brachte mich in die Gedankengänge der Gnosis und zu Philo. Die ältesten Kirchenväter wurden nach allen Weltrichtungen durchackert. Ich habe heute noch bändeweise Exzerpte aus ihnen, zu denen ich mir aus *Hussareks,* des späteren letzten Ministerpräsidenten der österreichisch-ungarischen Monarchie vor dem Zusammenbruch, kirchenrechtlichem Seminar die Anregungen geholt hatte. Trotzdem ist Kirchenrecht bis heute meine juristische Achillesferse.

Und das kam so. In eben diesem Seminar saß ein evangelischer Theologiestudent neben mir, der einzige Kollege, mit dem ich in nähere Berührung gekommen war, weil er mich gebeten hatte, ihm mit meinen vorgeschritteneren Kenntnissen bei seinen Mischnah-Studien beizustehen. Der drängte beständig in mich, doch einmal „drüben" (auf der evangelisch-theologischen Fakultät, die in einem eigenen Gebäude untergebracht war) eine religionsphilosophische Vorlesung des Systematikers Karl *Beth* zu hören, die man einfach gehört haben müßte und die ich nicht versäumen dürfte; und es sei eine beleidigende Geringschätzung meines Urteils, wenn ich ihm das begeisterte Lob ihres Wertes nicht glaubte .... Ich sträubte mich lange. Die erwähnte Vorlesung kollidierte mit Kirchenrecht, das ich nicht gern versäumen wollte. Auch nicht *einmal.* Aber der junge Mann drängte und ich wurde neugierig, zumal ich Grund hatte, seinem Urteil zu trauen. So gab ich endlich nach. Aber nur ein einziges Mal wollte

ich hinübergehen. Und mein Kollege, zufrieden mit diesem Erfolg, versprach, einen zweiten Besuch nicht mehr zu verlangen, Ruhe zu geben. So versäumte ich die eine kirchenrechtliche Vorlesung, eigentlich von vornherein ablehnend gestimmt und sehr mißmutig, daß ich mich so aus meinen schon breit genug gesteckten Geleisen hatte abdrängen lassen. Aber es kam anders. Ich fehlte seither *drüben* keinen Tag und keine Stunde mehr, und das Kirchenrecht hat mich nicht wieder gesehen. Zwei Jahre später habe ich jenen begeisterten Schüler mit der Mitteilung überrascht, daß ich seine Meinung bezüglich des betreffenden Professors so sehr teile, daß ich mich entschlossen hätte, unseren gemeinsamen verehrten Lehrer zu — heiraten. Es war ein rechter Schrekken für ihn.

In jenen ersten Semestern aber lagen mir Heiratsgedanken noch sehr fern. Ich war in die Gesellschaft eingeführt worden, wo sie am geselligsten ist, und so redliche Mühe ich mir auch gab, mich ihren Anforderungen anzupassen, so wenig konnte ich finden, daß sie gut sei. Ohne Übergang trat ich aus meinem Mädchenzimmer, wo es nur Bücher, aber keinen Spiegel, nur Lehrer, aber nie Gespielen gegeben hatte, in das Scheinwerferlicht der Repräsentationsbälle. Es war kein gewinnreicher Tausch. Und ich flüchtete, wo es nur tunlich war. Am liebsten waren mir noch unsere kleinen Herrenabende, wenn ältere, verantwortliche Männer Politik, Tagesereignisse, Auswanderung, Wissenschaft, Kunst besprachen und ich zusehen durfte, wie man Geschichte macht. Ideale Stunden verbrachte ich auch bei Josef *Popper-Lynkeus,* der seine innige Freundschaft mit meinen Eltern auch auf uns Kinder ausdehnte, ja, seit unserer frühen Jugend mit seinem Rat und Wohlwollen an unserer Erziehung teilgenommen hatte. Aber schon bei Mutters „Jour" fühlte ich mich todunglücklich, fehl am Ort, mit Gott und der Welt zerfallen. Und in Jugendkreisen war ich glatt verzweifelt. Natürlich schrieb ich es meiner Minderwertigkeit zu, aber eigentlich ohne je viel Willen aufzubringen, diese Minderwertigkeit zu kompensieren und auch zu tun und zu treiben, was die anderen taten; von den

großen Festen, die meine Eltern mir veranstalteten, war das Kochen vorher und Silberputzen nachher mir noch das Liebste, aber wirklich noch lange nicht lieb. Erst viel später erkannte ich, daß es mir in dieser kurzen Zeit gelungen war eine Reihe von treuen und wertvollen Freundschaften zu schließen, mit Menschen, die mich gelten ließen, wie ich war, Menschen, denen ich später viel zu verdanken hatte.

Gleichzeitig versuchte man, mich in die verschiedenen Bewegungen jener Zeit zu ziehen. Unvergeßlich bleibt mir ein Abend im Hause Marianne *Hainischs,* wo diese wundervolle Frau das Problem der Ehereform entwickelte, ein Problem, das mich später so in Anspruch nehmen sollte. Aber damals fühlte ich auch hier nur, daß ich gänzlich unvorbereitet sei, jetzt schon an seiner Lösung mitzuwirken, und ebensowenig geeignet, zuzustimmen oder nachzusprechen, was ich nur halb verstehen konnte. So tiefe nachhaltende Wirkung diese frühen Anregungen auch auf mich hatten, vorerst trieben sie mich nur zu einer noch größeren Intensivierung meiner Studien wie auch zu fortschreitender Verbreiterung meiner Forschungsgebiete, da ich von Anfang an die ineinandergreifende Mannigfaltigkeit des Wissens und Geschehens allzu wohl erfaßt hatte und mir der Verantwortlichkeit jeglichen Handelns allzu wohl bewußt war, um es blindlings wagen zu können, für Ideen einzutreten, deren Tragweite ich nicht wenigstens annähernd glaubte übersehen zu können.

Doch wurde ich durch eine unerwartete Wendung wieder aus dem Studium herausgerissen. Der Übermut meiner Brüder, die inzwischen das vierzehnte und zwölfte Jahr erreicht hatten, brachte in der Schule manchen Verdruß. Die übersprudelnde Genialität des älteren wendete sich allem Möglichen zu, nur nicht den vorgeschriebenen Gegenständen; und das sportfreudige Phlegma des jüngeren tobte sich am liebsten als Führer in den Straßenschlachten gegen die Schüler der nahegelegenen Bürgerschule aus. Meine Eltern meinten, durch häuslichen Unterricht würden ihnen viele Ablenkungen erspart bleiben und ein geruhiger Fortgang der Studien wie bei mir erreicht werden und wählten einen gut empfohlenen

Hauslehrer für die beiden. Der junge Mann vermochte aber die Knaben weder zu bändigen noch zu interessieren. Eine Katastrophe drohte. So mußte ich sie übernehmen. Ich war eine sehr wenig nachsichtige Lehrerin; und wenn sie gar nicht aufpassen wollten, griff ich gleichzeitig nach rechts und links in je einen dichtgewellten Schopf und erinnerte sie unmißverständlich durch kräftiges Schütteln an ihre Pflichten. Sie nahmen diese mechanische Aufrüttelung ihrer Lebensgeister als das Zweckentsprechendste vergnügt hin und haben in diesem Jahre auch wirklich ein Fundament eingeprägt bekommen, von dem sie später behaupteten, das damals Gelernte habe bis zum Doktorat gelangt. Trotz der guten Erfolge wollten mir die Eltern diese Anstrengung nicht länger zumuten. Die „Buben" kamen wieder in die öffentliche Schule. Jetzt sind sie Männer, auf deren Erfolge ich stolz bin. Ich glaube, es war dies das bestangewandte Jahr meines Lebens.

Meine Dissertation „Über die Eigentumsveränderungen im babylonischen und biblischen Recht" war im Konzept ziemlich fertig, als ich mich (1912) verlobte und sehr bald danach verheiratete. Schon mein Brautstand, noch mehr das erste Jahr meiner Ehe wurde durch mancherlei Krankheit getrübt. Die Arbeitskraft war gebrochen, die Lebenswahrscheinlichkeit gering. Trotzdem machte ich fristgemäß das Doktorat der Philosophie. Sechs Wochen nachher kam mein Junge auf die Welt. Und dann folgte Operation auf Operation, Jahre, in denen ich mal krank war, mal kränker und manchmal ganz miserabel. Wenn es halbwegs ging, habe ich mit meinem Mann gearbeitet: Religionsgeschichte, Ethnologie, Ethnographie, Völker- und Religionspsychologie. Wir haben miteinander Ägyptisch gelernt und nur zum Privatgebrauch unter vielem anderem die wichtigsten englischen Werke unseres Gebietes ins Deutsche übersetzt.

Dann kam der Krieg. Vater rückte ein und wurde als Schöpfer der neuen Militärstrafprozeßordnung, die fast gleichzeitig mit Kriegsbeginn in Wirksamkeit getreten war, Stellvertreter des Generalmilitäranwaltes; das bedeutete für mich,

daß ich auch in der ärgsten Not kein Stäubchen Mehl beim Schleichhändler kaufen durfte. Und obwohl ich mich nächtelang bei Fleischerläden und in der Großmarkthalle anstellte, um ein, zwei Uhr nachts das Haus verließ, um erst in den Mittagstunden mit einem halben Kilo Fleich oder drei Eiern zurückzukommen, obwohl ich selbst mit allen wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Raffinements jener Zeit kochte, ist mir meine Familie doch fast verhungert. Am ärgsten ging es, als mein Töchterchen zur Welt kam. Sie vertrug die fettlose Kriegsmilch nicht. (Ich selbst hatte keine Milch, bzw. verlor sie nach zehn Tagen.) Alle künstlichen Präparate waren wertlos. Unser aufopfernder Hausarzt kam täglich, um selbst die Mischung herzustellen, nur damit alle Möglichkeiten ausgenützt würden. Aber erst im Sommer, den wir am Semmering zubrachten, begann sich die Kleine zu kräftigen. Ähnlich ging es meinem Buben. Es war ein Tag, wo ich buchstäblich nichts mehr in der Speisekammer hatte. Wäre nicht zufällig am selben Tag eine Sendung Lebensmittel an die Militäranwaltschaft gelangt, von der mein Vater einen Anteil zugewiesen bekam, den er mir abtrat, obwohl er ihn wahrlich selbst hätte brauchen können, ich weiß nicht, was geschehen wäre. Zwei Winter lang sahen wir keine Kartoffel im Hause. Im ersten geschah es, weil ich, vor der Geburt meiner Tochter und nachher infolge einer schweren Brustdrüseneiterung, mich nicht nächtelang anstellen konnte. Das zweitemal, da gab es schon Kartoffelkarten, versprach eine wohlwollende Dame, mir durch einen Verwandten aus Böhmen das Jahresquantum auf einmal zu verschaffen. Ich übersandte ihm meine Jahresanweisung auf Kartoffel. Die Sendung aber ging auf dem Transport verloren und wir blieben wiederum ohne diesen Rückhalt der Speisenzusammenstellung, da mir keine zweite Karte ausgestellt wurde. Nun versanken mir Urgeschichte, Philosophie, die Südseeinsulaner und alle andere Theorie.

Ich kam unter Menschen, Frauen, die, führerlos, geistig verlassen, klagten, verzweifelten und nicht wußten, gegen wen sie ihren Haß richten sollten. In Reih und Glied stand

ich mit dem geduldigen, unerträglich gequälten Wiener Volke. Ich hörte es seinen Jammer stöhnen, seinen Haß gegen die Ordnung wirkenden Sicherheitswächter verspritzen, seine letzten Kräfte des Geistes und Körpers auf die Erhaltung des elendesten, barsten Lebens verspritzen. — Erfolglos. Ich sah die Frau in ihrer restlosen Hingabe mit bewunderungswerter Erfindungsgabe am Werk, und sah, wie diese Hingabe, entgegen dem, was man ihnen eben im Kriege so gerne predigte, nicht einmal dazu genügend war, sich und die Ihrigen vor dem bittersten Mangel zu schützen. Ein valuta-spekulierender Federstrich irgendeines Bankiers oder einer maßgebenden Stelle vernichtete den Aufwand eines Lebens der Arbeit und Sparsamkeit. Verstandlos, gehetzt, wie ein Tier im Käfig, waren die Frauen; alles, was sie an Liebe in sich hatten, wurde gärender Groll in diesen Nächten und Tagen der Qual. Man wundert sich oft, warum in der Frauenwelt der Friedensgedanke nicht mehr Anklang findet? Aber tiefer noch als die Männerwelt in der Brutalität der Schützengräben wurde das Gemüt der Frau vergiftet, die sich betrogen, ausgebeutet und durch schöne Phrasen verhöhnt fühlte, dabei unfähig zu erkennen, wo der Fehler lag, den sie doch instinktiv irgendwo in der Konstruktion des ganzen Gebäudes ahnte. Zuerst sehnte man sich nach dem Frieden. Der Zusammenbruch, der Waffenstillstand befriedigte viele Wünsche, erweckte viele Hoffnungen; die Wilson-Proklamationen, obwohl man sie anfänglich als für unsere Verhältnisse gar nicht passend abgelehnt hatte, fanden begeisterte Anhänger: bald aber war dieser Schimmer der Besserung erloschen. Versailles kompromittierte die Friedenssehnsucht. Es wurde ärger denn zuvor. Und wären nicht die *Quäker* mit ihrem Liebeswerk gewesen, die zeigten, daß es neben dem Haß auch die Liebe in der Welt gebe, Wien wäre nicht nur körperlich sondern auch geistig zugrunde gegangen. Kein Wort ist stark genug zur Beschreibung dieser geistigen Not, dieser geistigen Zerrüttung, die allmählich auch die Widerstandsfähigsten ergriff. Alle Stützen wankten. Wahrheiten zeigten sich als hohle Lügen, Tugenden brachten Verderben über den Täter;

Staat und Gesellschaft beuteten die Unerfahrenheit der Anständigen aus, man lebte buchstäblich von seinen Gesetzesübertretungen, Verträge zerfielen wie Zunder, die Familie löste sich auf, die schurkische Bedenkenlosigkeit der Jugend wurde mit tollen Gewinnsten, fleißige Arbeit mit Elend belohnt. Am schwersten lastete alles auf den Frauen; am wenigsten fähig, sich psychisch dazu einzustellen, es zu verstehen und zu überwinden, zeigten sich die Frauen. Ich sah all dies mit eigenen Augen, körperlich nahm ich daran teil. Und meine lange still gehegten Überzeugungen, mein Abscheu vor dem Krieg, der wohl zu meinen angeborenen Ideen gehören muß, wurde mir eine objektive Gewißheit, für die ich mich nun berufen fühlte, auch einzustehen, wo und wie es komme.

Ich möchte, um diese Umstimmung wie auch meine lange Zurückhaltung von jedem Hervortreten zu erklären, eine kleine Einfügung allgemeiner Natur machen, da ich glaube, daß viele andere so wie ich dem Leben gegenüberstehen. Es gibt, so meine ich, Menschen, deren Handeln und Denken von klar und sicher erkannten und bewußt geordneten Beweggründen beherrscht wird, die Intellektuellen, wie ich sie nennen will, da mir eben für diesen Zustand das Wort rational nicht passend erscheint. Nicht die Vernunftarbeit ist es, die ihr So-Sein bestimmt, sondern daß sich die Arbeit der Vernunft in der Sphäre der Bewußtheit abspielt. Es sind das Menschen, die, wenn sie ein Buch gelesen haben, sogleich wissen, was ihnen gefällt und was sie davon brauchen können; Menschen, die immer angeben können, warum sie etwas tun oder glauben, und die leichtlich sich bestimmen lassen, das Gegenteil zu tun und zu glauben, wenn ein gewichtiger Einwand ihnen Eindruck gemacht hat; Menschen, deren Überzeugungen ihnen wie ein Kleid anhaften, das man nach Bedarf wechselt. Wohl zu scheiden sind diese von den bloß Praktischen, die sich überhaupt nicht mit Gründen und Gegengründen mühen und mit Überzeugungen beschweren. Die Praktischen lassen sich ohne besonderes Nachdenken vom Strome der öffentlichen Meinung treiben, predigen die politi-

schen Ansichten des Leitartiklers ihres Leibblattes, ohne einen Wechsel in der Redaktion auch nur zu merken, passen sich seelisch wie in der Tracht den wechselnden Moden an und sind im Grund an den von ihnen vertretenen Meinungen so unbeteiligt wie an der Entdeckung Amerikas, daher so leicht geneigt, den Anforderungen des Augenblicks Rechnung zu tragen; die idealen Untertanen.

Beide Arten von Menschen sind glücklich zu nennen. Ich habe nicht zu ihnen gehört. Ich war mit meiner Ansicht nie „schnell" fertig, so schnell ich auch zu fassen und weiterzugehen pflegte. Wenn ich ein Buch las, das mir bedeutend schien, nahm ich nicht einzelne Behauptungen oder Beweise daraus auf, ich zerschnitt es nicht für meinen Zettelkasten. Ich trank es in immer erneuter Betrachtung in mich ein, bis ich seinen Sinn, was hinter den Worten liegt, dem Autor selbst oft nicht einmal bewußt, meinem Ich verbunden fühlte. Hatte ich ihm so den Saft ausgesaugt, konnte es geschehen, daß ich den Inhalt, ja den Titel restlos vergaß. Es konnte geschehen, daß ich mich monate-, jahrelang mit einem Gegenstand intensiv beschäftigte, ohne nur den Wunsch zu haben, zu einer Übersicht zu kommen. Je länger solche Versenkung dauerte, je größer die Fülle des Materials wurde, das ich zu bewältigen hatte, desto größer wurde die sich oft bis zum Unbehagen steigernde Anspannung, bis meist ganz plötzlich der erleuchtende Gedanke alle Schwierigkeiten verschwinden machte und aus dem Unbewußten in einer jeden Zweifel, aber wohl auch ziemlich jede Möglichkeit einer intellektuellen Korrektur, ausschließenden Weise mein Wissen um das innere Wesen einer Sache emporstieg. Insbesondere waren meine moralischen Grundsätze und meine Weltanschauung so verankert. Das soll nicht heißen, daß ich meine Anschauungen nicht so gut wie irgendein typisch intellektueller Mensch hätte begründen und, soweit in solchen Dingen Beweise überhaupt möglich sind, hätte beweisen können. Aber während der intellektuelle Mensch in derartigen Fällen seinem Hörer vorführt, wodurch er selbst zu dieser Überzeugung gebracht wird, und daher glauben kann, ebensolche

Überzeugung zu wirken, blieb ich mir wohl bewußt, daß bei einem gewissen Maß allgemeiner Bildung und dialektischer Begabung jegliche, auch die abstruseste Ansicht sich „beweisen" läßt. Ich war der skeptischste Betrachter meiner Redeübungen, von denen ich wohl wußte, daß sie in all ihrer gewollten Nüchternheit doch wesentlich immer „Konfessionen" waren; denn *meine* Ansicht war in ihrem eigenen Entstehen durch solche Vernunftraisonnements weniger als durch ureigenst unaussprechlich Persönliches, durch Erlebnisse bedingt gewesen. Wieweit dieses Persönliche aber auch objektive Geltung hat, also dem andersgearteten Persönlichen auch nur vorgeführt werden darf, konnte ich aus dem Subjektiven allein nicht entscheiden. Für mich bestand in fast allen wichtigen Fragen ein „Ich kann nicht anders" — was hat mir dieser Mangel an Anpassungsfähigkeit für Leiden bereitet! Aber eben darum war ich geneigt, bei den Trägern entgegengesetzter Gesinnungen denselben inneren Zwang anzunehmen. So weitgehende Autonomie ich für mich verlangte — ich war bereit, sie dem anderen zuzugestehen. Wer recht hatte, Gewalttrotz oder Friedenszuversicht, das mußte durch den Gang der Weltgeschichte objektiv erwiesen sein, ehe das Eintreten für den einen oder anderen Standpunkt mir als mehr erschien, denn als das Proklamieren eines für jeden Zweiten unverbindlichen und unnachfühlbaren Glaubenserlebnisses. Nun kamen die Jahre des Zusammenbruchs; ich konnte in ihnen nichts anderes sehen als die „Früchte" des Krieges, und durch diese Früchte schien mir der Baum in *objektiver* Weise gerichtet.

Die Erlebnisse jener Zeit gaben mir also die Zuversicht, mit dem, was ich mir erarbeitet hatte, auf der rechten Spur zu sein. Und damit war mir zugleich die Verantwortung auferlegt, dies zum Nutzen anderer zu verwerten. Zuerst freilich war nicht ganz klar, wie dies am angemessensten geschehen könnte. Aber noch ehe ich mich entschied, wies mir das Schicksal den richtigen Weg, in einer Weise, daß ich ihn gehen mußte, ob ich wollte oder nicht.

Zwei Ereignisse spielten dabei eine bestimmende Rolle.

Mein Mann war durch seine Stellung seit jeher mit allen christlich internationalen und nationalen Bestrebungen in enger Fühlung. Da er durch seine innerliche Ausgeglichenheit und Achtung für das Freiheitsrecht der anderen Überzeugung unfähig war, sich jemals irgendeiner extremen Anschauung anzuschließen, oder irgendeinen Druck, sei es auch nur der einer allzu heftigen Überredung, zugunsten einer Sache oder Meinung auszuüben, fand es sich von selbst, daß man bei allen vermittelnden und versöhnenden Bestrebungen auf ihn blickte. So kamen wir auch mit der „Gesellschaft der Freunde" in Berührung. Es würde zu weit führen, wollte ich sagen, was diese Menschen durch Lehre und Leben für mich wurden. Als dann etwas später der österreichische Zweigbund der „World Alliance for Promoting International Friendship through the Churches" gegründet wurde, ergab es sich von selbst, daß mein Mann als Präsident die mühevolle und nur durch sehr viel Takt und Geduld zu erledigende Aufgabe übernahm, die hier noch wenig bekannten Ideen und Bestrebungen des Weltbundes einzubürgern. Ich bekam dadurch reichlich Sekretärsarbeit; aber es war mir eine Freude, unser Sorgenkind bei vieler Sorgfalt unerwartet schnell und gut gedeihen zu sehen.

Mit dem Umsturz 1918 war auch die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Frauen gekommen. Auf Grund ihrer nunmehr verfassungsrechtlich verbrieften Gleichheit mußte ihnen auch das bisher verweigerte Recht der juristischen Studien gewährt werden. Mein lang gehegter Traum, „in Papas Kanzlei einzutreten", war ins Bereich der Möglichkeit gerückt. Und mein Wunsch, die alten Studien aufzunehmen, war um so heftiger, als ich stets der Meinung war und bin, daß eine gründliche (praktische) juristische Vorbildung — nicht umsonst sind in den großen Demokratien des Westens die Großzahl der Parlamentarier Advokaten — das beste Mittel ist, bei jeglicher Reformbestrebung die Verklammerungen der sozialen Ordnung nach ihrer wahren Kraft und Bedeutung zu erkennen und das Neue in das Alte geziemend einzufügen. Der Jurist kennt die Widerstände, aber er weiß

auch, wie man sie überwindet. Er ist an das kontradiktorische Verfahren, das ebenso den Prozeß wie die Parlamentsdebatte bestimmt, gewöhnt und weiß, daß und wie man aus Schwarz und Weiß schließlich den mittleren Weg der annähernden (weil praktischen) Wahrheit und Gerechtigkeit herausfindet. Nicht nur um des Jus selbst, sondern auch um all meiner Reformgedanken und Pläne willen brauchte ich das neue Studium. Aus vielen Gründen fühlte ich daher das Bedürfnis, jene Bestrebungen meiner Jugend zum Abschluß zu führen — und einer dieser Gründe war sicherlich auch bloße Pedanterie des das Begonnene Vollendenwollens; war es mir doch einst ein großer Schmerz gewesen, als ich meine theologischen Studien nicht durch die Lizentiatenprüfung abschließen konnte, weil auch diese Fakultät in Wien den Frauen verschlossen war, obwohl ich mit dieser Prüfung weder praktische noch ideelle Ziele hätte erreichen können. Aber ebenso viele Gründe sprachen dagegen: mein großes zur Repräsentation verpflichtendes Hauswesen, die heranwachsenden Kinder, meine schlechte Gesundheit. Da überwand die Energie meines jüngsten Bruders alle Bedenken „Was die Jungens treffen, wirst du doch noch im Schlaf zustandebringen", wiederholte er so lange, bis ich mich, es war Juni 1919 geworden, inskribieren ließ. Wo ich Zeit zum Studieren hernehmen sollte, war mir ein Rätsel. Aber sie fand sich. Im Oktober stellte ich mich zur ersten Staatsprüfung. Diese brachte mir ein drollig zweideutiges Erlebnis. Ich hatte eine lateinische Kodexstelle zu übersetzen und zu erklären. Bei meiner philologischen Vergangenheit machte mir das wenig Mühe. Trotzdem freute ich mich, als sich der Romanist zum Germanisten neigte und leise, doch für meine scharfen Ohren verständlich, flüsterte: „Da sieht man den Unterschied gegen die jungen Leute." Aber der entgegnete trocken: „Sie ist auch soviel älter."

Im Sommer 1920 lernte ich Schweden kennen. Im Herbst ging ich mit meinem Mann über Lord *Parmoors* Einladung nach England zum „Fight the Famine-Congres". Und dann wieder ein Jahr später allein. Es war mir ein Wendepunkt in

manchem Sinn. Ich fand dort Freunde, mit denen ich in manchem Sinn enger vertraut bin, als mit mir räumlich näheren. Ich brachte eine Fülle von Anregungen nach Hause. Und zwanglos ergab es sich, daß meine schriftstellerische Tätigkeit seither vorwiegend den Problemen der internationalen Politik gewidmet blieb. Auch dieses Interesse hat seine Wurzeln in meiner frühen Kindheit. Ich war sicherlich noch nicht zehn Jahre alt, als mir mein Vater die „Neue Freie Presse" in die Hand gab, mir bedeutete, daß man jeden Tag mindestens eine Tageszeitung lesen müsse, und zwar unbedingt den politischen und ökonomischen Teil, während alles andere weniger bedeutsam sei. Mein unpolitischer Mann schüttelte zwar anfangs bedenklich den Kopf dazu. Aber ich blieb dabei. Und nun fand ich plötzlich in dieser Liebhaberei einen meiner Berufe. Ich schrieb viel, hielt eine große Anzahl von Vorträgen und machte so schnell als möglich meine Prüfungen. Im Frühling 1921 konnte ich infolgedessen schon promovieren und wurde vom Rektor feierlich als erster weiblicher Doktor juris in Österreich begrüßt. Mein Mann weilte leider zu dieser Zeit in Amerika auf einer Vortragstournee. Noch vor der Promotion bat ich um Zulassung zur Gerichtspraxis. Dank der fortschrittlichen Einsicht des Oberlandesgerichtes Wien wurde meinem Gesuche ohne Anstand und unverzüglich willfahrt. Ich kam als „Schriftführer" zum Wiener Landesgericht in ZRS zum damaligen Hofrat *Capesius,* der Vorsitzender eines Senats war und vorwiegend Eherechtssachen zu erledigen hatte Ich habe ihm unendlich viel zu danken. Er zeigte endlose Geduld — zumal ich damals auf sein Verlangen zum drittenmal eine neue Stenographie lernte, was Mißlichkeiten genug bedeutet, wenn man mit Arbeit bis zur Erschöpfung überhäuft ist Man kam mir als „erstem" weiblichen „Rechtspraktikanten" mit Neugier, noch mehr mit Mißtrauen entgegen. Obgenannter Chef erzählte mir später, daß bei den ersten Verhandlungen, wo ich das Schriftführeramt hatte, der Präsident des Landesgerichtes und andere hohe Funktionäre im Zuhörerraum waren, was ich in meinem „Diensteifer" gar nicht bemerkte. Später ließ die Neugierde, hoffent-

lich auch das Mißtrauen nach. April 1922 trat ich als erster weiblicher Konzipient in die Kanzlei meines Vaters ein. Auch die Wiener Anwaltskammer erledigte meine Ansuchen wohlwollend prompt. Bei dieser Gelegenheit sei es gesagt, daß ich bis heute für meine Bestrebungen von männlicher Seite, Lehrern, Vorgesetzten und Kollegen stets nur Förderung erfuhr.

Die Zeit der großen Reisen hatte nun ihr Ende. Die Vorbereitung zum Advokatenberuf nimmt den ganzen Menschen in Anspruch. Bei mir kam aber auch da noch manches hinzu. Ich wurde Generalsekretärin des „Internationalen Anwaltverbandes", ein Amt, das viel Mühe bereitete, lieferte fachschriftstellerische Arbeiten in der „Gerichtshalle" und in Tageszeitungen. Dazwischen legte ich die Staatsprüfung aus der englischen Sprache ab und wurde beim Wiener Oberlandesgericht zum Gerichtsdolmetsch bestellt (ich glaube für Englisch als erste Frau). Als erste Frau in Österreich legte ich beim Wiener Oberlandesgericht die Rechtsanwaltsprüfung ab und wurde als erste Frau in die Listen dieses Oberlandesgerichtes als „Verteidiger in Strafsachen" eingetragen. Dabei ging die praktische Tätigkeit in noch mancher anderen Weise fort, die ich bloß andeuten kann. Die Gründung eines Kreditinstituts für die geistigen Arbeiter, dessen erste Vizepräsidentin ich wurde, führte zur Mitarbeit beim „Zentralrat geistiger Arbeiter", des „Mütterheims" usw.

Die heranwachsenden Kinder, die bis zum Eintritt ins Gymnasium häuslichen Unterricht hauptsächlich bei mir und meiner Mutter genossen, machten ständig größere Ansprüche. Auch meines Mannes Bestrebungen und damit die an mich gestellten Anforderungen dehnten sich aus. Ich strengte die letzte Kraft an, daß seine Bestrebungen trotz eigenen Berufslebens die meinen bleiben möchten. Die Gründung der „Internationalen religionspsychologischen Gesellschaft" und des dazu gehörigen Instituts, die er ganz auf sich angewiesen durchführte, bis sich ein stets wachsender Kreis von Helfern fand, bedeutete für mich die Notwendigkeit, aus dem philosophischen und historischen Gedankengang, in dem ich unter seiner Ägide die Religion zu studieren gewohnt

war, zu einem experimentell-empirischen überzugehen. Das Einarbeiten in moderne Problemstellungen aber brachte viele auch für mein eigenes Gebiet sehr wichtige Erkenntnisse, die ich als wertvolle Abrundung empfing. Ich bearbeitete selbst eben in dieser Zeit die Problemkomplexe des Alimentationsrechtes des Kindes gegen die Eltern und dann den umfassenden des Eherechtes. Ein Ausschnitt des Materials wurde unter dem Titel „Neues Eherecht" veröffentlicht. Doch nur eine große Arbeit, welche diese kulturgeschichtliche Aufgabe unter voller Heranziehung der juristischen und religiösen Entwicklungsmomente behandelte, eine Arbeit, zu der seit langem mich die Vorarbeiten beschäftigen, könnte der Bedeutung des Themas gerecht werden. Wann ich dazu kommen werde, sie auszuführen, weiß ich nicht.

Die Wende 1926/27 brachte neue Pflicht von bisher noch unübersehbarer Tragweite. Jäh aufflammender Wahlkampf von bisher in Österreich noch nie erhörter Heftigkeit ließ Männer wie Frauen sich nach einem Ausweg umblicken. Männer wie Frauen, aber insbesondere Männer, klagten die Frauen der Schuld an, daß sie, die die Mehrheit im Staate bilden, daß sie, deren „Fraulichkeit" solche Exzesse verhindern sollte, denen mit dem Wahlrecht restlose Verantwortlichkeit geworden war, dies duldeten, keinen Hauch ihres Ethos in das öffentliche Leben hineintrügen. Aber wie sollten die Frauen? Die politischen Parteien hatten sich beeilt, sie „aufzuschlucken", um sie dann möglichst in den Hintergrund zu schieben. Die sozialistischen Frauen erhielten doch wenigstens eine unzulängliche Vertretung im Nationalrat. Die bürgerlichen Parteien glaubten das weibliche Element ganz vernachlässigen zu können. Und gleichzeitig wurde engster Anschluß an die „Partei", strengste Disziplin von allen Seiten gepredigt. Infolgedessen fehlte sehr vielen Frauen das Bewußtsein ihrer Macht und ihrer Verantwortung. Sie hatten wohl den Wunsch, aber nicht den Willen zur Einheit als Frau, glaubten diese Einheit mit kleinen Äußerlichkeiten erreichen zu können. Es fehlte so oft der Wille zur Arbeit für die Gesamtheit, überhaupt das heute ja leider bei allen Stän-

den und Geschlechtern so schwache Staatsbewußtsein, das ja das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit den *anderen* Ständen, der Wille, den *anderen* ihr Recht widerfahren zu lassen, ist, auch wo dies persönliche Opfer verlangt und auf das es eben jetzt ankäme. Wie oft umfaßt der Friedenswille hochstehender Frauen nur den Feind jenseits der Grenzen, nicht den im benachbarten Bezirk; wie oft ist „guter Wille" nur „Fernen-Liebe", die dem „Nächsten" mit Haß begegnet. Darin aber eben erblickte ich die politische Aufgabe der Frau, diese großen und erhabenen Gedanken, die ihrem Wesen und Wirken so nahe liegen, in Tagesarbeit praktisch fruchtbar zu machen, im kleinen und nahen, wie im großen und fernen. Die Frauen der verschiedenen Parteien hatten es ermöglicht, in wichtigen Fragen, über alles Trennende hinweg, zusammenzuarbeiten. Warum kann man daraus nicht auch eine Regel für Männer machen? Weil es Frauenart ist, einen Riß nicht zu verbreitern? Aber Frauenart auf die Staatsgeschäfte anzuwenden, dazu wurden wir ja vom Schicksal berufen! Entziehen wir uns diesem Ruf, so entziehen wir uns unserer Pflicht, so tragen wir Schuld an allem Übel, das Haß und Zwietracht noch über die Welt bringen können! Noch haben wir eben die Minderwertigkeitsgefühle nicht ganz überwunden, noch halten wir es für ausgeschlossen, daß wir den Männern Wegweiser zu einer besseren Gestaltung des Gemeinschaftslebens (wie des Familienlebens) sein können. Aber die Not der Zeit ist so groß, daß wir nicht lange mehr diesen alten Vorurteilen nachhängen können.

Wo ich diese Gedanken aussprach, drängte man mich, selbst die Initiative zu ergreifen. Noch in letzter Stunde sollte ich mich als Kandidatin für den Nationalrat aufstellen lassen. Ich lehnte ab, immer wieder; ich zögerte, jahrelang. Zuletzt aber hatte ich das Gefühl, daß es nicht angeht, mich dieser Aufgabe, deren fürchterliche Schwere mir Schaudet einflößte, zu entziehen. So entstand im Verein mit einer Schar gleichgesinnter und gleich enthusiastischer Frauen (ich nenne besonders meine Jugendfreundin, die Kolloidchemikerin Dr. Mona *Spiegel-Adolf)* die „Österreichische Frauenorgani-

tion", die den Frauen Österreichs ein Zentrum für ihre idealen und praktischen Bestrebungen werden und sie zu den großen neuen Aufgaben bei der Neugestaltung des politischen Lebens erziehen möchte. Die „Österreichische Frauenorganisation" ist ein Baum, für die Zukunft gepflanzt; es wird viele Jahre, vieler Mühe bedürfen, bis er Frucht trägt.

Aber ich frage nicht danach. Es ist genug für uns, dem Ruf gefolgt zu sein, der an uns ergangen ist, genug, die Pflicht, groß oder klein, erfüllt zu haben, wie der Tag sie brachte — ob Erfolg oder Mißerfolg die Plage belohnt, haben wir nicht zu fragen. Wir müssen säen nach bestem Wissen und Gewissen; ob der Same reift, ob *wir* gar selbst die Ernte einholen dürfen, das entscheidet der Weltenlenker aus höherer Weisheit, als wir sie fassen können.

Wien, im März 1927.

MARIA WASER

Ein Brief

Sie wünschen für Ihr Führerinnenbuch auch von mir eine Selbstdarstellung, verehrte Frau? Welch fremder Gedanke! Nun, diese Darstellung wird Ihnen zeigen, daß der Sinn meines Lebens nicht Führen ist, sondern Dienen.

Um solches klarzumachen, muß ich mich freilich mehr an die kleinen inneren Erlebnisse halten als an die vernehmlichen äußeren Ereignisse. Immerhin ist zu sagen, daß gerade die erste äußere Gegebenheit wegbestimmend für mich war, die Tatsache, daß ich als die Tochter eines Landarztes zur Welt kam. Der Beruf des Vaters ist immer bedeutungsvoll; aber im Doktorhause scheint doch ein Geist von besonderer Art das junge Leben zu formen. Oft kommt es mir vor, als ob unter den Arztkindern eine stille Gemeinschaft bestünde, etwas, daran man sich ohne Worte erkennt über alle Grenzen von Land und Rasse hinweg wie an den geheimen Zeichen einer Schicksalsbrüderschaft. Zumal, wenn es sich um Kinder von Landärzten handelt, die nicht nur mitleidend, sondern auch mithelfend am Beruf des Vaters teilnehmen. Die holde Unbekümmertheit unbeschwerter Jugend eignet denen nicht, die früh in die grausamen Werkstätten der Natur blickten und die ewig drohende Herrschergebärde von Schicksal und Tod erkannten. Aber auch das geheime Grauen vor jenen Mächten ist ihnen fremd und feiges Versteckenspiel und schaudernde Neugier. Krankheit und Tod lernt man in den Kreis des Natürlichen einbeziehen, und das Bild von Sais ist dem kein Schreckgespenst, dem es nie in Schleiern erschien. So mögen denn Unerschrockenheit vor den natürlichen Dingen und die ihr entspringende

Heiterkeit, Eigenschaften, die sich manche erst im tapferen Leben erringen müssen, dem Kinde des Arztes schon in frühen Jahren zufallen. Aber noch eine andere schicksalshafte Gabe, süß und verhängnisvoll zugleich, das Mitleid.

Ah, Stöhnen und Seufzen der Schmerzbeladenen durch dünne Wände hindurch und blutüberströmte Leiber Verunglückter, die man einem ins Haus trägt, und der Blick auf zerstörte Glieder und in Qual verzerrte Gesichter, während man still und tapfer dastehen muß, mit seinen Handreichungen der kurzen Befehle des Vaters gewärtig! Und dann mitten in der Nacht der grelle Schrei der Hausglocke und angstvolle Stimmen, die den Vater ins Dunkel rufen! Nun liegt man zitternd in seinem Bettchen und denkt an die große Not dort irgendwo in der Nacht und preßt die kalten Hände ineinander: Wird er helfen können? und fleht: Du, lieber Gott, mach, daß er helfen kann! Und zittert und betet, bis daß der Frühschein den Vater zurückbringt. Und wenn nun alles gut gegangen ist, o die Freude und Dankbarkeit! Und tief innen im Allergeheimsten das selige Gefühl: Mein Gebet, vielleicht hat es doch auch ein wenig geholfen. Aber solche Macht wirft die Verantwortung auf einen. Man weiß nun, daß man nicht fliehen darf, wenn andere leiden, daß man dabei sein muß, weil Gedanken stützen, weil Gebete helfen können. So erwacht das Mitleid, wächst sich aus, wird ein unsäglich Feines, wird eine Macht, der nichts widersteht: Alle Häuser gehen vor ihr auf, und die menschlichen Gesichter werden offenbar, daß man geheimste Not darin liest. Und so geht man durch sein Dorf, bedrängt, abgesondert, auch wohl erhoben durch ein Wissen, das das Herz weich macht und alle Regungen des Widerwillens in Erbarmen wandelt und das um so inniger empfunden wird, als man es im Allergeheimsten verschließt. Denn auch dies lernt man im Hause des Arztes: Schweigen, eine Mauer sein gegen fremde Neugier, und man lernt das eigene Leid klein achten gegen dem größeren allgemeinen, verlernt das Krankwerden. Die leidgewohnten Augen aber werden dermaßen sonnensüchtig, daß sie das Licht überall entdecken, und Schönheit,

Heil und Helle bleiben das große Wunder des Lebens, darüber zu staunen, darnach zu streben, dafür zu danken man niemals verlernt. So beschaffen sind die Kinder der Landärzte.

Mein Vater war Arzt von Grund aus und mit ganzer Seele. Nicht bloß deshalb, weil dieser Beruf sich in der Sippe seiner Mutter von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, sondern weil Andacht vor der Natur sein Wesen bestimmte und seine Gedanken richtete. Der Beruf war ihm heilig, und sein Zorn entbrannte gegen jeden, der diesem mit unreinen Händen nahte. Geschäftlicher Betrieb war ihm ein Greuel, aber nicht weniger wissenschaftliche Ausbeutung der Kranken, trotzdem er, der halbe Nächte dem Studium schenkte, die Wissenschaft obenan stellte. Aber seine Kranken waren für ihn nicht „Fälle", sondern leidende Menschen, denen er nicht nur seine Kunst und ganze Kraft schenkte, sondern auch sein Herz. Verhaßt war ihm die Art jener Ärzte, die — als schlimme Seelsorger — den Kranken erst in Angst versetzen, um dann die Heilung in möglichst helles Licht rücken zu können. Heilung? Das Wort allein schien ihm schon fast Vermessenheit. Als Diener der Natur dem Übel vorbeugen, es lindern, es zum Stillstand bringen, Helfer sein im besten Fall, nicht Heilender. Wer sich solches anmaßte, schien ihm schon auf dem Weg zum Charlatan. Den Menschen hinwiederum sah er im Zusammenhang mit der Allnatur, die zu erforschen er niemals müde wurde. Bis zuletzt beschäftigte ihn der Gedanke, wie man durch klares Erfassen dieser Verbundenheit den furchtbaren Kulturschäden entgegenarbeiten, wie der Mensch in demütiger Erkenntnis seiner natürlichen Bedingtheit gesunden könnte.

Wie überall, war ihm auch im Berufe Wahrhaftigkeit das Höchste. Die Menschen tapfer machen für ihr Schicksal, das schien ihm vornehmste Aufgabe. Deshalb wollte er sich auch nicht in die Stadt ziehen lassen: „Stadtleute ertragen die Wahrheit nicht, das würde mir den Beruf verbittern." Tapferkeit forderte er auch in erster Linie von seinen Kindern. Vor allem wollte er nicht dulden, daß man irgend etwas Natürliches ekelhaft oder fürchtenswert finde. Er zeigte uns

den Augengoldglanz und die vornehme Färbung der geschwürigen Haut bei den Kröten, die feine Gliederung der Kellerasseln und Regenwürmer, den klaren Bau des Engerlings und den geheimnisvoll zweckhaften der Spinne. Man betrachtete alles genau, nahm die Tiere in die Hand und verlor das Würgen im Hals. Und eines Abends stellte er einen Preis für diejenige von uns drei Schwestern, die ihm finsterlings aus der Rußkammer den großen Männerschädel und einen Oberarmknochen herunterbrächte. Es war nicht leicht: der dunkle Weg treppauf, dann über den unglaublich großen schwarzen Estrich in die kleine stockfinstere Kammer, dort den Deckel von der Truhe heben und das Gesuchte ertappen. Ich verzichtete auf den Preis, als ich mit den Gebeinen herunterkam; denn ich hatte immerhin das Gefühl, etwas geleistet zu haben, das man nicht bezahlen konnte; aber von da an gab es für mich weder Schrecken der Dunkelheit noch der Toten.

Namhafte Ärzte gab es auch im Geschlecht meiner Mutter; aber ihre Veranlagung ging nach der künstlerischen Seite, die bei ihren Vorfahren ebenfalls stark vertreten war. Die Natur bedeutete ihr nicht dasselbe wie dem Vater. Blumen und Wälder, ja, und die großen kühnen Formen der Landschaft und die Herrlichkeiten des Himmels, die das Weltbild bestimmten; aber Tiere sagten ihr wenig, nur der Mensch war ihr wichtig und seine Geistestaten. Unter diesen stand obenan die Dichtung; sie blieb meiner Mutter der nie versiegende Jungbrunn durch ihr ganzes Leben hin. Und Schönheit überhaupt. Diese aber war ihr gleichbedeutend mit Klarheit, Einklang, Gesundheit. Daß sie ihr ganzes Leben in den Dienst der Krankheit stellen mußte, war die schwere Prüfung. Sie bestand sie heldenhaft; denn die Liebe zum Gatten und zu den leidenden Menschen machte sie auch für jene Dinge geschickt, die ihrer Natur nicht lagen. Siebenundvierzig Jahre lang hat sie, deren Lebensluft die schöngeistige war, mit tapferem Verzicht auf das eigene dichterische Schaffen, darin sie als junges Mädchen schon Bemerkenswertes geleistet hatte, sich dem Beruf meines Vaters gewid-

met, war die Helferin des Chirurgen, obschon ihre stark geprägte Natur den Widerwillen gegen das Krankhafte und Häßliche nie ganz verwand, rüstete als ausgebildete Apothekerin die Arzneien und führte die ärztliche Buchhaltung. Aber auch unzähligen Menschen wohlgetan hat sie in diesen langen Jahren; denn keiner kam ins Haus, dem sie nicht mit mildem und tapferem Wort das beladene Herz zu erleichtern oder zu stärken vermocht hätte, und die Arzneien, die ihre glückhaften Hände rüsteten, genossen einen solchen Glauben, daß die Leute keine anderen mehr wollten, und man mußte sie ihnen in die Fremde nachsenden. Dafür aber, daß die wahre Natur meiner Mutter nicht verkümmern mußte, sorgte der trotz allem Riesenwerk in Haus und Beruf nie erlahmende Anteil am lebendigen Schrifttum, sorgten bedeutende Gäste, an denen es nie fehlte, sorgte die Beschäftigung mit uns Kindern, die sie in den früheren Jahren unterrichtete und deren Leitung zum Schönen, Wesentlichen, Bleibenden sie nie aus den Händen gab.

So verschieden meine Eltern nach Neigung und äußerer Gestalt waren — er groß, blond, ernst, sie klein, dunkel, leuchtend von Leben und Geist —, in einem glichen sie sich: Beide hatten eine klare, großartig gewölbte Stirn, die faltenlos blieb bis ins Alter und die nicht allein auf einen überlegenen Geist, sondern auf eine eigentliche Herrschernatur zu deuten schien, und beide hatten Hände, gänzlich unverwandt der herrischen Stirne, die, weich beseelt bei der Mutter, hager und bis in die letzten Gefühlsfeinheiten durchgearbeitet beim Vater, von weitem erkennen ließen, daß sie zum Beschwichtigen geschaffen waren, zum Helfen, Wohltun und Dienen.

In dieses gütevolle Doktorhaus mitten im bernischen Lande setzte mich das Schicksal am 15. Oktober 1878 als dritte Tochter meiner Eltern und als schmerzliche Enttäuschung für sie; denn man hatte mit solcher Bestimmtheit auf den ersehnten Jungen gezählt, daß ich noch tagelang nach meiner Geburt als „Er" bezeichnet wurde. Ich weiß nicht, ob es zur Sühne oder aus einem gewissen Trotz ge-

MARIA WASER

schah, daß mein Vater mich ohne das Wissen der Mutter auf den allerweiblichsten Namen einschreiben ließ, Maria, auf diesen allein, während meine Schwestern mit mehreren schönen Namen ausgezeichnet worden waren. Jedenfalls stand er mir zunächst gar nicht, und so nannte man mich vorläufig „Lilli". Als wir dann aber aus dem grünüberschatteten Hause, darin ich meine ersten fünf Lebensjahre verbrachte, in das helle Sonnenhäuschen umgezogen waren und ich in meinem Freiluftdasein singalesenbraun wurde und selbst das hellblonde Haar zu dunkeln anfing, fand man diesen lichten Blumennamen nicht mehr am Platze, und es wurde mir ein anderer beigelegt. Der hätte ebensogut für einen Knaben gepaßt. Er klang rund und lustig wie eine fröhliche Liebkosung, fühlte sich an wie eine feste, gesunde Frucht, und es war mir wohl dabei — noch heute behagt er mir in liebem Munde. Und er gehörte mir ganz allein!

Mit dem Sonnenhäuschen begann das taghelle Leben. Früher war alles mehr dämmerhaft und rätselvoll gewesen; denn jenes erste Haus barg viel Dunkelheiten, und oben wohnte eine geisteskranke Frau. Die warf oft schwere Gegenstände zum Fenster hinaus, so daß der Aufenthalt unter dem Dachtrauf lebensgefährlich war. Davor fürchtete ich mich aber weniger als vor den verwirrten Haaren und Augen und den verworrenen Reden der Frau, wenn sie von „langhaarigen übertünchten Gräbern" sprach, die ihrem Manne nachstellten, und der war doch längst schon tot. So saß ich denn meist im äußersten Winkel des Gartens auf dem niedrigen Mäuerchen, versteckt von den niederhangenden Ästen einer Tanne, beschützt von dem besten Freunde meiner frühen Zeit, dem klugen Rattenfänger, dessen Name mein erstes Wort gewesen sein soll: Milo. Und mit Milo unterhielt ich mich über die merkwürdigsten Dinge, die sich auf der belebten Dorfstraße vor uns begaben und im Tannendickicht über uns.

Aber das neue Haus, das war eine andere Welt! Es war eher klein, hochgestellt und fensterreich wie eine Laterne, aber es hatte allerlei Großartigkeiten an sich: die

mächtige Glyzinenlaube, deren Blüten- und Duftüberschwang einen im Frühling wirblig machte, die Terrasse, breit genug, um einem Schlosse zu dienen, der weite schwarzwinklige Estrich, im Keller ein geheimnisvoller bodenloser Schacht und im Garten die gewaltige adriatische Kiefer. Deren auslangende Äste begannen erst in Hausdachhöhe, und die fremdartige Krone über dem kahlen Stamm beherrschte weithin das Straßenbild. Die sonnigen südlichen Zimmer waren lustig hellgestrichen, die nördlichen ernst mit samtdunklem Getäfer, und so war auch der obere Garten schattig mit ernsthaften Gewächsen, der untere mit seinen Rosen und Beeren aller Sonne preisgegeben. Dazwischen lag der steile Baumgarten. Am sonnigen Morgen schien er grünfunkelnd in den dunkeln Hausgang herein, so daß man die hintere Türe nicht anders als mit einem Freudengeheul verlassen konnte. Dieser Baumgarten diente im Winter auch als Schlittenbahn. Auf ihm tummelte ich durch alle Schneewochen tagelang meinen Zornebock, den geliebten Schlitten Zornebock, der mich niemals enttäuschte, der sich jeden Winter mit denselben rotglühenden Falkenaugen einstellte, immer gleich tatendurstig und lebendig, ganz im Gegensatz zu der Puppe Helia, die sich eines Morgens als toter Porzellanscherben entpuppt hatte, so daß schon in meinem sechsten Jahr alles Mütterchenspielen ein Ende nahm.

Im Hause wohnten wir allein, und Vater konnte es nach seinem Herzen einrichten: an allen Bäumen und Wänden wurden Nistkästchen angebracht, im Schopf ein großer Eulenkäfig aufgestellt, im oberen Stock ein Vogelzimmer eingerichtet für gegen hundert Sänger. So wurde man am Sommermorgen durch Vogelgeschmetter von draußen und drinnen bedrängt und zu Zeiten gar in den nächtlich dunkeln Stunden durch den Gesang der Nachtigall. Der machte meinem Vater das Herz froh, meine Mutter aber traurig; denn die Vorstellung des gefangenen Sängers tat ihr weh. Mich jedoch erfüllte das heiße, fremde Lied mit den süßesten Schmerzen unverstandener Fernsucht. — Im Erdgeschoß wurde ein großes Aquarium, auf der oberen Laube ein Ter-

rarium erstellt und auf dem Dach eine kleine Sternwarte. Dort stand ich mit dem Vater in den lauen Sommernächten, während tief unten im Unsichtbaren der Lärm des Dorfes verrauschte, und in der lautlosen, flimmerkalten Winternacht; denn Vater war der Ansicht, daß, wenn nun schon kein Bub aus mir geworden war, doch wenigstens Ordnung sein sollte in meinem Kopf, damit ich mich im gestirnten Himmel so gut zurechtfände wie im Stimmengewirr der Waldvögel bei Sonnenaufgang und im Blumenteppich der Sommerwiese. Unter seinen klugen Worten ordnete sich das unendliche Geflimmer, einzelne Sterne traten hervor, wurden bedeutend, wunderliche Bilder einten sich, und hinter vieldeutigen Namen taten sich neue Welten auf.

Doch gab es in Haus und Garten Verstecke, die nur mir gehörten: oben in der Krone des weitästigen Holunderbaumes, auf dem Estrich des Holzhauses, im dunkeln Winkel hinter der Scheiterbeige und im helleren neben dem Taubenschlag. Ich bedurfte aber ihrer; denn, da ich pflegte, meine Tagträume laut werden zu lassen in Zwiegesprächen mit irgendeinem vorgestellten Wesen — es brauchte durchaus kein Mensch zu sein, jedes Tier, auch Pflanzen und Steine waren dazu gut —, hätte ich mich vor fremden Ohren lächerlich gemacht.

Aber in das Paradies des Sonnenhauses fiel kurz nach unserem Einzug mein erstes großes Leid, eins der größten überhaupt. Der Liebling des Hauses, die zarte zweite Schwester, wurde krank. Wochenlang schwebte sie zwischen Leben und Tod. Professoren kamen, machten Beileidsgesichter, kündeten das Schwerste an. Die Großmutter kam und erboste sich schier über den Kampf um ein Leben, das für verloren galt. Aber meine Eltern gaben die Hoffnung nicht auf, kämpften mit den verzweifeltsten Mitteln, wichen Tag und Nacht nicht vom Bett der Kleinen, rangen mit dem Tod wie Jakob mit dem Engel. Ich war völlig ausgestoßen, wußte nichts, ahnte Furchtbares. Die älteste Schwester war meist in der Schule. Die Mägde liefen mit verweinten Augen herum und schwiegen. Die Freundin der Eltern schaffte unver-

traute Dinge herbei, Eisblöcke, Champagner, unheildrohende Gerätschaften, ging ab und zu mit ihrem weißen Gesicht und schwieg. Die Eltern sah ich nie mehr, und als ich einmal einen Blick ins Krankenzimmer erhaschte, gewahrte ich das Herzzerreißendste, vor- und nachdem nie Geschaute, daß sie beide weinten, und das Schwesterchen in seinem Bett schneeweiß und fremd. Damals war in mir ein Abgrund von Schmerz und nachtschwarzer Verzweiflung, wie man sie einem sechsjährigen Kinde nicht zutrauen würde. Und der Schmerz machte mich gänzlich starr, ich konnte weder weinen noch sprechen.

In solcher Verfassung stand ich einmal auf unserer Terrasse unter dem Krankenzimmer und stierte in die sommerweiße leere Straße hinab. Da erschien unten eine fremde Dame, blickte zu mir herauf, nickte ein paarmal, lächelte wunderlieb und ging still weiter. Dieses Lächeln aber löste auf eins meine Starrheit, etwas quoll heiß auf, mein Herz wurde laut, und plötzlich war es licht und warm in mir: Oh, ich war nicht mehr allein, das Schwesterchen wurde gesund, alles, alles wurde wieder gut! Und siehe, von da an ging es aufwärts mit der Kranken. Wer war die fremde Dame? Vielleicht ein Engel? Ich wagte nicht, nach ihr zu fragen. Das Erlebnis war so, daß man nicht davon sprechen konnte, und ich hörte und sah nie mehr etwas von ihr. Von da an aber wußte ich, daß ein Lächeln im richtigen Augenblick mehr sein kann als alle Geschenke der Welt und daß man nie an einem einsamen, trostlosen Menschen vorübergehen darf, und wäre er auch noch so klein, ohne seinen verdüsterten Augen etwas zuliebe zu tun.

Bald nachher fand im Dorf ein Kinderfest statt. Verwandte wollten, daß ich mitmache. Ich wehrte mich heftig: Konnte ich an ein Fest, wenn das Schwesterchen krank war? Aber man zwang mich dazu. Ich ging als Kleinste im Zug, weiß gekleidet mit einer abscheulichen farbigen Schärpe. Wir zogen unter unserem Hause vorbei. Da plötzlich hoben alle die großen Mädchen vor mir ihre sonnenroten Gesichter nach dem Krankenzimmer empor, und dort, zwischen den

geteilten Vorhängen, erschien das schneeweiße fremde Gesichtchen und lächelte, und Mutter, die das Zerbrechliche in den Armen hielt, versuchte ebenfalls zu lächeln – ah, mit solch einem Zug um die Augen — und unten die neugierigen gesunden Gesichter ... Draußen im Staub und Lärm der Festwiese half mir meine vergewaltigte Natur, in üblem Zustande mußte man mich heimtragen. Von da her blieb mir der unüberwindliche Widerwillen gegen alles Festwesen. Heute noch genügt der ferne Lärm von Karussell und Pfeifen, um mir übel zu machen; aber auch dies lernte ich damals, daß man einen Menschen niemals zur Freude zwingen darf.

Es dauerte Monate, bis das Schwesterchen, immer noch fremd und durchsichtig wie ein Gespenstlein, das Bett verlassen konnte, und noch einmal Monate, bis es wiederum sich selber glich. Aber sie wurde unter der nie nachlassenden Sorge der Eltern, allen schlimmen Prophezeiungen zum Trotz, wieder ganz gesund und wurde größer als wir andern Schwestern und von blühenderer Gesichtsfarbe, und immer schien sie jünger als sie war. Und wenn sie auch Zeit ihres Lebens zart blieb, so lag das weniger am Körperlichen als an ihrer seelischen Verfassung. Von jeher hatte sie das Feine und Leise geliebt und sich vom Lauten ferngehalten. Blumen waren ihr das Liebste auf der Welt. Schon früh fing sie an, sie zu malen, und es gelang ihr mit einem solchen Schmelz des Natürlichen, daß man wohl verstand, diese waren für sie nicht nur schöne Erscheinung, sondern beseeltes Wesen. Und früh auch fing sie an zu dichten, und ihre Verse waren voller Melodie. Das Leben, das ihr die Eltern erkämpft, weihte sie ihnen: sie war der gute Engel ihres Alters, die Beglückerin ihrer letzten Tage. Unser Verhältnis, das von jeher das innigste gewesen, gestaltete sich schon damals so, wie es bis heute blieb: sie war mein Mütterchen, ich ihr Beschützer.

Auch die älteste Schwester dichtete, freilich auf ganz andere Weise. Stundenlang konnte sie in Stegreifversen von überwältigender Fröhlichkeit die Tagesereignisse deuten. Sie hat nie einen ihrer lustig zugespitzten Reime aufge-

schrieben, so wenig es ihr heute einfällt, irgend etwas aus ihrem Geschichtenschatz zu Papier zu bringen, obschon sie eine meisterhafte Erzählerin ist; denn damals wie heute war sie der Ansicht, daß das Leben dazu da sei, um gelebt und nicht um geschrieben zu werden, und das Leben sprach mit der blühenden Schar von Kindern und Enkeln sein freudiges Ja dazu. Ihre glückliche Natur aber ist das Erbteil des Großvater Gerichtsschreibers, des gradesten, erdenfrohesten Lebensbejahers, der mir jemals vorkam. Äußerlich glich er Gottfried Keller so sehr, daß er in Zürich jeweils allenthalben für den Dichter angesprochen wurde; aber er hatte die Herzensheiterkeit und Gemütsart eines Kindes, und wenn er bei uns auf Besuch war, füllte er das ganze Haus mit Gesang und Fröhlichkeiten. Als er starb, war ich dreizehn Jahre alt; aber ich sehe ihn heute noch vor mir, als ob er gestern von uns gegangen wäre. Oft erscheint er in meinen Träumen, und selten vergeht ein Tag, da er mir nicht irgendwie begegnet, so einprägsam war seine meisterlose Art. Kein Wunder, daß seine stramme, kurzbeinige Figur vernehmlich durch meine Bücher wandelt und daß sein Blut neu aufspringt in meinem jüngeren Sohne.

Auch meine Mutter dichtete noch hier und da, wenn die Gelegenheit oder bittende Menschen sie dazu drängten. Mir allein schien diese Gabe versagt; denn wenn ich auch mit Leidenschaft Gedichte lernte und hersagte, nie hätte ich es gewagt, mich selbst am Wohllaut des Wortes zu versuchen. Zeichnen und Malen, ja — und mit welcher Begeisterung! — nicht Blumen wie die Schwester, sondern Käfer und Schmetterlinge, deren Farben mich berauschten, und später Menschen, immer wieder Menschen — und auf der Geige spielen und tanzen; aber zum Dichten hielt ich mich für zu gering. Ich bewunderte meine älteren Schwestern maßlos, die eine um ihrer Zartheit, die andere um ihrer Kraft willen, und ich kam mir neben ihnen, je nachdem ich mich an der einen oder anderen maß, roh oder nichtsig vor. Und unnütz auf jeden Fall.

Immerhin drückte mich die Nutzlosigkeit meines Spiel-

und Träumerdaseins, an dem die beiden Tüchtigen keinen Anteil hatten, nicht allzusehr, da ich meine Phantastereien für Wirklichkeiten, ja bisweilen gar für Wichtigkeiten hielt. Besonders zur Zeit meiner vaterländischen Heldenbegeisterung. Winkelried! Oh, der ganz Große, Unvergleichliche! Auch Tell war groß, gewiß, jedoch den Schuß auf das Haupt des Kindes konnte ich ihm nie ganz verzeihen. Aber Winkelried, wie er sich die Speere einfach in die Brust drückt — und nun frei die Bahn — herrlich! herrlich! Was hätte ich gegeben um einen solchen großartigen, ganz unbedingten Opfertod! Ich versuchte es mit Stecken und spitzen Bohnenstangen, um mich recht in die Vorstellung zu bringen, und der Gedanke, was mir zu tun bliebe, wenn der Erzfeind wiederkäme, um uns die Freiheit zu nehmen, beschäftigte mich Tag und Nacht. Ich sammelte hinter dem Hause die größten Steine, um sie wie die Geächteten vom Morgarten von unserer Terrasse hinunter zu schleudern. Dann aber reifte ein edlerer Plan: Ich würde mich einschleichen in das Zelt des Eroberers und Tyrannen, mich einfach vor ihn hinstellen und ihm einmal alles ins Gesicht sagen: Wie häßlich und gemein das war, von einem Thron herunter brave Völker zu knechten, wie ganz feige und abscheulich, als der Mächtigere ein kleines freies Land zu überfallen, um ihm die Freiheit zu rauben. Von der Freiheit aber würde ich ihm so gewaltig sprechen, bis er von seinem frechen Thron herunterstieg, die Krone ablegte, hinaus unter das Volk trat und bat, ein freier Schweizer unter freien Schweizern sein zu dürfen. Dermaßen schwelgte ich in Marquis-Posa-Träumen, und ich mußte mich schon hinter der dicksten Scheiterbeige verkriechen, wenn ich meine Herzeroberungsreden einübte. Daß ich bloß ein kleines Mädchen war, störte mich in meinem Vorhaben nicht im geringsten. Seitdem es mir geschehen war, daß ein böser Bauer, den ich auf offenem Felde traf, wie er im roten Zorn seinen Verdingknaben schlug, auf meine empörte Einsprache hin den Jungen laufen ließ und beschämt davonschlich, vertraute ich unbedingt dem Wahrheitsmut. Und meine Schüchternheit, die mir das Durch-

queren eines freien Platzes oder das Wandern auf breiter Straße zur Qual machte, verschwand alsobald, wenn es sich um eine wichtige Sache handelte. Oder wie war es bei der großen Jubiläumsfeier? Hatte ich auch nur mit der Wimper gezuckt, als ich, auf einem Tische stehend, Hunderten von Menschen Mutters Gedicht hersagen mußte? Und damals war ich doch erst fünf Jahre alt, und jenes Gedicht war erst am Morgen desselben Tages entstanden. Freilich hatte man mich zum Bergmännlein gemacht, und der Bart, der fast so lang war wie ich selbst, verbarg mich aufs freundlichste. Aber der Besuch beim General! Da war ich doch gänzlich unverkleidet, und dennoch wagte ich tapfer mit meinem Strauß den Weg durch den ungeheuren, von Offizieren starrenden Sonnensaal, während die großen Schwestern und deren noch größere Freunde sich ängstlich im Hintergrund hielten, und doch waren sie es gewesen, die den Gedanken gehabt hatten, dem General Herzog Blumen zu bringen. Erst als dieser mich auf den Schoß nahm, mich küßte und streichelte und mir Süßigkeiten in den Mund steckte, fing ich an, mich zu schämen, und als die fremden Offiziere sich um uns drängten und meinen Namen wissen wollten. Als aber gar der goldweiße deutsche General mir die Hand auflegte, die Größe der Stunde vorhielt und daß ich noch als alte Frau meinen Enkeln davon erzählen würde, wurde mir erbärmlich. Es war nicht das letztemal, daß etwas, das ich mit Tapferkeit unternommen hatte, in Süßigkeit mündete, aber vielleicht das erstemal. Deshalb tat es weh.

Nach der heroischen Zeit kam die romantische, wo ich im Garten ein Zelt baute und auf wilden Pferden mit Speer und Armbrust blutdürstig nach Abenteuern ritt, wo ich regelrecht seiltanzen lernte und im Schopf hinter der Turnstange, die den Vorhang hielt, ein Theater einrichtete. Und hernach die idyllische, wo ich im Walde draußen halbe Tage in einer alten Steingrube verträumte. Die anderen Kinder mieden den Ort, weil dort einmal einer ermordet worden war. So blieb ich ungestört, ließ mich von der Sonne durchglühen, sah den Eidechsen zu, die sich an mich ge-

wöhnten, daß sie mir über die Hände liefen, und entdeckte zwischen sonnenheißem Geröll und im feuchten Moos unter den Tonnen tausend zierliche und wunderbare Dinge. Auch eine asketische Zeit gab es, wo ich mich bemühte, gegen meine wilde, zu Zorn neigende Natur aufzukommen, wo ich mich kasteite und heimlich Liliensamen aß, um sanft und rein zu werden wie meine Schwester. Doch dauerte diese nicht lange.

Was tat ich denn in den ersten elf Jahren meines Lebens anderes als spielen und träumen? Der Unterricht bei meiner Mutter, erst eine halbe, später eine ganze Stunde im Tag, das war doch nicht Arbeit, das war Freude! Sie hatte solch eine glückliche Mitteilungsgabe, konnte bei großem Ernst so hinreißend fröhlich sein, daß alles unversehens in einen hineindrang und dort blieb; denn sie gab nicht bloß Angelerntes, sondern nur, was sie ganz besaß. Auch wenn sie uns ihre unsäglich schönen Geschichten erzählte oder abends aus den großen Dichtern vorlas — Jeremias Gotthelf vor allem, Fritz Reuter und Schiller —, dann wurde das Erfahrung, die zu unserem Leben gehörte wie das wirklich Erlebte.

Mein vornehmster Lehrer blieb sie auch dann, als ich in die öffentliche Schule eintrat — ach, und viel länger noch! Und so bedeutete dieser äußere Wandel für mich Bereicherung; denn er brachte als reizvoll Neues das Zusammensein mit Altersgenossen, und da es Gott sei Dank eine gemischte Schule war, wo Natürlichkeit den Verkehr bestimmt, fühlte ich mich durchaus glücklich. Ich liebte alle, die Mädchen mehr mit dem Herzen, die Buben mehr mit dem Kopf; sie waren freundlich zu mir, und ich wurde nicht gewahr, daß sie mich im Grunde nie ganz zu sich zählten. Das Leben strotzte auf einmal von lustigen Wirklichkeiten, wurde bunt und gegenwärtig wie ein Tulpenbeet an der Sonne, und es wäre alles recht köstlich gewesen, hätte es keinen weiblichen Handarbeitsunterricht gegeben. Nicht daß mir diese Kunst an sich, das Stricken ausgenommen, verhaßt gewesen wäre — häusliche Arbeitsstunden nachmittags im Garten

oder abends unter der Lampe konnten geradezu angenehm sein — aber, wie es hier betrieben wurde! Man saß mit krummem Rücken an langen Tischen und arbeitete stumm, hastig und verbissen; denn aller kleinliche Mädchenehrgeiz schien sich auf diese Stunde zu werfen, wo kein Bubenspott heilsam eingriff. Dieser Arbeitssaal hatte für mich etwas vom Grauen eines Untersee-Aquariums, wo sich die Tiere gegenseitig lautlos verschlingen. Die Lehrerin war eine junge Frau. Wenn sie ihren schweren Leib mühsam zwischen den Tischen durchschob und dabei mit großen ängstlichen Augen um sich sah, als ob Furchtbares über ihr hinge, gab es mir jedesmal einen Stich. Sie hatte eine sanfte Stimme; aber die Farbenzusammenstellungen, die sie bei unseren Arbeiten anordnete, trieben einem den Schweiß aus. Und einmal verlangte sie, daß wir Herrenkleider mit unserem eigenen Haare flickten. Ich wehrte mich, weil es so ekelhaft war. Sie aber erschrak mit ihren großen Augen: „Denk, wie froh du einmal sein wirst, wenn du deinem Manne die Hosen so schön ausbessern kannst!" Mußte es sein, daß just in diesem Augenblick unten der lustige Trommelwirbel unserer Kadetten aufsprang? Auf einmal — zum erstenmal? — tat sich vor mir der Abgrund auf, der die Geschlechter trennt. War das vielleicht Frauenschicksal? Stumm und verbissen in dumpfen Winkeln sitzen, wenn draußen das Leben aufwirbelt? Mit krummem Rücken über mühsamer Arbeit sitzen, flicken, was jene zerrissen, ausbessern, mit dem eigenen Blute wieder herstellen, was jene im lustigen Leben vertollt? Der Jammer fiel mich an, und ich schwor, nie und nimmer zu heiraten.

Wenn ich jetzt oft nachts über den Kleidern meiner einseitig männlichen Familie sitze, eingehüllt vom Lampenschein und traulicher Stille, und mir durch gewaltsame Risse in Bubenhosen von lustigen und verwegenen Streichen erzählen lasse und von geduldig tapferem Schulhocken durch bittere Fadenscheinigkeit, denke ich hier und da heiteren Sinns an jenen Schwur. Immerhin, meine Haare habe ich zu solcher Arbeit noch nie verwendet.

Frauenschicksal? Die Frage, die sich vordem niemals geregt hatte, war angebrochen. Sie erhielt schmerzhafte Vertiefung während meiner Seminarzeit. Diese dauerte bloß ein paar Monate; aber in meiner Erinnerung steht sie wie ein endloser Tunnel zwischen sonnigen Landschaften. Eine Mädchenschule alter Ordnung mit wenig kleinlauten Lehrerinnen für die Nebenfächer und einer Schar selbstherrlicher Despoten für die Wichtigkeiten. Stadtmädchen, die die sanften Lehrerinnen verspotteten und für die Tyrannen schwärmten. Verschüchterte Landmädchen, die jene liebten und vor diesen zitterten. Und ohne Stolz fast alle. Lehrer, die es hielten wie die Hunde, die den anfallen, der sich vor ihnen fürchtet, Lehrer, die die Hübschen bevorzugten, und solche, die eben diese verfolgten. Und vom Eigenwert schwindlig fast alle. In den Stunden — o Schande! — Tyrannengebrüll und — doppelte Schande — Mädchenweinen. In den Pausen Angstzittern und — dreifache Schande! — Schwarmwandel auf den Spuren der Zuchtmeister und kicherndes Geflüster. Nach der Schule — o schmähliche Unbegreiflichkeit! — hastiges und errötendes Aufsuchen jener Wege, wo man die bunten Mützen traf.

Zunächst ging alles über mich wie ein Bergsturz. Ich war stumpf vor Schmerz über den ungeheuerlichen Wandel. Alles war anders geworden. Daheim war ich in kniefreiem Kleidchen, das Springseil als Gürtel, das Gesicht von der meist ungefesselten Mähne angenehm beschützt, weit ausschreitend zur Schule gegangen, zwischen Wiesen und Gärten durch und vorbei an vertrauten Gestalten zu tapferen jungen Menschen, wo Leben und Lernen fröhliche Wissenschaft war. Nun trug ich fürchterliche lange Kleider, deren Gewicht und Enge die freien Schritte zu jüngferlichem Trippeln verkümmerte, und das Haar, aus dem Gesicht zurückgerissen, in einen lastenden Zopf gebändigt. Und so, mit peinlich entblößten Wangen und qualvoll verhüllten Füßen schlich ich durch schattige Laubenbogen, vorbei am Gepappel und Getue der Stadtmenschen, in diesen gräßlichen Mädchenzwinger mit seinem unverständlichen Backfischge-

dusel. Und nirgends, nirgends ein vertrautes Gesicht. Selbst meinen lustigen Kindernamen hatte ich an den ernsthaften fraulichen verloren, dem man hier mit falscher Betonung noch den Wohlklang nahm. Mit dem verstümmelten wußte ich nichts anzufangen, und die Zeit war noch fern, wo er, durch einen anderen ernst klingenden ergänzt, den rechten Ton finden sollte.

Das Heimweh drückte mich in den Boden hinein. Ich glaube, ich war damals ernsthaft krank; aber da ich meinen Eltern das Herz nicht schwer machen wollte, ließ ich die Qual nicht in Jammerbächlein zerrinnen, sondern sich sammeln, bis sie Kraft genug besaß, um Tat zu wirken. Als ich an meinem sechzehnten Geburtstag die Summe der überstandenen Monate zog und sah, daß ich an Wissen weniger gewonnen als verloren und daß ich in Gefahr stand, mich selber an ein Fremdes, Feiges zu verlieren, war der Entschluß gefaßt. Das gütige Schicksal ließ mich in diesem Augenblick J.V.Widmann begegnen, der zeigte mir die Richtung. Wenige Tage nachher saß ich im Gymnasium Georg Finslers als einziges Mädchen unter einer Schar junger Leute und mit gänzlich unzureichenden Mitteln: kein Griechisch, keine Mathematik, nur ein Anfänglein Latein. Und in einem halben Jahr sollte ich mich auf die Höhe der Sekunda gebracht haben. Finsler, auch hier großzügig wie allenthalben, wagte es gläubig mit mir. Dessen Freund, Bundesrat Welti, der tägliche begeisterte Besucher seiner Griechischstunden, schüttelte bedenklich sein erfahrenes Haupt; aber wie besorgte Väter betreuten sie mich beide, und als ich nach einem halben Jahre wirklich Horaz, Homer und Euripides las und sphärische Dreiecke berechnete, freuten sie sich auch wie richtige Väter. Ein silberner Becher und eine kostbare Pariser Ausgabe der Ilias mit Weltis feiner und hochgemuter Handschrift sind mir als Zeichen ihrer Zufriedenheit und als Erinnerung an eine feierliche Stunde geblieben.

Mein Kleid war nicht kürzer geworden, und immer noch drückte der lange Zopf den Rücken, und der Weg über den weiten Platz und an den Hunderten neugieriger Jünglinge

vorbei war nicht leicht, war jeden Tag neues Wagnis. Aber mein Schifflein war aus dem Tümpel in den weiten Strom geglitten, und nun zog es mit windvollen Segeln nach fernen Horizonten. Lehrer wie Finsler, Gustav Tobler, Otto von Greyerz gaben dieser Schule den Zug ins Große. Die jungen Leute fanden den Rank zu ritterlicher Kameradschaft, ich blieb in jeder Weise ungekränkt. Daß es im Anfang des Machtspruchs eines Arztsohnes vom Lande, des Reifsten und Ritterlichsten der Klasse, bedurft hatte, um Roheiten gegen die ungewohnte Erscheinung des Mädchens in der Knabenschule zu unterdrücken, vernahm ich erst ein Vierteljahrhundert später. Dem Schicksal sei dafür gedankt! Wäre damals meine im menschlich schönen Verkehr der gemischten Schule erwachsene Arglosigkeit verletzt worden, es hätte verhängnisvoll für mich werden können. So freute ich mich ahnungslos meiner Kameraden, freute mich, daß sie sich, dem edlern Geist der Schule gemäß, freier und stolzer zeigten als die armen Mädchen unter ihrer schulmeisterlichen Nivellierwalze, freute mich, daß mein Gehirn dem Männerwissen nicht weniger zugänglich war als das ihre, und wurde mir doch tief des Unterschiedes bewußt zwischen ihrer und meiner Auffassung der menschlichen Dinge. Sie freuten sich an des Odysseus bunten Abenteuern, während ich am feinen, unsäglich grausamen Schmerz der Nausikaa blutete. Sie tummelten sich waffenklirrend vor den Mauern Trojas, während ich dem Schicksal Helenas nachging, der gewissenlosen Ursache all des blutigen Männergetümmels, die doch nichts war als die zweimal bitter Enttäuschte, die das Brunhildenschicksal litt, dem Schwächling zu gehören, während der heldisch Große, der heimlich Begehrte der sanften Gattin anhing. Und in diesen griechischen Tragödien, spürten sie denn nicht, daß allenthalben im Herzpunkt, im tiefsten Kern und Keim ein Frauenschicksal stand, nicht allein dort, wo schon der Titel Frauennamen nannte — Iphigenie, Antigone, Medea —? Daß weder Ödipus, der von Gott und der eigenen Verblendung Mißleitete, noch der in sein Verhängnis rennende Agamemnon die eigentlichen Helden ihrer

Stücke waren, daß sich die wahre Tragödie im Herzen der in ihren natürlichen Mutterrechten tödlich getroffenen Frauen abspielte, in Iokaste, der Haßerfüllten, der unnatürlich Liebenden, der wissend Schuldigen, in der glühenden, schuldverstrickten Rächerin Klytämnestra?

Die Frauen der griechischen Tragödie waren wohl mein gewaltigstes Erlebnis jener Jahre, weil sie, anders als die Gestalten der neuen Dichtung, unmittelbar die Wurzel des Seins bloßlegten. Urwesen enthüllte sich mir, Hekate, die zaubermächtige Dreigestalt des Weibtums: verführerische Herrscherin aus Selbstliebe, die Leben verbraucht, unterwürfige Sklavin aus Leidenschaft und Schwäche, die Leben entwertet und zerstört, stolze Dienerin aus Liebe, die Leben schenkt und erhält. Ich ahnte in süßem Grauen, welche Macht das Geschick in die Hände derer gelegt hat, die man „die Schwachen" nannte, daß es bei uns stand, zu fesseln oder zu erlösen, zu zerstören oder aufzubauen. Und ich zitterte vor dem Ungeheuern der Aufgabe; denn auch dieses erfuhr ich aus der Welt jener großen Dichter, daß nicht allein der Keim, daß auch der blutigste Schauplatz des Schicksals das Frauenherz war.

Wir lasen in der Deutschstunde Hermann und Dorothea. An mich kam die Stelle:
„Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen."

Ich empörte mich: „Dienen mit der Absicht, endlich Herrscher zu werden? Heiliges Dienen als Deckmantel für niedrige Herrschsucht?" Ein Kamerad lächelte: „Niedrige Herrschsucht, eine contradictio in adiecto!" Es gab eine allgemeine Diskussion, ich blieb allein mit meiner Ansicht. Otto von Greyerz entschied den Streit mit einem gütigen Lächeln für meine weibliche Weltunerfahrenheit dahin, daß wir in zehn Jahren wieder darüber sprechen wollten. Nicht ein, sondern drei Jahrzehnte sind darüber gegangen Goethe kann ich sein „Denn" immer noch nicht ganz verzeihen; aber über den tiefen Sinn des Dichterwortes, den Zusammenhang

zwischen Dienen und Herrschen, hat mir derweil das Leben die große Lektion erteilt.

Zweierlei Herrscher lehrte es mich erkennen im Reiche der Wesen und Dinge, solche, die sich über diese stellen, sie klein sehen und über sie verfügen, wie man über die kleinen Dinge verfügt, und solche, die in sie eindringen, sie erfassen, durch sie walten, wie der Schöpfer in seinem Geschöpfe waltet, in jedem nach dessen geheimsten Gesetze. Jene sind die Dillettanten des Herrschens, Spielende, Verspieler, diese sind die wahren Inhaber der Macht, und ihre Werke bleiben. Und es gibt zweierlei Dienende: die Unterwürfigen, die sich gering machen, sich in den Staub treten, sich als willenloses Werkzeug mißbrauchen lassen, und die Hingebenden, die sich auflösen im andern, es erfüllen wie der Blutpuls den Leib, ihm helfen, wie die Mutter dem Kinde hilft, daß es dorthin gelange, wohin sein Gott es weist. Jene sind die Helfer zu Niedrigkeit und Vernichtung, diese die Helfer zum Leben. Wo aber sind die Grenzen zwischen wahrem Herrschen und wahrem Dienen? Wurzel beider ist die Liebe.

Das Leben hat mich bunte Wege geführt, weit herum durch mancherlei Land und mir viel Volks gezeigt, und da ich, meiner im Grund einsamen Natur gemäß, meist daneben stand, hatte ich Muse zur Betrachtung. Ich lernte die Ausgezeichneten kennen und die Gezeichneten und den breiten Strom der Namenlosen zwischen ihnen; aber alle wertenden Unterscheidungen vergaß ich schließlich über dieser einen, nach der sich mir alles Erdenvolk in zwei Menschheiten teilt: die Selbstliebenden, die mit dem Leben spielen, die Liebenden, die ihm dienen. Am Schaukelspiel ihrer Kräfte hängt Auf- und Niedergang dieser Welt.

Die große Schule des Dienens ist die Mutterschaft: Sein Wollen auflösen in ein fremdes Müssen, sich selber auslöschen um eines neuen Lichtes willen, seine Kraft hingeben, um das andere Leben stark zu machen für jene Trennung, die unser Herzblut kostet, unter tausend Schmerzen erkaufen, was uns der Freiheit beraubt für immer. Sein wie die Erde, die ihre Säfte denen zuströmen läßt, die ihren Leib

zerstören, sein wie die Frucht, die sich dem gibt, der sie schneidet, sein wie das Tier, das sich stumm dem gewaltigen Kreislauf fügt. Aber Mutter sein heißt auch, sein kleines Einzelleben einfließen lassen in das große allgemeine, Geringes hergeben, um alles zu erwerben, die kurze Gegenwart eintauchen in den unabsehbaren Strom des Gewesenen und Zukünftigen.

Die Mütterlichkeit ist unsere Schicksalsgabe, unser Glück, unsere Macht. Nur den wahrhaft Mütterlichen wird es gelingen, den Willen des Schicksals, das uns die Gewalt in die Hände legte, zu erfüllen: sie werden nicht fesseln, sondern erlösen, nicht Leben vernichten, sondern Leben schaffen und erhalten, sie werden, stolze Dienerinnen aus Liebe, jenes Reich verwalten, dahin die faustische Seele strebt um letzter Gewißheit willen. Aber es hängt nicht daran, daß wir unsere Mütterlichkeit äußerlich verwirklichen, sondern daß wir sie innerlich erfüllen, unser heiliges Amt verstehen und wissen, daß Dienen heißt, seine ganze Kraft dem schenken, was Leben fördert und erhält, und daß wahre Diener und beste Herrscher eins sind. Es gab eine Zeit, wo die Frauen, den kleinen Kreis verlassend, ihr Dieneramt, das demütig machtvolle, aufgaben und zu Dillettantinnen des Herrschens wurden. An den Folgen dieser Verleugnung unserer vornehmsten Aufgabe krankt die Welt. Wenn nun aber die Frauen kommen, die neue Erkenntnis mit ihrer ursprünglichen Natur zu vereinigen wissen und es vermögen, ihr Dieneramt zu erfüllen im großen Kreise, so daß mütterlicher Sinn hilft die Wagschalen des Weltgeschehens richten, dann kann die Zeit erscheinen, wo Leben siegt über Vernichtung, Liebe über den Tod . . .

Sie sind erstaunt, verehrte Frau Herausgeberin, daß ich die Darstellung meines Lebens dort abbreche, wo es Ihnen vielleicht erst darstellenswert erscheinen würde, wo die Ereignisse beginnen, die man sonst zu zählen pflegt: Examen, Reisen, Beruf, Heirat, Kinder, Werke? Wenn man nun aber Ausgang und Formel einer Kurve kennt, muß man sie denn ganz hinzeichnen, um sie zu verstehen? Den wegbestimmen-

den Anfang meiner Lebenskurve haben Sie gesehen und deren ersten richtunggebenden Verlauf; die Formel lautet: Dienen im kleinen Kreise, darein mich das Schicksal stellte; das Ziel fällt zurück in den Ursprung.

Ich hoffe aber, daß dereinst die Linie meines abgelaufenen Lebens nicht aussehen wird wie ein innerlich unverbundenes Bandornament, wo getrennte Formen sich sinnlos aneinanderreihen, daß sie vielmehr jenem altflorentinischen Mosaik gleichen möge, das, rundgeschlossen, alle seine unzähligen Linien immer wieder zurückströmen läßt nach der lebendigen Mitte. Denn ein Herz sollte sein wie ein Garten an der Sonne, der alle seine Pflänzlein nebeneinander zum Blust kommen läßt, jedes zu seiner Zeit, und keines, das er jemals aufgenommen, läßt er verderben; denn jedem ward Raum genug zu wachsendem Gedeihen — ein Herz soll nicht sein wie ein Topf, den man jedesmal erst leeren muß, ehe er Neues zu fassen vermag.

Und ich möchte, daß meine Bücher, deren Ursprung heiße Liebe zu Landschaft und Gestalt ist und das Rätseln am ewigen Wunder des Menschenherzens, sich einmal alle unter diesem Titel vereinen ließen: Von der Liebe und vom Leben.

Zollikon, im Juni 1927.

Maria Waser

Aus meinem Leben / Kinderjahre

Wenn ich mein Leben an mir vorübergleiten lasse, so finde ich überall den engen Kontakt mit der Natur, der für mich innerlich formbestimmend gewesen ist.

Meine Kinderjahre verbrachte ich in der ländlichen Umgebung Berns in so ungezähmter Freiheit, daß kein Baum und kein Hausdach vor mir sicher waren. Das einzige, was mich gelegentlich ans Haus fesselte, waren Märchenerzählungen. Aber schöner waren doch die Märchen, die die Mutter selber erzählte, draußen im wogenden Roggenfeld, wo die rauschenden Ähren hoch über dem blonden Krauskopf zusammenschlugen oder am flüsternden Bach, wo die merkwürdigen Schachtelhalme standen. Sie waren steif und stolz und trugen Krönchen wie Zwergenkönige aus einem alten, längstversunkenen Reich.

Von den Puppen hielt ich nicht viel. Besonders eine war mir sehr unsympathisch. Sie war klein und häßlich, hatte schwarze Haare und einen gräulichen, unreinen Teint. Als sie trotz oder wegen meiner Versuche sie rein zu waschen immer gräulicher und bleicher aussah, erklärte meine Mutter, die Puppe müsse krank sein, und der verzweifelte Fall wurde denn auch meinem Onkel anvertraut, der alle Jahre die Ferien bei uns verbrachte. „Sie hat Würmer", erklärte mein Onkel „und muß operiert werden." Mein Onkel mußte es ja wissen. Er war Arzt und Chirurg und so gab ich, geradezu mit Begeisterung, mein Einverständnis zu der Operation. Die Puppe wurde aufgeschnitten und — o Triumph der ärztlichen Kunst! — es kroch wirklich ein fetter, langer, richtiggehender Regenwurm aus den Sägemehleingeweiden

der unglücklichen Patientin heraus. Aber trotz allem erholte sich die Puppe nicht. Sie sah nach wie vor gleich elend aus, trotz Operation, trotz Wasser- und Seifenkuren. Mein Vertrauen in die ärztliche Wissenschaft begann sachte wieder ins Wanken zu geraten. Im übrigen grämte ich mich nicht sonderlich um das Sägemehlungeheuer, auch dann nicht, als meine sehr mangelhafte Puppenpflege damit bestraft wurde, daß die „Puppenfee" die vernachlässigten Zöglinge eines Nachts ins „Puppenreich" abholte. Ich erinnere mich nicht, ob ich daraufhin ein so artiges Kind geworden bin, daß sich die „Puppenfee" meiner wieder erbarmte. Wahrscheinlich nicht, denn die Puppenfee und die Puppen waren mir im Grunde meines Herzens schnuppe — und dazu hatte ich in meinem Onkel andere wertvolle Eigenschaften entdeckt. Er konnte Frösche fangen, und einmal fing er mir sogar in den Beatushöhlen eine lebende Maus mit seinem Hut. Die Maus starb zwar nachher. Die Todesursache war unbekannt. Es entstanden nur Mutmaßungen. Da war der Transport nach Bern, das Heimweh, meine Pflege oder deren Mangel, die ärztliche Kunst oder deren Mangel — denn mein Onkel war leider nur Menschenarzt und verstand nichts von den unausgesprochenen Leiden einer Maus —, und da war endlich wohl auch eine Mäusefee, die ihre unverstandenen Lieblinge in den Mäusehimmel abholte. Es war nur eine kleine, graue Maus; aber mein Onkel fand, daß sie trotzdem ein richtiges Grab mit vielen Blumen und einem großen Holzkreuz haben müsse, und daß er ein richtiges Holzkreuz zimmern konnte, imponierte mir eigentlich mehr als die ärztliche Kunst; denn es war doch etwas Positives.

Was den Frosch betraf, d. h. den einzigen, dessen weiteres Schicksal mir erinnerlich ist, so wies ich ihm als Wohnung den ungebrauchten Kamin eines wenig benutzten Zimmers an, wo er sein heimliches Dasein beschaulich fristete. Glücklicherweise für ihn erreichte dasselbe bald ein jähes Ende, als meine Mutter, die Frösche nicht leiden kann, den Hausbewohner wider willen zu ihrem großen Schrecken entdeckte. Mit einem energischen Sprung suchte der arme Kerl beim

öffnen des Kamins das Weite und ich gab — der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe — für einige Zeit reuevoll und schuldbewußt ob des mütterlichen Entsetzens die Tierzucht auf oder beschränkte sie wenigstens auf sogenannte niedere Tiere, insbesondere Raupen, die sich weniger auffallend betragen.

Ich lernte auch bald einsehen, wie es den Tieren in der Gefangenschaft zu Mut sein muß; denn es kam die traurige Zeit, wo ich in die Institution eingesponnen wurde, die man Schule nennt. Es war eine Privatschule in der Stadt, die sich mit dem Pensum der vier ersten Schuljahre befaßte. Das große Schulzimmer besaß nur einen Reiz: Eine kleine Gummikatze, die quietschen konnte, wenn man darauf drückte. Ich entdeckte das gleich am ersten Tag; aber es war eine jener folgenschweren Entdeckungen, die ihrem Entdecker keine Anerkennung bringen. Ganz im Gegenteil. Ich bekam auf die Finger, wenn das dumme Vieh quietschte, und ich begriff doch nicht, warum es nicht quietschen sollte, wenn es doch dazu eingerichtet war. Auch für andere Sachen bekam ich auf die Finger, was mir ebenso rätselhaft war. So begriff ich nicht, warum die Tinte nicht meine Finger schwarz färben sollte, wenn sie doch die Eigenschaft hatte so zu färben, und vor allem verstand ich nicht, warum man überhaupt still sitzen mußte, denn das ging mir vor allem wider die Natur. Ich mußte auch mehr still sitzen als die andern, weil die braven Kinder, wenigstens in den Pausen, einen gewissen Grad von Bewegungsfreiheit hatten und ihr Frühstück essen konnten, während die ungeratenen, zu denen ich natürlich immer gehörte, inzwischen das Diktat ihrer Strafaufgaben bekamen, die sie dann zu Hause durchschnittlich zehnmal pro Strafsatz niederschreiben mußten. Es gab da viele schöne Sätze, z. B.: „Ich habe die Hauptsache vergessen." „Dieses Wort habe ich neunmal recht geschrieben und einmal falsch." „Ich habe den Schlußpunkt vergessen." „Ich gaffe fortwährend im Zimmer umher." „Alle haben das ‚Käppli' gekonnt, nur ich nicht." Das letztere bezog sich auf das Strümpfestricken, wofür mir die elementarste Begabung

fehlte, so daß meiner Hände Werk am Schluß als „für einen Elephanten passend" ad acta gelegt wurde. Einmal hatte eine unglückliche Schülerin — merkwürdigerweise betraf es diesmal nicht mich — fünfzigmal die Strafaufgabe zu schreiben: „Ich mache wie ein Tier." Und sie hatte doch nur ein bischen laut lachen müssen, als der Bub neben ihr das Tintenfaß austrank und nachher voll berechtigtem Stolz eine blauschwarze Zunge zeigte.

Die Kinder ertrugen die Dressur, die man ihnen da auferlegte, meist gutmütig — zu gutmütig, und fügsam; besonders feinere Naturen litten darunter schwer, auch wenn sie nicht so oft abgestraft wurden wie das Unkraut, das ich repräsentierte. So fing die kleine Frieda W. einmal während der Pause herzzerbrechend zu weinen an, und als die Lehrerin nach der Ursache fragte, schluchzte sie: „Weil's Schwöschterli nid ässe cha"; denn ihr jüngeres Schwesterchen Marieli hatte eben statt mit dem Verzehren des Proviants mit den Strafaufgaben zu tun. Ich habe später oft an diesen Ausbruch rührender Schwesternliebe denken müssen, als die jüngere der beiden, die die Braut meines Bruders geworden war, an Tuberkulose erkrankte und ihr die ältere, in aufopfernder Hingabe, in Krankheit und Tod nachfolgte, so als ob ein unlösbares Band die beiden Schwestern zu einem Schicksal vereinigt hätte.

Ob damals der Lehrerin etwas aufdämmerte von den Forderungen, die das zu jener Zeit noch ungeborene „Jahrhundert des Kindes" gestellt hat? Vielleicht, denn sie war im Grunde ihrer Seele ein feiner und kluger Mensch; aber es war schwer, den Grund dieser Seele zu finden, so tief war er begraben unter dem Schutt des barbarischen Disziplinarsystems, das man früher, selbst bei uns, dem Lande Pestalozzis, „Pädagogik" genannt hat. Sie war selbst ein Opfer dieses Systems — eine Natur, die das Leben hart gemacht und jede Blüte erstarrt und versteinert hatte, bevor sie recht zur Entfaltung kam. Sie war Pfarrerstochter vom Scheitel bis zur Sohle und nichts an ihr verleugnete ihr Milieu, das streng orthodoxe Landpfarrhaus. (Es gibt Pfarrhäuser und Pfarr-

häuser. Die einen lassen die Sonne herein, die anderen kennen nur die Schatten eines im Formalismus erstarrten Christentums.) Ihre Mutter führte ein eisernes Regiment im Hause. Die Tochter bekam zu spüren, daß sie, die doch „nur ein Mädchen" war, so unbescheiden gewesen, alles, was an Begabung in der Familie vorhanden war, auf sich zu konzentrieren. Was getan werden konnte, das Leben der Tochter zu verbittern und ihre Begabung zu versanden, das wurde getan. Das Gift gefährlicher Lektüre mußte ihr vor allem ferngehalten werden, der amtierenden Lehrerin nicht minder als dem heranwachsenden Mädchen. Und was galt in den Augen der gestrengen Pfarrfrau nicht als gefährliche Lektüre? Für sie war Goethe so wenig stubenrein, daß sie sogar der vierzigjährigen Tochter den Faust verbot. Warum lehnte sich diese, den Schulkindern gegenüber mehr als energisch auftretende Persönlichkeit gegen solchen geistigen Zwang nicht auf, fragen wir glücklicheren modernen Menschen. Dafür sorgte die „heilige Religion" — hier wie bei so vielen ähnlichen Erscheinungen, die eine jüngere Generation gewohnt ist als „alte Jungfern" zu verspotten und die doch nur das unglückliche und damit so oft andere wieder unglücklich machende Produkt eines Zeitalters sind, dessen Anschauungen wir für überwunden halten, während dieselben in Wirklichkeit noch immer, gleich verborgenen Polypenarmen, unsere Mädchenerziehung umstricken.

Es ist etwas Eigentümliches um die Religion, d. h. um das, was die Leute darunter verstehen und was sie daraus gemacht haben. Wer das Glück hat, um dieses gewisse Etwas herumzuturnen, der ist ein Sonntagskind. Ich war ein solches Sonntagskind; denn einmal empfand ich eine große natürliche Scheu, um nicht zu sagen Mißtrauen, vor dem, was man gewöhnlich Religion nennt, und dann waren meine Eltern und Großeltern sehr vernünftige Leute. Meine Mutter war zwar auch eine Pfarrerstochter und meine Großmutter folglich eine Pfarrfrau, aber ich habe nie etwas davon gemerkt, und man war beidseitig so zufrieden. Meine einzige Berührung mit der Kirche während meiner Kinderjahre war nicht gerade

religiöser Natur. Mein Großvater, Professor Dr. Eduard Müller, versah neben seiner Theologieprofessur an der Berner Universität die Pastoration an der kantonalen Irrenanstalt Waldau, und die kleine Waldaukirche war ein wahres Ideal für alle möglichen und unmöglichen Kinderspiele. Zum Hänsel-und-Gretel-Spielen eigneten sich vor allem die kammerartigen Kirchenstuhlgruppen. Ich war die von der Hexe gemästete Gretel. Das Schlachten machte mir gewöhnlich ein bißchen Angst, denn es ging dabei etwas ruppig zu, aber ich kam nichtsdestoweniger immer mit dem Leben davon und der Hänsel auch. Ja sogar der Hexe ging es nicht so schlecht, wie sie es eigentlich verdiente.

Was meine Geschwister und ich von „Religion" wußten, war schon mehr ein religiöses Ragout von hier und dort aufgeschnappten Brocken, die dann nach Kinderart zusammengewürfelt wurden, ob sie zusammenpassen mochten oder nicht. Hier hatte man etwas vom Himmel gehört, dort etwas von der Hölle. Daß die letztere ziemlich schwarz und gruslich aussähe, „wußten" wir ebenfalls. Aber man gab die Hoffnung nicht auf, daß sich da etwas tun ließe. Man brauchte die Hölle ja nur anzustreichen, und zwar rosenrot, meinte mein Bruder, und er war denn auch mit heiligem Eifer bemüht, die Gypser, die gerade unsere Küche weiß gestrichen hatten, für dieses verdienstliche Werk zu gewinnen. Mein Bruder hatte entschieden eine theologische Ader. Als das Ziegenlämmchen, das er kurz zuvor zu seinem Geburtstag geschenkt bekommen hatte, an einem regnerischen Charfreitagmorgen starb, weil es zu viel nasses Gras gefressen hatte, konnte er sich in seinem Schmerz erst gar nicht fassen. Aber dann kam ihm der tröstliche Gedanke, daß ja in zwei Tagen Ostern sei und dann würde es ganz sicher auferstehen. Leider wurde nichts daraus; das Ziegenlämmchen blieb mausetot und mein Bruder hatte nach dieser traurigen Erfahrung das Vertrauen in die „Religion" verloren. Bei mir war es nicht der Tod des Ziegenlämmchens, der eine bedenkliche Störung in dem erwähnten Ragout meiner religiösen Empfindungen hervorrief; denn ich war älter und verständiger als

mein Bruder und hatte einen gewissen Sinn für das „Quod licet Iovi non licet bovi" während mein Bruder fand, was dem als Lamm bezeichneten Christus recht sei, das müsse eo ipso auch dem Ziegenlämmchen billig sein. Dafür stimmte mich eine andere Erfahrung skeptisch. Meine Eltern hatten mit bedenklicher Miene meinem verzweifelten Ringen mit der Schule und der Schule mit mir zugesehen und fanden es an der Zeit, mir eine Ruhepause zu gönnen, in der ich von den Greueln der Disziplin und einer mir unbegreiflichen Ordnung befreit, wieder zur natürlichen Wildheit zurückkehren durfte. Ich wurde zu dem Zweck nach Deutschland in verlängerte Ferien geschickt. Dort besaß ich einige Tanten, mit denen ich sehr gut fertig werden konnte; d. h. ich konnte mit ihnen alles anfangen was ich wollte, während sie mit mir nur dasjenige anfangen konnten, was ich wollte. Der Onkel, in dessen Haus ich lebte, hatte zwar am Ort seiner Tätigkeit, in Erfurt, als vielbeschäftigter leitender Arzt des katholischen Krankenhauses keine Zeit, meinen etwaigen Puppen die Würmer aus dem Leib zu ziehen; aber er hatte dafür volles Verständnis für meinen Freiheitsdrang. Nur in einem Punkt war man im Hause meines Onkels erbarmungslos und fürchterlich. Ich mußte jeden Sonntag mit oder ohne Geheul zur Kirche. Das war eine strenge, alte katholische Kirche, die nicht die entfernteste Möglichkeit zum Hänsel-und-Gretel-Spielen bot; denn der Pfarrer, der auf den schönen Namen Schauerte hörte, schien mit Gott und der Welt unzufrieden und nur zum Schimpfen eingerichtet zu sein. Er schimpfte mit Vorliebe auf die Ketzer und einmal sagte er zu seiner Gemeinde: „Ihr müßt nicht glauben, daß ihr alle in den Himmel kommt, viele von euch sind ebenso schlecht wie die Ketzer." Das kränkte mein neunjähriges Selbstgefühl sehr. Ich wußte zwar nicht ganz genau, was die Ketzer eigentlich waren. Aber ich spürte instinktiv, daß ich zu ihnen gehörte, und so war es auch. Mein Vater hatte sich, zum großen Entsetzen seiner stockkatholischen Familie, anläßlich der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes von der „alleinseligmachenden Kirche" losgesagt, war ein Schüler und Mitarbeiter Döllingers und so auch

GERTRUD WOKER

ein Mitbegründer der jungen, romfreien altkatholischen Bewegung geworden. Sein Buch: „Die Finanzwirtschaft der Päpste" stand auf dem Index und was er als Professor der Kirchengeschichte in Bern lehrte, war für die Nase eines Ketzerriechers zweifellos starker Tabak. Von nun an betrachtete ich die Kirche, in der man die Ketzer beleidigt hatte, mit feindlichen Blicken. Dem Pfarrer wich ich aus, wenn er mich, was er gerne tat, über meine Eltern ausfragen wollte, und besondere Freude machte es mir, wenn ich seine Neffen, die ziemlich viel älter und größer waren als ich, auf der Straße umwerfen konnte.

Als ich einige Monate später den Kampf mit der Schule wieder aufzunehmen hatte, war ich ihm gewachsen. Ich weiß nicht, ob ich oder die Schule gescheiter geworden war; aber man kam leidlich zusammen aus, so daß ich als eine brauchbare Schülerin in die Sekundarschule aufgenommen wurde, in der es mir immer besser ging, je mehr sich das Pensum weitete. Sogar in Sachen Religion gefiel es mir gut und nicht nur aus dem Grund, weil man auf dem Harmonium, das im Klassenzimmer stand, wirkliche Tänze spielen und dazu tanzen konnte, sondern weil im Religionsunterricht von allen möglichen merkwürdigen Dingen die Rede war. Das Interesse war zeitweilig unter dem Einfluß von etwas zum Mystizismus neigenden Mitschülerinnen, die in der Offenbarung Johannes schwelgten, ein wenig zu groß geworden, und als ich auch anfing, von den unheimlichen Viechern zu faseln, wurde es meinen Eltern zu dumm und ich wurde kurzer Hand vom Religionsunterricht dispensiert. Mit vierzehn Jahren kam ich in der altkatholischen Kirche zur ersten Kommunion. Aber als ich das Glaubensbekenntnis ablegen sollte, schwieg ich. Denn es war mir klar, daß ich das nicht glauben konnte, und ich begriff einfach nicht, warum die andern Kinder nicht ebenfalls schwiegen. Noch energischer protestierte ich innerlich, als ich bald darauf in einer protestantischen Kirche einer Trauung beiwohnte. Daß die Braut „ja" sagen konnte, wenn sie der Pfarrer auf Gehorsam vereidigen wollte, empfand ich für die Frau wie für den Mann und den

Pfarrer obendrein als so unwürdig, daß ich mir in stiller Empörung gelobte, mich niemals einer solchen Möglichkeit auszusetzen und meine Klassengenossinnen versuchte ich zu einem ähnlichen Gelöbnis zu bewegen. Ich war also offenbar ein ganz rassenreiner Vollblutketzer. Jedesmal, wenn das gewisse als Religion bezeichnete Etwas an mich herantrat, um mich einzuspinnen, sorgte das trotzige Ketzerblut in mir dafür, daß der Spinnerei mit einem energischen Ruck ein Ende bereitet wurde. Das ereignete sich jeweilen, wenn ich draußen in Deutschland die väterlichen Verwandten besuchte. Die Kirche wurde hier für mich buchstäblich zur „bête noire". Es war daran beim besten Willen nicht vorbeizukommen, ebensowenig wie am Fasten, obschon es mir wirklich ehrlich dabei übel wurde. Ich wurde mitgeschleppt und fügte mich der Übermacht mit den Gefühlen eines Lamms, das man zur Schlachtbank führt. Aber es war etwas in mir, das sich nicht fügte, und wenn sich auf das Glockenzeichen der Ministranten die gläubige Gemeinde ringsum auf die Knie warf, dann erwachte der Mut der Überzeugung in mir und ich blieb aufrecht stehen, wie ein knorriger junger Eichstamm in einem gefällten Wald. Meine Tante schämte sich meiner. Ich war ein offensichtlicher Schandfleck für die Familie. Was sollten die Leute denken? Ich konnte sogar den geistlichen Onkel, meines Vaters ältesten Bruder, der Domprobst in Paderborn war, durch meinen Starrsinn kompromittieren. Meine Tante suchte mich in allen Tonarten über das Verwerfliche meiner Standfestigkeit aufzuklären. Aber es war vergebliche Liebesmühe. Ich erklärte kategorisch, daß ich nicht vor etwas knien könne, an das ich nicht glaube. Meine Tante schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Aber Kind! Da wird doch der Wein in das Blut Christi verwandelt!" „Habt ihr's chemisch untersucht?" fragte ich ungläubig lächelnd. Meine Tante schienen die Kräfte zu verlassen. Aber diesmal hatte die Argumentation ihrer fünfzehnjährigen Nichte einen Dauererfolg. Man versuchte nicht mehr, mich zum Knien zu bewegen. Ich wurde nur auf die Orgel dirigiert, damit man sich meiner nicht zu

schämen brauchte und dem Seelenheil doch kein Abbruch geschah.

Zu Hause bedurfte ich glücklicherweise weder einer aktiven noch einer passiven religiösen Resistenz. Hier war geistige Freiheit das erste und oberste Gebot — geistige Freiheit in religiösen und politischen Dingen. Mein Vater war zwar durch seinen Lehrauftrag mit der altkatholisch-theologischen Fakultät der Berner Universität verbunden, aber das Theologische lag ihm selber nicht, und als ihm auch der Lehrstuhl für allgemeine Geschichte an der Berner Universität übertragen wurde, ging er ganz in dieser weiteren, seiner Natur besser entsprechenden Atmosphäre auf. Vor allem lag ihm die Geschichte der Neuzeit am Herzen. Der Pulsschlag der großen revolutionären Bewegungen übertrug sich auf ihn selbst, und er hatte die Fähigkeit, diese Pulse auf mehr als eine Generation von Schülern zu übertragen. Seine Kollegien waren ein Sammelpunkt der freigesinnten Elemente aus aller Welt und insbesondere waren es die aus dem zaristischen Rußland Ausgestoßenen, die hier eine Freistatt und tiefstes Verständnis für die Lage der politisch und religiös Verfolgten fanden. Rosa Luxemburg, Rappoport, Lenin und Trotzki, um nur einige der Namen zu nennen, die mit den politischen Umwälzungen der Nachkriegszeit verknüpft sind, haben bei meinem Vater Revolutionsgeschichte gehört; aber wenn die letzteren Namen mit dem Blut Andersdenkender befleckt sind, so ist es sicherlich nicht meines Vater Schuld, für den Toleranz gegenüber der religiösen wie der politischen Einstellung anderer einen Grundzug seines Wesens bildete. Mochte der sich in Gewalttaten auswirkende Fanatismus, die Orthodoxie irgendwelcher Art, kommen woher sie wollten, er hat sie immer perhorresziert. Er sah es als selbstverständlich an, daß imperialistische Systeme fallen mußten, die sich nur auf Kosten der Unterdrückung anderer am Leben erhielten. Aber wenn die Freigewordenen nun ihrerseits zu Imperialisten wurden, die in dieselben Fehler verfielen wie die Träger des gestürzten Systems und den mühsam erkämpften Fortschritt in einem Meer von Blut wieder zunichte machten, so bedeu-

tete das Verrat an der Idee. Wenn mein Vater jeweilen Freitag abends in unserem Haus mit einem engeren Kreis von Studenten die Probleme des Tages im Spiegel der Geschichte diskutierte, so hielten mich die oft sehr lebhafte Rede und Gegenrede, die bis hinauf in meine Kammer drangen, lange wach, und wenn es auch kein systematischer Geschichtsunterricht war, der mir auf diese Weise so unter der Hand zuteil geworden ist, so wurde ich dadurch doch frühzeitig in jenes politische Denken hineingezogen, das im klassischen Boden der Geschichte verankert ist. Den größten Eindruck machte mir die Erklärung der Menschenrechte, aus der alle staatliche und menschliche Gerechtigkeit herauszuwachsen schien. Daß ich die Konsequenz daraus nicht nur in bezug auf die Gleichberechtigung von Klassen und Konfessionen zog, sondern auch in bezug auf die Gleichberechtigung der Geschlechter, war selbstverständlich; denn von frühester Kindheit an hatte mich nichts so sehr gekränkt, wie die Zurücksetzung meines Geschlechts, wie sie schon in der Behandlung von Mädchen und Knaben in soundso vielen Familien fühlbar genug zutage trat. Zunächst machte man ein besonderes Aufheben, wenn ein Knabe zur Welt gekommen war, so als ob das etwas ganz Besonderes sei. Später sollten die Mädchen zu Hause sitzen und stricken, während die Buben herumtollen durften, und sogar beim Lernen wurden den Mädchen Barrieren gesetzt, die die Knaben nicht kannten. Es war wohl der erste Entschluß, den ich als Kind faßte: In diese Zustände korrigierend einzugreifen. Ich fing damit an, meinem um vier Jahre jüngeren Bruder, der erst wenige Jahre zählte, begreiflich zu machen, wieviel besser es sei, ein Mädchen zu sein als nur ein Bub. Mein Bruder nahm sich das sehr zu Herzen. Eines Tages fand man ihn tiefsinnig auf dem Ofen sitzen und, nach der Ursache seines Kummers befragt, erkundigte er sich angelegentlichst, wie und wann er wohl ein Mädchen werden könne. Er war sehr enttäuscht, als er hörte, daß die gewünschte Verwandlung leider nicht möglich sei. (Der Arme hatte überhaupt Pech mit seinen Wünschen. Kurze Zeit bevor unsere Schwe-

ster auf die Welt kam, fragte ihn meine Mutter, was er lieber haben möchte, ein Schwesterchen oder ein Brüderchen und da erhielt sie die kategorische Antwort: „Lieber ein schwarzes Hoppelpferdchen." Ich weiß nicht, auf welcher Seite die Enttäuschung größer war.)

Um meine Umgebung nicht in Versuchung zu bringen, auch mich — nach Art der landläufigen Mädchenerziehung — zu Hause mit Stricken zu beschäftigen, sorgte ich frühzeitig dafür, daß man zur Einsicht kam, daß es schade für das Garn wäre, und so konnte ich mich hemmungslos meiner Freiheit freuen. Abgesehen von der Farbe hatte ich alle Anlagen zu einem ausgezeichneten Indianer. Die Rotte Buben in unserem Haus hatte meine Eignung hierzu schon früh entdeckt und mich in den Indianerclan aufgenommen, der ein damals noch wenig bebautes Außenquartier von Bern unsicher machte. Die Aufnahme bestand in einem Rigorosum, in dem sich der Kandidat, um seinen Mut zu beweisen, an die Wand eines Kellers stellen und den Hagel der sämtlichen Speere, Tomahawke und Dolche der an der gegenüberliegenden Wand aufgestellten Clanmitglieder über sich ergehen lassen mußte. Dabei durfte er nur mit dem Oberkörper ausweichen. Eine ernstliche Verletzung hat es dabei wunderbarerweise nie gegeben; auch nicht bei den täglichen, mehr oder weniger schweren Kämpfen, die um den Besitz aller möglichen und unmöglichen Stellungen zwischen den beiden streitbaren Indianerstämmen ausgefochten wurden. Einmal war der Stamm, dem ich zugeteilt war, auf einem Misthaufen in große Bedrängnis geraten. Derselbe wurde von überlegenen feindlichen Kräften angegriffen, die zum Überfluß noch unser zurückgelassenes Ausrüstungsmaterial erbeutet hatten. Den heranschwirrenden Speeren, Dolchen und Tomahawken hatten wir kein anderes Verteidigungsmittel entgegenzusetzen als die Materie, auf der wir standen. Aber dieselbe entwickelte eine geradezu verblüffende Wirkung. Bevor noch der halbe Misthaufen auf die gegnerische Stellung verschossen war, hatte der Feind die Flucht ergriffen. Wir waren stolz wie die Spanier Herren der Situation und des Mist-

haufens und trugen mit einem wahren Triumphgeheul die erbeuteten Ausrüstungsgegenstände und unsere wiedererbeuteten eigenen nach Hause. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob man dort unseren Stallmistheldentaten das gebührende Verständnis entgegengebracht hat und über das, was den Indianern des feindlichen Stammes weiter passiert ist, die „klein und häßlich" in ihre Behausungen eingezogen waren, schweigt die Geschichte ebenfalls. Ich glaube aber, daß das Indianertum bei den betroffenen Familien der Sieger und der Besiegten denn doch in einen allzu schlechten Geruch geraten war, denn die Lebensgewohnheiten innerhalb des Clan erfuhren seither eine entschiedene Umgestaltung. Man ging zum Schiffbau über. Da Bretter, Nägel und Farbe unheimlich viel Geld kosteten, gründeten wir zwischenherein eine Art Akrobaten- und Schauspielertruppe. Im Klettern, Seiltanzen sowie im Springen von einem Baum auf den andern in oft schwindelnder Höhe hatte man sich eine ziemliche Fertigkeit angeeignet. Auch die bengalisch beleuchteten lebenden Bilder in den sonderbarsten Kostümen — die dank mütterlicher Hilfe aus allem, was man sonst nicht mehr brauchen konnte, zurechtgestutzt wurden — sowie die Gespenstererscheinungen, die man nach allen Regeln der Optik erzeugte, fanden wir schaurigschön genug, um ein richtiges Eintrittsgeld für unsere Vorstellungen zu erheben. Wir fanden aber nicht immer dieselbe Meinung beim Publikum, das aus dem beherzteren Teil der verschiedenen Familien bestand, aus denen sich unsere Schauspielertruppe rekrutierte. Zwei Tanten von mir, beides Lehrerinnen, auf die wir besonders große Hoffnungen gesetzt hatten, weil sie uns bei jeder Gelegenheit eine Freude machten, enttäuschten uns auf unserer jugendlichen Artistenlaufbahn schwer. Sie kamen in die Vorstellung und gaben gar nichts, „aus pädagogischen Gründen", wie sie meiner Mutter sagten. Niemand von uns wußte, was das war „pädagogisch", aber trotzdem wir die Gründe nicht kannten, mißbilligten wir sie und das Wort Pädagogik hatte seither einen schlechten Klang für mich, selbst dann, als ich selber in den Fall kam zu unterrichten.

Ein Lehrer müßte eo ipso ein guter Lehrer sein, wenn er (oder sie) zu der souveränen Beherrschung des Gegenstandes ein Herz für die Jugend mitbringt, das sich in alle ihre Schwierigkeiten und Klippen, die intellektuellen wie die gefühlsmäßigen, aus dem eigenen Erinnern heraus einleben kann und der wie ein guter Kamerad, der den Weg schon einmal gegangen ist, den Neulingen Vertrauen in ihre eigenen Kräfte gibt und ihnen mit Rat und Tat beisteht, wenn sie nicht wissen, wie sie das Rüstzeug, das ihnen die Natur mitgegeben hat, handhaben sollen, um den Berg zu meistern. Es kann sich ja bei jeder richtig verstandenen Erziehung nur um eine Entwicklung vorhandener Anlagen unter möglichst günstigen Entwicklungsbedingungen handeln. In das Kind etwas Fremdes hineinlegen wollen, z. B. ohne dessen eigene Synthese etwas vom Gedächtniswissen des Lehrers oder des letzteren Vorstellungen über Welt und Menschen usw. ist nicht Erziehung, sondern Dressur und ihr Resultat sind nicht Menschen, im besten Sinn des Wortes, sondern nach einem gewissen vorgeschriebenen Zuschnitt innerlich geformte Organismen mit bestimmten maschinellen Fähigkeiten, bei denen der Untertanenverstand die Rolle der Seele übernimmt. Es sind Wesen ohne Persönlichkeit und individuelles Gepräge, wie wir sie als Produkte der vom Geist der Reserveoffiziere und ähnlichem diktierten Schulschablone zur Genüge kennen.

Was unsere Schiffskasse betraf, so gedieh sie trotz der „pädagogischen Gründe", und bald konnten wir an die erforderlichen Anschaffungen gehen. Die Geldmittel langten für ein im Laufe einiger Wochen erstelltes sieben Meter langes und drei Meter breites Schiffsungeheuer mit geradem Boden und einen Meter hohen geraden Wänden, die man nach unserem besonderen „Schiffsrecht" nur mittels eines eleganten Barrierensprungs hoch im Bogen passieren durfte. Das Unikum von Schiffsbaukunst besaß in der mittleren Querachse auf jeder Seite einen imposanten Radkasten, über dem die mächtige Kommandobrücke das Schiff überspannte. Die Radkasten besaßen zwar keine Schiffsräder, zu deren Konstruktion uns die intellektuellen und materiellen Voraussetzungen

fehlten, dafür hob sich aber vom grünen und weißen Grund — dem Anstrich, den wir für das Ungeheuer gewählt hatten — in schwarzen Lettern der Name „Sturmvogel" ab. Dies war zweifellos ein schöner und stolzer Name für ein Gebilde, das schon durch seine Unbeweglichkeit davor bewahrt wurde, mit einem Sturm nähere Bekanntschaft zu machen. Wir hatten zwar mehr Gottvertrauen als der „Sturmvogel" selbst, und rechneten bestimmt mit seiner Karriere nicht nur als Land-, sondern als richtiggehendes Wasserschiff — aber der Mensch denkt und Gott oder — in diesem Fall — die titl. Eltern lenken. Der Vater der Buben, die sich in der Schiffsbauerei ihre ersten Lorbeeren hatten holen wollen, war nämlich Ingenieur, ein etwas fataler Beruf für unsere seemännischen Träume. In meiner Eigenschaft als Deckoffizier war mir die ehrenvolle Aufgabe zuteil geworden, die Schiffskorrespondenz zu führen, da man offenbar über die Kompetenzen eines Deckoffiziers nicht sonderlich genau unterrichtet war. Ich hatte auch schon die Abfassung eines Schreibens an den glücklichen Besitzer eines Seeleins in der Randzone von Bern in die Hand genommen, in welchem ich um die Erlaubnis ersuchte, dieses Gewässer, genannt Egelmösli, mit unserem Schiff befahren zu dürfen — als väterlicherseits die Katastrophe in Form eines unwiderruflichen Vetos hereinbrach. Das war ein kaum zu verwindender Schlag. Man denke nur: ein Schiff, genannt „Sturmvogel", mit einem Kapitän, der sich selbst dazu ernannt hatte, einem Obersteuermann, einem Deckoffiizer und zwei Matrosen — die zugleich als seekranke Passagiere zu funktionieren und demgemäß die Schiffsapotheke auszuessen hatten —, ein solches Schiff war buchstäblich trockengesetzt, und zwar auf Lebenszeit. Das war zuviel für das unglückliche Objekt unserer kühnsten Träume. Man hat nie erfahren, ob es an gebrochenem Herzen starb oder ob es, ebenfalls auf höheren Befehl, das Zeitliche gesegnet hat. Tatsache ist: erstens, daß wir uns mit dem von uns als seefest erkannten größten Waschzüber meiner Mutter bei den üblichen Überschwemmungen während der Schneeschmelze heimlich trösteten und zweitens,

daß der „Sturmvogel" nach einiger Zeit sein körperliches Dasein aufgegeben hatte. Da aber die Bretter nicht sterben konnten, nahmen sie, nach den Grundsätzen der Seelenwanderung, neue Gestalt an und einige Monate nach der Schiffskatastrophe war in unserem Garten ein neues Ding erstanden, ein regelrechtes kleines Haus, ein buchstäbliches Puppenheim, das rosenrot angestrichen und nach meiner Schwester Elsa getauft und dementsprechend bemalt wurde. Da mir der Puppenbetrieb ohnehin nicht sympathisch und meiner Meinung nur für sehr kleine Geschwister zulässig war, kann ich nicht sagen, wie lange die Villa Elsa ihrer eigentlichen Bestimmung treu geblieben ist. Aber sie muß wohl eines Tages leer gestanden haben; denn es nisteten sich plötzlich zwei gänzlich fremde Hühner darin ein, über deren Herkunft niemand in der Nachbarschaft etwas wußte. Wir fütterten sie nicht, um sie nicht herzugewöhnen; aber sie waren gar nicht so dumm wie sie aussahen und wie dies von den Hühnern menschliche Selbstüberhebung behauptet. Sie legten fleißig Eier, fraßen sie selber auf und fühlten sich damit offenbar als Selbstversorger in dem vornehmen Haus, das sie mit Beschlag belegt hatten. Damit waren wir unfreiwilligerweise wieder bei der Tierzucht angelangt. In dieser Hinsicht haben wir vor allem in der Zucht von weißen Ratten Außergewöhnliches — wenigstens quantitativ — geleistet. Der ganze Keller wimmelte von diesen Tieren, deren — nach unserem Geschmack — herzige Schnudchen zu Hunderten zwischen den Holzwedeln zum Vorschein kamen, wenn ich jemand erlaubte, außer ihnen den Keller zu betreten. Da das Bevölkerungsproblem täglich dringender nach einer Lösung schrie, wurde ein großes Sterben im Rattenstaate angerichtet, nachdem wir ungezählte Ratten zuvor als wahre Danaergeschenke an die sämtlichen bekannten Kinder, deren Eltern nicht ahnten, was eine Rattenzucht bedeutete, verschenkt hatten. Wer in den Besitz eines Rattenpaares gekommen war, konnte demselben innert wenigen Wochen zur Großelternschaft von 100 Rattenenkeln gratulieren und zusehen, wie er nun seinerseits das Rattenvölkerproblem löste. Manchmal

verfielen zwar die Rattenväter angesichts des Familienzuwachses womöglich in noch größere Verzweiflung wie die Rattenbesitzer, und sie machten diesem Seelenzustand durch Auffressen der sämtlichen Jungen ein Ende. Die Tierfreundlichen unter den Rattenbesitzern fanden das roh. Man müsse wenigstens der Mutter einen Trost lassen, meinten sie. Aber sonderbarerweise hatten die Rattenmütter für den Trost, den man ihnen in Form von ein bis zwei Jungen ließ, nicht das leiseste Verständnis, sondern fraßen ihn restlos auf. Offenbar lohnte sich ihnen die Mühe der Aufzucht ihrer dezimierten Nachkommenschaft nicht. Unsere Empörung hierüber war glücklicherweise stark genug, um der mütterlicherseits angeordneten vollständigen Aufgabe der Rattenzucht keine ernstlichen Schwierigkeiten zu bereiten.

Wir trösteten uns bald darauf mit einem Raben. Er hieß Köbi und war von meinem Bruder als ganz klein aus dem Nest genommen worden. Ursprünglich besaßen wir sogar zwei junge Krähen; aber die eine war schwächlich und ertrank in früher Jugend, als sie im Brunnen Wasser trinken wollte Köbi war trostlos, als er das tote Schwesterchen oder Brüderchen sah und gab seinem Schmerz dadurch Ausdruck, daß er ein Emailbassin so lange am Boden hin- und herzwirbelte, bis die Emaille abgegangen war. Dann schloß er sich mehr noch als zuvor den Menschen an. Er versah die Rolle eines Familienmitglieds sowohl wie die eines Haus- und Hofhunds. Kamen fremde Kinder in den Garten, um sich Birnen zu holen, so lief er mit ausgespannten Flügeln auf sie zu und machte einen solchen Höllenlärm, daß sie gewöhnlich schleunigst die Flucht ergriffen. Wehe ihnen, wenn sie Widerstand zu leisten suchten. Dann flog ihnen Köbi auf die Schulter oder auf den Kopf und benahm sich so, als ob er ihnen im nächsten Moment die Augen aushacken wolle. Auch gegen Erwachsene, die ins Haus kamen, benahm er sich so, wenn er ihnen nicht traute, und er entwickelte dabei eine viel größere Menschenkenntnis, als ich sie jemals bei einem Menschen gesehen habe. Ich erinnere mich an keinen einzigen Fall, wo sich unser Köbi feindlich gegen gute Freunde unse-

rer Familie gezeigt hätte. Von ihnen ließ er sich vielmehr hätscheln und streicheln und teilte auch seinerseits Liebkosungen aus, wie sie offenbar der Krähenetikette entsprachen. Den ihm unsympathischen Elementen dagegen, insbesondere Klatschbasen beiderlei Geschlechts, rückte er sehr energisch auf die Haube, und wir hatten oft Mühe, das Objekt eines, wie wir später einsahen, durchaus begründeten Hasses vor dem scharfen Krähenschnabel zu bewahren.

Dem Kreis der Freitagabendstudenten war Köbi aufrichtig zugetan. Da saß er auf erhöhtem Posten, hörte aufmerksam zu und machte sich sein eigenes, sicherlich rabenschwarzes Bild über Weltgeschichte und Politik der Menschen. Nur wenn besonders energisch diskutiert wurde, griff er ein. Er war entschieden pazifistisch veranlagt, und wenn er aus lebhaften Worten und Gebärden schloß, daß sich die Leute da unten zanken, so fing er an zu schimpfen wie ein Rohrspatz, mit den Flügeln zu schlagen und sich so drohend zu gebärden, daß sein „bitte um Ruhe" gewöhnlich wirkungsvoller war als die Glocke eines Kammerpräsidenten. Manchmal zog es Köbi vor, an der Tafelrunde aktiv teilzunehmen. Ich kann mich nicht mehr entsinnen, ob er Abstinent war oder dem Biergenuß frönte; aber zu rauchen versuchte er jedenfalls. Gab man ihm eine brennende Zigarre, so trug er sie im Schnabel, hochaufgerichtet, mit einer fabelhaften Grandezza, um den ganzen Tisch herum. Ein Pennäler, der zum erstenmal raucht, konnte sich nicht wichtiger fühlen als er. Auch mit Blumen, die man ihm gab oder die er sich selber holte, stolzierte er mit Vorliebe, erhobenen Hauptes, mit strahlenden Augen einher. Zu den Mahlzeiten erschien er pünktlich und von allem, was wir auf den Tellern hatten, wünschte er, gefragt oder ungefragt, zu kosten. Er betrachtete dies gewissermaßen als eine Gnade seinerseits. Denn als er einmal unsern alten, lahmen Kanarienvogel geplagt und dafür von meiner Mutter einen Klaps bekommen hatte, strafte er sie dafür nicht nur mit Verachtung im allgemeinen, sondern auch im besonderen, soweit es ihre Krähenfütterungsrechte betraf. Auch dann, als sie ihm bei Tisch seine Lieblingsspeise

geben wollte, wanderte er, ohne den Leckerbissen zu berühren, mit der Miene der beleidigten Unschuld hocherhobenen Hauptes von dannen.

Köbi war überhaupt sehr rachsüchtig. Geschah ihm seiner Meinung nach ein Unrecht, so hatte er nicht eher Ruhe, als bis es gesühnt war. Die „Sühne" bestand gewöhnlich darin, daß er seinem Beleidiger, nach einer Zeit latenten Grolls, einen Schnabelhieb versetzte. Dann war Köbi wieder gut und geruhte nach dem Vorbild der „Milchsuppe von Kappel" vom gleichen Plättli wie sein „Feind" zu essen. Eines Tages hatte er sich beim Gartenbau, wie er glaubte, sehr nützlich betätigt. Aber meine Mutter konnte sich dieser Meinung nicht anschließen und so gab sie ihm denn eine demonstrative Zurechtweisung, die dahin ging, daß er nicht wieder die sämtlichen Setzlinge ausrupfen dürfe, die sie soeben gepflanzt hatte. Köbi grollte stumm. Er folgte ihr nach wie vor auf dem Fuß, aber diesmal nicht um die Setzlinge auszureißen, sondern um ihr im Moment, wo sie sich bückte, den wohlgezielten Schnabelhieb ins Bein zu versetzen, den sein beleidigtes Ehrgefühl für notwendig erachtete, bevor er die diplomatischen Beziehungen zu ihr wieder aufnehmen konnte. Sogar den Amseln im Garten hatte es Köbi nicht vergessen können, daß sie ihm, als er noch kleiner war als sie, allen möglichen Schabernack angetan und ihn, offenbar wegen seiner rabenunwürdigen Lebensweise, ausgefoppt hatten. Nun da er ein außergewöhnlich großer und stattlicher Rabe geworden war, rächte er sich, indem er keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, ohne sie auf dem mächtigen Birnbaum, wo sie nisteten und wohin er sich gerne mit allerhand im Haus gestohlenen glänzenden Gegenständen — einmal sogar mit einer Uhr — zurückzog, zu ängstigen und zu quälen.

Eine besondere Rolle im Leben Köbis spielten die Waschtage. Er verfolgte mit Aufmerksamkeit, wie die Wäsche aufgehängt und mit Klammern an der Leine befestigt wurde. Nachdem dies geschehen war, benutzte er den ersten unbewachten Moment, um die Klammern, Stück für Stück, wieder herauszuziehen. Sorgte dann ein Windstoß dafür, daß die

Wäsche zu Boden fiel, so war das ein Hauptvergnügen. Das klatschende Geräusch beim Herunterfallen schien den Hauptreiz dabei zu bilden. Noch reizvoller aber war der Ton, wenn Teller und Gläser auf den Steinboden der Küche fielen. Köbi entwickelte mit Vorliebe dieses sich mächtig in ihm regende musikalische Talent. Wenn es ihm irgend möglich war, das Tellerbrett zu erreichen, so stieß er behutsam Glas um Glas und Teller um Teller an, und wenn die Dinger dann ins Rollen kamen und jedes mit einem besonderen Klang am Boden aufschlug und in Stücke zerfiel, so war das Köbis ganze Wonne. Meine Mutter war auch hierin anderer Meinung, und als sie ihn einmal gerade auf frischer Tat ertappte, wie er mit Hochgefühl unsern Gläserbestand dezimierte, erklärte sie ihm kategorisch, daß das nicht mehr so weitergehen könne. „Was sollen wir mit dir anfangen?" fragte sie. „Sollen wir dir den Kopf abreißen?" Köbi antwortete mit einem kläglichen Ton. „Sollen wir dich in den Wald zu deinen Brüdern und Schwestern schicken?" Köbi antwortete wieder mit einem Klagelaut. Er hatte den Ernst der Situation erfaßt. An demselben Tag ist unser drolliger, schwarzer Kamerad, dem wir die Flügel nie gestutzt hatten, in die weite Welt geflogen. Wir haben ihn zu unserm großen Schmerz nie mehr mit Bestimmtheit wiedergesehen; nur eine Stimme glaubten wir ganz nah zu hören, wenn wir Wäsche hatten und er sich offenbar gedrungen fühlte, seine berühmte Hilfe anzubieten. Köbi lebte zweifellos. Wir schlossen dies auch aus einem Krähendrama, an dem wir einige Monate nach seinem Verschwinden aktiven Anteil nehmen konnten.

Meine Mutter und ich hörten plötzlich ein herzzerreißendes, hundertstimmiges Krähengeschrei gerade über unserm Garten. Unser erster Gedanke war: Köbi. Sollten ihm die andern Raben ein Leid getan haben? Wir hatten von Krähengerichten gehört, bei denen Raben, die sich nach den Begriffen ihres Volkes vergangen haben, von der Sippe umgebracht werden. Köbi konnte infolge seiner menschlichen Erziehung besonders leicht mit einem Paragraphen des Raben-corpus juris in Konflikt geraten sein — und in der Tat, da fiel auch

schon unter dem Geschrei des sich bis auf wenige Meter zum Boden niedersenkenden Rabenvolkes ein schwarzer Vogelkörper dicht vor uns zur Erde. Wir erwarteten nichts anderes, als den toten oder sterbenden Köbi wiederzufinden; aber zu unserm Erstaunen war es eine viel kleinere Krähe, und als wir sie aufhoben, sah sie uns mit lebhaften, wenn auch etwas verängstigten Äuglein an. Und dann merkten wir erst, daß sich das arme Tier so unglücklich in einem Faden verfangen hatte, daß nicht nur die Flügel, sondern sogar die Zunge umwickelt war. Unter dem Geschrei der übrigen brachten wir die kleine Krähe ins Haus und mittelst einer Schere und der nötigen Geduld führten wir die schwierige Operation der Entfernung des vielfach verschlungenen Fadens durch. Kaum war dies geschehen, so pickten auch schon die andern Krähen an die Fensterscheiben und verlangten stürmisch die Herausgabe des Patienten, den wir gerne noch einige Zeit gepflegt hätten. Wer anders als Köbi konnte den andern Krähen geraten haben, den Stammesgenossen, dem sie nicht selber helfen konnten, zu seinen menschlichen Freunden zu bringen?

Aus den Jahren der Arbeit

Es mag so aussehen, als ob mir eine kleine Verwechslung im Gegenstand meines Beitrags unterlaufen sei, derzufolge ich eine Biographie des Hausgetiers an Stelle einer Autobiographie zuwege gebracht habe. Aber in einer Autobiographie ist vielleicht das tatsächliche, oft zufällige Geschehen weniger wichtig als es die Einflüsse des Milieus sind, die als Dominanten auf das Innenleben des Menschen wie auf sein Verhältnis zur Außenwelt einwirken — und unter den „Einflüssen des Milieus" kommt den Tieren eben eine ganz besondere Bedeutung zu. Sie sind gewissermaßen das Bindeglied zwischen der unverfälschten Natur und dem jungen Menschen, der allzu leicht durch das künstliche Gebilde der Kultur dem Wunder seines ureigensten Menschentums entfremdet wird. Die Tiere sind die unbewußten Lehrer der Naturgeschichte. Ihr Leben weckt unser Interesse. Wir fangen an zu beobachten. Bald taucht hier, bald dort eine neue Frage

auf. Manchmal erhalten wir eine Antwort auf unser „Warum", manchmal auch nicht. Wir stehen dann plötzlich dem Unbekannten gegenüber. Die Führung verläßt uns. Nur die eigenen Kräfte helfen weiter. Wir fangen an, über das neue Ding vor uns nachzudenken, uns ein selbständiges Urteil zu bilden. Der Naturforscher in uns ist erwacht.

Auch ich bin diesen Weg gegangen. Unter den Problemen der lebendigen Natur fesselte mich vor allem der verborgene Mechanismus der Lebensvorgänge, der in der Chemie der lebendigen Substanz begründet ist. Alles was Chemie und Physik und deren Grenzgebiete zur Erklärung der Lebenserscheinungen aufbringen können, muß zusammengefaßt und in die Lehre vom Leben, in die Biologie hineingetragen werden. Heute ist dieser Forschungszweig, den ich physikalisch-chemische Biologie genannt habe, eine mächtige Wissenschaft geworden, die sich im allgemeinen mit dem Begriff der Biochemie deckt. Aber zu der Zeit, als ich mich nach bestandener Maturität und Sekundarlehrerexamen als Studentin in die vielgestaltigen Erscheinungen der organisierten Natur einlebte, konzentrierte sich das Interesse der Forscher mehr auf den deskriptiven Teil ihrer Wissenschaft, und für das „Warum" der Erscheinungen war der Boden noch nicht geschaffen, trotz der glänzenden Fortschritte der organischen Chemie, die ich als Hauptfach gewählt hatte. Das kam erst anders, als durch die grundlegenden Arbeiten von Emil Fischer und Abderhalden eine Bresche in die bisher beinahe als unlösbar betrachteten Probleme, die mit der Konstitution des Eiweißes zusammenhängen, gelegt worden war, und als anderseits die Entwicklung der physikalischen Chemie neue Ausblicke und Auswertungsmöglichkeiten für die biologische Forschung bot. Da das Gebiet der physikalischen Chemie während meiner Studienzeit in Bern noch sehr vernachlässigt wurde, siedelte ich, nachdem ich meine Studien in Bern mit dem Doktor- und dem Gymnasiallehrerexamen in Chemie, Physik und Botanik (bzw. im Gymnasiallehrerexamen Chemie, Physik, Mineralogie und Geologie) absolviert hatte, an die Universität Berlin über, wo van't Hoff lehrte, ein Meister

aus dem durch die Namen Arrhenius, van't Hoff, Ostwald charakterisierten Dreigestirn der Begründer der physikalischen Chemie. Daneben widmete ich mich dem Studium der physiologischen Chemie und einigen Fächern, wie Toxikologie (bei dem vorzüglichen Pharmazeuten Geheimrat Thoms), die durch die Kenntnis der Beeinflussung der lebendigen Substanz durch chemische Agenzien ein besonderes biochemisches Interesse boten. Nach Bern zurückgekehrt, hatte ich Gelegenheit, einige Semester in der internen Klinik, unter Sahlis ausgezeichneter Leitung, den theoretischen und praktischen Auswertungsmöglichkeiten der Chemie für die Medizin näherzutreten. Auch beschäftigte ich mich weiter mit organischer Chemie und physiologischer Chemie, die damals gerade jenen schon erwähnten wichtigen Schritt vorwärts in der Erforschung des Lebensträgers getan hatte, der durch die Aufklärung der einfachsten Eiweißkörper, der Polypeptide, gekennzeichnet ist.

Mit der Erforschung des Eiweißes und anderer Substrate, vor allem der höheren Kohlehydrate und der Fette, die im Getriebe der organisierten Substanz von grundlegender Bedeutung sind, hängt eng zusammen die Erforschung jener seltsamen, vom Organismus, der sie braucht, produzierten Agenzien, die man Fermente oder Enzyme nennt. Sie vermitteln durch die Veränderungen, welche sie an den Substraten bedingen, Stoffwechsel und Energieproduktion ihres Trägers und ermöglichen eine Fülle von lebenswichtigen Reaktionen unter den Temperaturbedingungen des Organismus, die ohne ihre Gegenwart erst bei einer weit über der Maximalgrenze für das Leben liegenden Temperatur vonstatten gehen könnten.

Die Fermente stellen nur einen Spezialfall einer fast unübersehbaren Reihe von Substanzen, den Katalysatoren, dar, welche die Reaktionsgeschwindigkeit chemischer Prozesse im positiven oder negativen Sinn zu verändern vermögen. Diesen merkwürdigen Stoffen, deren Wirkungsmechanismen so mannigfaltig sind wie die Reaktionen, welche sie beeinflussen, habe ich dann in der Folge einen guten Teil meiner

Lebensarbeit gewidmet. Knapp umrissen hatte ich das Gebiet schon in meiner Antrittsvorlesung an der Universität Bern über Probleme der katalytischen Forschung (Verlag Veit & Co., Leipzig). In zwei Doppelbänden der im Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart, erscheinenden, von Professor Margosches in Brünn herausgegebenen Sammlung: „Die chemische Analyse" bin ich sodann den anorganischen Katalysatoren, mit besonderer Berücksichtigung ihrer analytischen Anwendungen, bis zu den ersten Anfängen der chemischen Forschung nachgegangen. Ein im Jahre 1924 erschienener dritter Doppelband derselben Sammlung sowie ein noch nicht abgeschlossener vierter Band ist den Fermenten gewidmet, mit welch letzteren sich unter anderm auch die experimentellen Untersuchungen in dem kleinen Laboratorium für physikalisch-chemische Biologie der Universität Bern befassen, welchem ich seit sechzehn Jahren vorstehe.

Vor allem interessiert mich die Theorie der Erscheinungen, d. h. das Wesen des fermentativen Eingriffs, und ich versuchte den Chemismus durch einfache Substanzmodelle von analogen Fähigkeiten, bei denen es sich nur um eine einzige Wirkungsweise handeln kann, klarzustellen. Auch den inneren Zusammenhängen zwischen verschiedenen Fermentreaktionen ging ich nach, so z. B. den als Peroxydase- und Katalaserreaktion bekannten Erscheinungen und, weiter gefaßt, den verschiedenen oxydativen und reduktiven sowie hydrolysierenden enzymatischen Prinzipien. Experimentelle Untersuchungen einer Anzahl Mitarbeiter schlossen sich an.

Außer diesem Gebiet wurden von meinen Schülern und mir in meinem Laboratorium die Lebenserscheinungen einzelliger Organismen in ihrer Abhängigkeit von chemischen und physikalischen Einflüssen studiert und die Resultate in einer Reihe Doktordissertationen der Universität Bern sowie in Publikationen in „Pflügers Archiv für die gesamte Physiologie", der „Zeitschrift für allgemeine Physiologie", der „Fermentforschung", den „Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft", den „Archives des Sciences phys. et nat. de Genève" und den „Helvetica chim. acta." niedergelegt.

Leider hat der Krieg auch in die Stille meiner wissenschaftlichen Arbeit verheerend eingegriffen. Nicht allein waren die Mitarbeiter dezimiert und aus ihrem Milieu zum Teil entwurzelt worden, sondern das ganze Elend, die unbeschreibliche Verzweiflung der in das Morden verwickelten Nachbarstaaten schrie zu uns Neutralen hinüber und rüttelte jeden auf, der noch ein Herz im Leibe hatte. Ich war nicht der Mensch, den Jammerrufen meine Ohren zu verschließen. Die Friedensidee hatte mich schon als Schulmädchen, als ich einmal in einen Vortrag von Bertha von Suttner mitgenommen wurde, in ihren Kreis gezogen. Sie ist dann mit mir und in mir herangewachsen und hat sachte den Geist bubenhafter Rauflust und meines brandroten Indianertums verdrängt. Aber es schien etwas so Wahnsinniges, an einen Krieg, angesichts der Zerstörungsmöglichkeiten der Gegenwart, zu denken, und es war anderseits so selbstverständlich, daß der gesunde Menschenverstand und das Rechtsgefühl, wie beim einzelnen so auch bei den Nationen, vom Zustand der Barbarei, des Mord- und Totschlags zur friedlichen Regelung zwischenstaatlicher Konflikte führen mußte, daß ich den Gedanken an Krieg, wie soundso viele andere, noch am Vorabend des Weltbrandes weit von mir warf.

Aber es scheint Zeiten zu geben, in denen die Menschheit von allen guten Geistern verlassen ist und so wurde der Krieg furchtbare Wirklichkeit, ehe der Boden zu seiner Abwehr hinreichend vorbereitet war. Der nationale Wehrzwang war stärker als der internationale Verständigungswillen. Selbst die internationalen Organisationen der nicht unter die Fahnen gerufenen Frauen hatten in allen Staaten vor der Gewalt kapituliert, und zwar sowohl die konservative Organisation des „Womens councel" wie die fortschrittliche des „Verbandes für Frauenstimmrecht". Aber innerhalb der nationalen Sektionen des letztgenannten spaltete sich fast in allen Staaten eine mehr oder weniger starke Minderheit ab, die sich, allen Schwierigkeiten zum Trotz, über die chinesischen Mauern hinweg, die der Krieg zwischen den feindlichen Staaten aufgerichtet hatte, die Hände reichten, um gemeinsam die

Mentalität, die der Krieg geschaften, zu bekämpfen und für den Frieden auf der Basis des Rechts und der Freiheit der Völker und der Volksgenossen beiderlei Geschlechts zu wirken. Diese Grundsätze wurden im Frühjahr 1915 im Haag von den tapferen Frauen proklamiert, die sich dort aus aller Welt zusammenfanden zur Gründung der „Internationalen Frauenliga für dauernden Frieden", der späteren „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit". Die Beschlüsse dieses bedeutungsvollen Protestkongresses gegen den Krieg, die sich später in knapp umrissener Form in den vierzehn Punkten Wilsons wiederfinden, deren Urbild sie sind (nach Wilsons eigener Mitteilung an die Präsidentin der Liga, Jane Addams), wurden durch persönliche Delegationen den kriegführenden wie den neutralen Regierungen überreicht mit der Bitte, alles was in ihrer Macht sei, zur Herbeiführung des Friedens zu tun. Auch zu der Schweizer Regierung wurde eine solche Delegation, unter Führung von Jane Addams selbst, gesandt, und diese Delegation war es, welche mich mit der Frauenliga in Berührung brachte, als es sich darum handelte, den Empfang der Delegierten beim Bundespräsidenten nachzusuchen. Ich war nicht wenig erschrocken, als ich plötzlich mit dieser mir völlig fremden Aufgabe betraut wurde; aber da es sich bei uns nicht um ein Hofzeremoniell handelt und ich dadurch, daß der Bruder meiner Mutter, Eduard Müller, dem Bundesrat angehörte, in den Besitz einiger Winke über den einzuschlagenden Weg gelangen konnte, wickelte sich die Sache reibungslos ab. Auch gelang es, durch die Veranstaltung einer öffentlichen Versammlung, an der die Mitglieder der Delegation über Zweck und Ziel der Frauenliga und den Frauenkongreß im Haag sprachen, das Interesse weiter Kreise unseres Volkes zu wecken und für die Friedensarbeit zu gewinnen. Die Delegation veranlaßte auch die Gründung des seit vielen Jahren unter dem Präsidium von Frau Clara Ragaz stehenden schweizerischen Zweiges der Frauenliga, und es ist mir eine besondere Freude, gerade diesem, in der Friedenssache sehr radikalen Vorstand mit Clara Ragaz, Klara Honegger, Marguerite Gobat und

Dr. A. L. Grütter als „pièces de résistance" anzugehören, der unter sich, wie zusammen mit führenden Pazifistinnen des Auslandes, eine Familie bildet, die so ganz auf das gemeinsame Ideal eingestellt ist, daß noch niemals auch nur ein Schatten eines Zerwürfnisses die schöne Zusammenarbeit gestört hat.

In Frankreich waren es neben der Präsidentin Gabrièle Duchêne, ihrer Tochter Suzanne, Andrée Jouve, Madelaine Roland — Romain Rolands Schwester — sowie später die glänzende Rednerin und Schriftstellerin Marcelle Capy, die in der großzügigsten Weise während des Krieges für den Frieden arbeiteten. In Deutschland rekrutierte sich die Liga aus dem linken Flügel der Frauenbewegung, an dessen feministischer Arbeit ich während meiner Studienzeit in Berlin regen Anteil genommen und dessen Führerinnen ich schon damals persönlich nahegetreten war. Nun waren es wieder neben der greisen Seniorin der Frauenbewegung, Minna Cauer, Lida Gustava Heymann, Dr. Anita Augspurg, Frieda Perlen und von den etwas später hinzugekommenen die jetzige Sekretärin des deutschen Zweiges, Gertrud Baer, sowie die Fachkollegin Dr. Olga Knischewski, mit denen mich der Kampf gegen den Krieg zu neuer, gemeinsamer Arbeit verband.

Wie in Deutschland, so steckte in Ungarn der Lebensnerv der Frauenliga für Frieden und Freiheit in jener als Feministenverein, durch ihre wundervolle Arbeit auf allen Gebieten der Frauenbewegung bekannten Schar aufrechter Idealisten. Schon von den Tagen ihrer Gründung an hatten sie die tatkräftige Arbeit für den Frieden in das feministische Programm mit einbezogen. Rosika Schwimmers Feuergeist und Vilma Glücklichs feine, auf die Ausgleichung der Gegensätze abgestimmte Wesensart bedingten, begünstigt durch einen Stab vorzüglicher Mitarbeiterinnen, wie Paula Pogany und die Frauen Vambery, Melor und von Szirmai, die außerordentliche Stoßkraft dieser Gruppe, die wie ein energetisches Zentrum auf alles wirkte, das mit ihr in Berührung kam. Daß Vilma Glücklich während einiger Jahre das Generalsekretariat der internationalen Frauenliga in Genf übernommen

hatte, war daher für die schweizerische Sektion ein besonderes Glück, ebenso wie uns die leider nur kurze Zeit, während der Carolyregierung, deren Gesandte sie war, unter uns weilende Rosika Schwimmer eine Fülle der wertvollsten Anregungen und eine unschätzbare Hilfe bot.

Auch mir persönlich war es vergönnt, schon in der Vorkriegszeit mit dem ungarischen Feministenverein, dieser tapferen Vorhut im Kampf um die Menschheitsinteressen, in Fühlung zu treten. Einmal führte mich der Weg nach Budapest zu einem Vortrag, den dieser Verein veranstaltet hatte, ein andermal, nach Erscheinen des ersten Bandes der Katalyse, zu einem wissenschaftlichen, da die Fachgruppen für Chemie des österreichischen sowie des ungarischen Ingenieur- und Architekte[illegible]s über die für die chemische Tech[illegible]gemein wichtig[illegible]alyse ein besonderes Referat zu [illegible]schten. Ebenso führte mich nach dem Krieg ein A[illegible] von Wien aus, wo ich in derselben Fachgruppe und der österreichischen chemischen Gesellschaft über Katalysen in der Zuckergruppe und in der zoologisch-botanischen Gesellsch[illegible] über das Wesen der Sekretion gesprochen hatte, wieder [illegible] Budapest zu einem Referat im Rahmen des Feministenvereins.

Während des Krieges und unmittelbar nachher boten verschiedene Kongresse, sowohl [illegible]he unserer Organisation wie solche von Organisatio[illegible] ähnliche Ziele verfolgten, Gelegenheit zu direkter Zusam[illegible]narbeit der Gleichgesinnten. So berief die schweizerische Sektion der Frauenliga auf eigene Faust einen kleinen Kongreß während des Krieges nach Bern ein, für den aber nur eine geringe Zahl von Teilnehmerinnen, so bedeutende Vertreterinnen der österreichischen Gruppen, Maria Friedricke von Winternitz und Yella Hertzka, die Paßschwierigkeiten überwinden konnten. Dafür war der in Zürich vom internationalen Zentralvorstand der Frauenliga nach Beendigung des Krieges veranstaltete Kongreß von den Sektionen fast aller Länder beschickt worden und leistete ausgezeichnete Arbeit. Einen andern, wenn auch nur kleinen Kongreß, veranstalteten wir in Bern, als der

internationale Sozialistenkongreß eine Anzahl hervorragender Delegierte und Kongreßbesucher, die Mitglieder der Frauenliga sind, so Marget Bondfield und Mrs. Philip Snowden als Vertreterinnen der Labour Party, nach Bern brachte. Dank diesen beiden ausgezeichneten Rednerinnen von der Labour Party, Lida Gustava Heymann, Anita Augspurg, Rosika Schwimmer und Andrée Jouve, die in jeder Hinsicht eine wahre Elite der Liga repräsentieren, wurde in kurzer Zeit konzentrierte Arbeit geleistet, die in einer Reihe von wichtigen Resolutionen kristallisierte.

Des weiteren vereinigte der internationale Frauenstimmrechtskongreß in Genf außer der national orientierten Majorität die, wie erwähnt, in der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit organisierte, über den Landesschranken stehende Minorität.

Auch außerhalb dieser und anderer Veranstaltungen fanden sich immer Ligamitglieder anderer Länder, die wie die Engländerinnen Miß Emily Hobhouse, Mrs. Buxton und Miß I. O. Ford in großzügiger Weise Hilfsaktionen für die notleidenden „feindlichen" Staaten ins Leben riefen oder schon bestehende Organisationen unterstützten und z. B. im „Safe the children fund" zentralisierten. Zu welchem Opfer und Wagemut diese Pioniere der Menschenliebe fähig sein konnten (unter denen Miß Hobhouse schon durch ihre Arbeit in den Konzentrationslagern der Burenfrauen und -Kinder während des Burenkrieges und ihrer rücksichtslosen Aufdeckung der dort bestehenden, zum Tod von über dreißigtausend Frauen und Kindern führenden Zustände bekannt war), zeigt z. B. folgendes kleine Erlebnis: Am Tag, bevor der erste lang ersehnte Lebensmittelzug aus der Schweiz an die hungernde Bevölkerung Wiens abgehen sollte, ergab es sich, daß ein Wagen mehr bewilligt worden als vorausgesehen war. Für diesen Wagen fehlten aber die Mittel zur Proviantbeschaffung. Telephonisch von der Präsidentin des gemeinnützigen Frauenvereins angefragt, ob wohl Miß Hobhouse helfen könnte, telegraphierte ich der letzteren und sie garantierte umgehend aus ihren eigenen spärlichen Mitteln für die

fehlende Summe von achttausend Franken, obschon sie nicht wußte, ob es ihr gelingen werde, dieselbe nachträglich durch Sammlung aufzubringen; war es doch schon schwer genug, die Mittel zur täglichen Speisung von dreißigtausend Leipziger Schulkindern in England aufzubringen, eine Aufgabe, die Miß Hobhouse neben soundso vielen anderen Hilfswerken übernommen hatte.

So notwendig diese unmittelbaren Hilfsaktionen waren, um nach dem Zusammenbruch in den besiegten Staaten an Menschenleben zu retten was gerettet werden konnte und zugleich dem aus dem Elend, mehr noch als aus der Niederlage, herauswachsenden Revanchegeist mit jener alles überwindenden Güte zu begegnen, in welcher die zahlreichen Quäkerinnen innerhalb der Frauenliga Übermenschliches leisteten, so lag doch der Schwerpunkt der Ligatätigkeit in der Prophylaxe gegenüber einem zukünftigen Krieg durch Beseitigung der politischen und wirtschaftlichen Hemmnisse, die dem dauernden Frieden im Wege stehen. Nur zur Freiheit erwachte und in einem wirklichen Völkerbund vereinigte Völker besitzen die Möglichkeit, sich davor zu schützen, in einen auf der Basis von Geheimverträgen, über die Köpfe der Volksgenossen und ihrer Vertreter in den Parlamenten hinweg, durch die Träger der politischen oder finanziellen Macht inszenierten Krieg hineingehetzt zu werden. Daher wurde am Zürcher Kongreß im Titel der Frauenliga dem Frieden die Freiheit beigesellt. In diesem Sinn und Geist wurden denn auch die folgenden Kongresse der Liga, zu demjenigen von Wien, den ich nicht besuchte, derjenige vom Haag 1922 und derjenige von Washington 1924 abgehalten, zu welchem Marguerite Gobat und ich als Vertreterinnen der schweizerischen Sektion delegiert worden waren.

War ich bisher Kongreßteilnehmerin gewesen, um meine Überzeugung und diejenige meiner Sektion zu dokumentieren und um für einige glückliche Tage den, in einer Zeit trostloser Verhetzung, doppelt erfreulichen Geist der in Tat und Wahrheit internationalen Frauenliga in vollen Zügen in mich aufzunehmen, so traten mit dem Kongreß von Washington

positive Aufgaben an mich heran. Meine chemische Kollegin, die Schwedin Dr. Sahlbom, und ich waren dort mit dem Studium der Giftgase und ihrer Anwendung im Krieg betraut worden, und wir hatten schon in Amerika, als Gäste eines Chemikerkongresses, Gelegenheit, einer für die chemische Gesellschaft veranstalteten Demonstration im chemisch-kriegstechnischen Arsenal mit daran anschließender Feldübung beizuwohnen. Ich habe die entsetzlichen Wirkungen des feldmäßig in größtem Maßstabe, auf jede erdenkliche Weise zur Anwendung kommenden weißen Phosphors, und das Grauenhafte der aerochemischen Kriegführung, gestützt auf diese Demonstration und die Berichte in der einschlägigen chemischen, medizinischen und militärischen Literatur, in verschiedenen Artikeln in pazifistischen Zeitschriften, in meiner Broschüre „Der kommende Giftgaskrieg" (Verlag Oldenburg, Leipzig 1925, zweite Auflage 1927) und in Vorträgen der Öffentlichkeit bekanntgegeben, nicht zur Erzielung praktisch wertloser Bestimmungen zur Humanisierung des Krieges, sondern aus der Überzeugung heraus, daß nur die volle Erkenntnis dessen, was in einem nächsten Krieg zu gewärtigen ist, die Völker zu ihrer Befreiung von der schrecklichsten Sklaverei, dem Zwang zum Morden auf Befehl, bringen kann.

Ein kleines Buch: „Onkel Toms Hütte" hat einmal Tausenden von Negersklaven die Freiheit gegeben. Warum sollte es nicht auch möglich sein, die Sklaven des Militarismus zu befreien durch weiter nichts als die Darstellung von Tatsachen — ganz alltäglichen Tatsachen aus der modernen Kriegführung. —

Freilich, Tatsachen sind unbequem. Die betroffenen Kreise können sie totschweigen; aber sie können sie nicht töten. Sie leben weiter im Erinnern von ungezählten anderen, die sie aus dem eigenen Leiden heraus bestätigen können, allen Kriegsindustriellen und Kriegsinteressenten zum Trotz. Und wenn die Zeugen, verängstigt durch die Drohungen der Militaristen und Kriegskapitalisten oder durch deren Geld oder durch den Appell an den Patriotismus zum Schweigen ge-

bracht, versagen würden, dann sprechen die Dokumente der Militaristen selbst eine unwiderlegliche Sprache, auch dann, wenn diejenigen, die sie ans Licht gezogen haben, dem Haß und der Gemeinheit zum Opfer gefallen sind.

Auch mich haben sie drüben in Amerika für immer zum Schweigen bringen wollen. Es ist ihnen nicht gelungen. Mögen sich diejenigen, die Geldgier und blindwütender Nationalismus bis zur verbrecherischen Unterdrückung des freien geschriebenen und gesprochenen Wortes treiben, noch so tief erniedrigen und [illegible] wie bei *Lincoln*, dem Sklavenbefreier, mit dem Blut de[illegible]nbequemen besudeln, im Martyrium steckte noch imme[illegible] Garantie zum Sieg! —

Oberstampach bei Merlingen, 9. Juli 1927.

Dr. Gerhard Hoker

Esselde und Selma Lagerlöf

Es war im Jahre 1886 in Landskrona an einem düsteren Herbstabend, wenige Wochen vor Weihnachten, als ich beim Lampenscheine in meinem Zimmer saß und eifrig beschäftigt war, die schwedischen Aufsätze meiner Schülerinnen zu prüfen. Da hörte ich den Postboten die Treppe heraufstapfen, Briefe in den Kasten werfen. Ich war allein im Hause und eilte deshalb selbst in den Vorraum, um die Post zu holen. Einer der Briefe, ein großer Briefumschlag mit dem Stockholmer Poststempel, war für mich. Wieder in mein Zimmer zurückgekommen, öffnete ich ihn und setzte mich zum Lesen nieder.

Als ich ein paar Zeilen gelesen hatte, begannen meine Hände zu zittern und die Buchstaben schienen vor meinen Augen zu tanzen. Ich blickte von dem Schreiben auf, um wieder Ruhe zu gewinnen; meine Augen fielen auf die blauen Schreibhefte, die auf dem Tisch vor mir ausgebreitet lagen. Ich sammelte sie zu einem Stoß und rückte diesen so weit wie nur möglich von mir ab. Darauf nahm der Brief wieder meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Seit anderthalb Jahren war ich Lehrerin an der Mädchenschule in Landskrona und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, gab es keine Not für mich; ich stand in bestem Verhältnisse zu der Vorsteherin und den Kollegen und fühlte mich in der kleinen Stadt am schönen Öresund heimisch. In der Familie, bei der ich wohnte, wurde ich wie ein Kind vom Hause behandelt.

Was mich aber trotzdem daran hinderte, vollkommen glücklich zu sein, war eine innerliche, peinvolle Sehnsucht, die

mich niemals zur Ruhe kommen ließ. In meinem Herzen war etwas, das trieb und mahnte und verbot mir, ruhig auf diesem sicheren Platz im Leben, den ich innehatte, zu bleiben.

Seit meinem siebenten Jahre schwebte mir als schönster Traum vor, einmal Schriftstellerin zu werden; seit meinem fünfzehnten Jahre hatte ich Verse geschrieben und immer gehofft, ich würde einmal eine große Dichterin werden. Doch von all diesen sehnsüchtigen Wünschen war noch nichts in Erfüllung gegangen und an diesem Abend in Landskrona, kurz nachdem ich mein neunundzwanzigstes Jahr vollendet hatte, stand ich noch immer gleich ferne von dem erträumten Ziele. Zuweilen sogar schien es mir, als wäre ich weiter davon abgekommen wie in den vorhergehenden Jahren.

Während ich zu Hause auf dem Lande meine jüngere Schwester unterrichtete und auch noch später während meiner Seminarjahre war es mir leicht gefallen und geläufig gewesen, meine Gedanken in Reime zu setzen. Am liebsten hatte ich Sonette geschrieben. Ich konnte diese kleinen Gedichte in der knappen Zeit, die ich den Schularbeiten abringen konnte, leicht zu Papier bringen. Gewiß, ich glaubte nicht, daß meine Sonette vollendet wären; aber sie waren mir wenigstens ohne Mühe aus der Feder geflossen und gleichsam ohne mein eigenes Zutun. Ihnen Form zu geben, hatte meine ermüdeten Sinne belebt und war meine liebste Zerstreuung gewesen. Damals habe ich keinerlei strenge Forderungen an mich selbst gestellt, sondern das Verseschmieden als ein lustiges Spiel betrachtet. Dessenungeachtet aber hatte ich immer mit Bestimmtheit erwartet, daß die rechte Zeit für wahres, ganz dichterisch durchdrungenes Schaffen dann kommen müßte, wenn ich das Seminar verlassen und freier über meine Zeit verfügen könnte. Doch es war leider ganz anders gekommen. Das Dichten ging stockend und schwer. Ich brauchte mehrere Tage, ja eine ganze Woche, um ein einziges Sonett zu vollenden.

Schon vor einigen Jahren war der Gedanke in mir wach geworden, über die Kavaliere des alten Wärmlandes zu schreiben. Und ich wollte gerade dieses Buch in Versen geben.

Doch die Arbeit stand hoffnungslos still. So geschah es, daß diese Langsamkeit, diese Schwerfälligkeit mich selbst an meinem Können zweifeln ließ. Die Lust zum Dichten und der innere Drang, künstlerisch zu schaffen, lebte noch in mir; aber ich fürchtete, daß er mich irreführe.

Doch neben dieser Sehnsucht bewegten mich in frühen Landskroner Tagen die vielen sozialen Fragen, die in jener Zeit auflebte. Unterricht, Friedensidee, Alkoholfrage, Frauenbewegung, Armenpflege, all dies fesselte meine Aufmerksamkeit und weckte irgendwelche noch unbestimmte Gedanken in mir, mich ganz meinem Lehrerinnenberuf zu widmen und alle meine Kraft dafür anzuwenden, um eine Musterschule zu schaffen, in der den Schwächen des damaligen pädagogischen Systems abgeholfen werden sollte. Zwar war bei alledem eine innere Zwiespältigkeit in mir, es schien Verrat zu sein an meinem bisherigen Leben, das von dem einzigen Wunsche erfüllt und getragen war, dichten zu dürfen. Was aber sollte ich anders anfangen, da meine Begabung meiner Schaffenssehnsucht nicht gleichwertig zu sein schien?

Schon im Herbst, also wenige Monate vorher, als diese Gedanken der Mutlosigkeit am stärksten gewesen waren, hatte ich eine kleine, mich etwas aufmunternde Mitteilung von der Freiherrin Adlersparre, der Führerin der schwedischen Frauenbewegung und Herausgeberin der Zeitschrift „Dagny", erhalten. Sie hatte mich mit einigen kurzen Worten davon unterrichtet, daß eine meiner Seminarkameradinnen, Frau Gurli Linder, ihr vier meiner Sonette gezeigt hätte, und sie bat, deren noch mehrere sehen zu dürfen, da sie gewillt wäre, sie in die „Dagny" aufzunehmen.

So sehr ich auch über Gurli Linders Wunsch, mir aus meiner Verborgenheit an die Öffentlichkeit zu verhelfen, gerührt gewesen, so klein war die Stärkung, die mir durch der Freiherrin Adlersparre Brief geworden; denn er war in einem so völlig kühlen Tone gehalten, und wenngleich ich sofort eine Anzahl meiner Sonette nach Stockholm schickte, so hatte ich mich doch gehütet, allzu große Hoffnungen zu

hegen. Auch war eine Woche nach der anderen vergangen, ohne daß ich eine Antwort erhalten hatte.

Nun endlich aber lag sie hier vor meinen Augen und war so verheißungsvoll, wie ein reines Wunder. Esselde (Deckname der Freiherrin Adlersparre) schrieb, daß sie einen anerkannten Kunstkenner die Sonette habe durchlesen lassen und daß dieser der Überzeugung sei, viele von den Dichtungen entsprächen ganz den Forderungen, die man an ein gutes Sonett überhaupt stellen könne. Sie wären plastisch darstellend, scharfsinnig und überraschend in ihrer Wirkung. Sie glichen kleinen, vollendet-geformten und glänzenden Kostbarkeiten. Dies habe sie, Esselde, dazu veranlaßt, sie in die „Dagny" aufzunehmen; die ersten vier Sonette sollten schon im nächsten Heft abgedruckt werden. Endlich fragte sie, ob ich nichts anderes als Sonette geschrieben hätte und bat, meine anderen Dichtungen lesen zu dürfen. Zuletzt aber äußerte sie den Wunsch, meine persönliche Bekanntschaft machen zu dürfen und lud mich ein, während der bevorstehenden Weihnachtstage nach Stockholm zu kommen und dort in ihrem Heim ihr Gast zu sein.

Als ich diese bedeutungsvollen Zeilen wieder und wieder gelesen hatte, verlöschte ich die Lampe und kauerte mich in die Sofaecke, um mir ein um das anderemal zu wiederholen, daß meine Sonette gedruckt werden sollen, daß ich plastisch-darstellend schrieb und daß ich zum Schlusse nun doch noch Schriftstellerin werden sollte.

Inmitten des großen Glückes, das so plötzlich über mich gekommen, gedachte ich voller Bewunderung der Schreiberin des Briefes. Welcher Art war sie, die einen fremden Menschen in ihr Heim einlud, nachdem sie einige seiner Sonette gelesen hatte? Welche Fähigkeit mußte sie besitzen, rasch und entschlossen zu handeln und was für ein großes, mutiges und liebevolles Herz! —

Einen Monat später, gleich nach Neujahr 1887, folgte ich Esseldes Einladung nach Stockholm. Ich kam um zehn Uhr abends mit dem Wärmländer Zug auf dem Hauptbahnhofe an und sah mich vergebens um nach jemand, der mich abholen

sollte. Schließlich nahm ich eine Droschke und nannte dem Kutscher die Adresse: Fjällgatan 11. Dieser blickte ein wenig verwundert drein, so als ob er noch niemals von einer solchen Straße gehört hätte; einer seiner Kameraden gab ihm jedoch Auskunft, und so machten wir uns auf den Weg.

Welch eine Fahrt! Sie schien niemals ein Ende nehmen zu wollen. Ich hob hin und wieder das tief herabhängende Verdeck, um zu sehen, wohin der Weg uns führte. Es ging über Gustav Adolf Torg, über Norrbro und Skeppsbron entlang zur Slussen und dann durch Södermalms endlose Straßen hinauf. Dort wußte ich wenig Bescheid und war recht neugierig, wohin der Kutscher mich führen werde.

Es kam mir vor, als ob diese nächtliche Fahrt Stunden gedauert hätte; und als ob ich mich unmöglich bei so später Stunde Esselde noch zeigen könnte, selbst wenn der Kutscher überhaupt richtig fuhr und sie in dieser Gegend wohnte, was ich anzuzweifeln begann.

Endlich hielt die Droschke in einer schmalen und krummen Gasse; ich stieg aus und erblickte zu meiner Verwunderung kein Haus, sondern nur eine lange, fensterlose Mauer. Der Kutscher wies auf eine Türe in dieser Mauer und auf einen dort angebrachten Klingelzug. Auf mein Klingeln öffnete sich die Pforte wie von selbst und ich trat in einen mauerumragten Hofraum ein, an dessen entferntem Ende dunkel ein hohes Haus aufstrebte. Ich konnte keine Eingangstür entdecken, sondern nur eine Treppe, die schmal und steil, wie eine Leiter außerhalb des Hauses emporstieg. Unschlüssig stand ich im Dunkel, als oberhalb der Treppe eine Tür geöffnet wurde, aus der ein Lichtschein herausdrang. Ein großes und stattliches Dienstmädchen trat in den Türrahmen und rief fragend in den Hof herunter, ob das Fräulein Lagerlöf sei, die gekommen wäre. Ich war von Herzen froh, nicht fehl gegangen zu sein; und daß da oben Menschen waren, die meiner warteten

Diesen selben Abend sah ich indessen meine Gastgeberin nicht mehr. Sie fühlte sich unpäßlich und war zu Bett gegangen; aber ihre Sekretärin, Fräulein Mems, und das

große Dienstmädchen Albertine nahmen sich meiner an, gaben mir Abendbrot und führten mich in mein Schlafgemach. Kein großartiges Gastzimmer war es, das Esselde besaß, sondern nur ein kleiner, unter einem Treppenabsatz eingerichteter Schlupfwinkel mit einem Bett, das aus einer dicken Matratze auf einem Eisengestell bestand.

Doch wie dem auch sei, ich kann mich an nichts anderes mehr erinnern, als daß ich vortrefflich lag, und während ich noch darüber nachdachte, was der morgige Tag wohl bringen werde, schlief ich ein.

Sobald ich am nächsten Morgen angekleidet war, schlüpfte ich auf die Treppe hinaus und stieg bis an deren Ende empor. Es schien mir, als ob das hohe, schmale Haus gar nicht anderes beherberge als diese Stiege mit ihren kleinen Schlupfwinkeln. Ganz oben angelangt fand ich endlich eine offene Türe und gelangte in ein Zimmer, das ich als das vom vorhergehenden Abend wiedererkannte; aber da waren wohl die Gardinen herabgelassen gewesen, so daß ich nicht hatte erkennen können, wie eigenartig und schön es gelegen war. Jetzt wurde ich geradezu geblendet von all dem Licht, das mir entgegenströmte. Wie auf einem Schiffsdeck oder wie auf einem Berggipfel, so frei und offen war die Aussicht allumher. Da niemand im Zimmer war, ging ich schauend von Fenster zu Fenster und ließ meinen Blick hinausschweifen in die Weite. Kein anderes Haus in Stockholm konnte solch eine Aussicht besitzen. Da lag tief unten die ganze Stadt mit ihren Häusermassen und Wasserflächen, mit Turmspitzen und Rauchsäulen, und über allem breiteten sich des Winterhimmels Nebel und Dünste, schimmernd in allen Farben des Lichtrot bis zum Grauschwarz, vom hellen Violett bis zum Braun.

Herrlich mußte es sein, so zu wohnen, ein einzigartiges Heim für den, der in seiner Weise herrschen, der einen weiten Überblick haben, der Einfluß auf Tausende von Menschen gewinnen will. Doch abgesehen von der Aussicht, von der äußerlichen Schönheit, war der Innenraum selbst sehr hübsch. Zwischen den Fenstern hingen vom Alter gedunkelte Gemälde

italienischer Meister, aus deren Düster hier und da das Antlitz einer Madonna oder eines Heiligen licht hervorschimmerte. Alte, formschöne Möbel standen da und dort, und was meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, war eine Ecke mit einem Tisch, der, groß genug, um einer recht zahlreichen Familie als Eßtisch dienen zu können, vor einem Sofa seinen Platz hatte. Der Tisch war mit Broschüren, Papieren und Korrekturbogen bedeckt und konnte nichts anderes sein als Esseldes Arbeitsplatz.

Hier blieb ich stehen. Es war zum ersten Male, daß ich mich in einem Schriftstellerheime befand. Ganz innerlich wurde mir wohl dabei. Hier wurde diktiert, geschrieben, kritisiert, Korrektur gelesen; hier lebte man in der Welt der Bücher, hier wurde das Leben geführt, von dem ich hoffte, daß es einmal das meine sein werde.

Als ich noch ganz versunken in meine Betrachtungen und Gedanken war, trat die Sekretärin ein und teilte mir mit, daß die Freiherrin noch immer bettlägerig wäre und mich auch heute noch nicht zu empfangen vermöchte. Dies war ja einerseits ein Mißgeschick für mich, aber anderseits fürchtete ich mich vor dem Zusammentreffen mit Esselde wie vor einem Examen. Und so geschah es wohl mit recht leichtem Herzen, als ich eilig Mantel und Hut anlegte und zur Stadt hinunterwanderte, um Verwandte und Freunde aufzusuchen.

Fräulein Albertine, die wahrscheinlich gewohnt war, für unerfahrene, „schreibende junge Damen" Vorsehung zu spielen, erklärte mir den Weg, der zur Stadsgards-Treppe führte: denn das hohe Haus war ganz in deren Nähe gerückt. Diese Treppen hinab, die mit vielen Unterbrechungen die steile Felsenwand sich hinunterschlängelten, stieg ich zu Stadsgården und zu Slussen hinunter, dahin, wo die Straßenbahn vorbeikam. Es gibt wohl keinen alten Stockholmer, der sich nicht dieser Treppen erinnert, die so abenteuerlich am steilen Abhang emporklimmen; aber nur wenige dürften es sein, die dort selbst gegangen sind. Während der nächsten acht Tage kletterte ich dort oft hinauf und hinunter.

Am anderen Morgen fand ich gleichfalls Esseldes Arbeits-

SELMA LAGERLÖF

gemach leer und erhielt wiederum den Bescheid, daß ich heute meine Wirtin nicht sprechen könne. Am Morgen des dritten Tages aber saß eine kleine, alte Dame in dem Eck-sofa und streckte mir die Hände entgegen. Nicht das erste-mal war es, daß ich Esselde sah. Ich war ihr einmal bei einem Vortrage begegnet; da war sie mir ganz stattlich und repräsentativ erschienen. Nun aber in ihrem Heim kam sie mir vor wie ein Symbol des alten, hilflosen Frauentypus, den zu beseitigen das Streben ihres ganzen Lebens gewesen war. Ihre Hände waren klein und zart, ihr Haupt umgaben noch in jenen Tagen die Locken des romantischen Zeitalters und ihre Gestalt war fast überfein. Ihr Antlitz konnte nicht schön genannt werden und jetzt, nach der Krankheit, blickten sogar die Augen matt und erloschen. Ganz offensichtlich trat zutage, wie alles, was diese kleine Frau gewirkt hatte, nur durch die Macht ihrer Begabung und die Größe ihres Charakters, nicht aber durch irgendwelche äußere Vorzüge erreicht worden war. Doch eines, was auch äußerlich von der Schönheit und Kraft ihrer Seele zeugte, war ihre Stimme, die tief und voller Wohlklang war. Jedes Wort wurde sehr deutlich ausgesprochen, mit Vorbehalt würdig oder mit einem Beiklang von Humor jener Art, aus dem trotz äußeren Härten viel Herzensgüte fühlbar ist.

Wovon wir dann sprachen? Nach den ersten Förmlichkeiten kamen wir recht bald auf Schulfragen. Esselde war im Jahre 1885 Mitglied des Mädchenschulausschusses gewesen und hatte während dieses Jahres eine beträchtliche Anzahl Schulen besichtigt. Sie benutzte die Gelegenheit, ihre Kenntnisse zu berichtigen und zu erweitern — so hatte es wenigstens den Anschein; denn Esselde war in ihrer Art eine ‚berechnende" Dame; und es mag sein, daß sie das Gespräch mit einem Gebiete einleitete, auf dem ich gut beschlagen war, nur um mir Zeit zu geben, meine Schüchternheit zu überwinden. Nach Beendigung des Frühstückes schickte sie ihre Sekretärin mit irgendeinem Auftrage nach Norrmalm. Dann forderte sie mich auf, ihr zu zeigen, was ich außer Sonetten an Gedichten bei mir hatte. Ein schwerer Augenblick! Ich

fing an, eines meiner Gedichte zu lesen, dabei an nichts anderes denkend, als wie ich die Sache möglichst bald überstehen könnte. Nach einigen Strophen legte meine Wirtin die Hand über das Papier und sagte: „Haben Sie gehört, wie es Tegnér erging, als er einmal eine Dichtung in der schwedischen Akademie vorlesen sollte?“ Nein, das hatte ich nicht. „Man sagt, Bischof Wallin habe seine Hand über Tegnérs Manuskript gelegt, als er eine Weile gelesen und es zu sich gezogen und habe es dann mit seiner Löwenstimme vorgetragen. Und da erst kamen die herrlichen Worte und Bilder zu ihrem Recht. Sie müssen besser lesen, sonst muß ich es machen wie Bischof Wallin.“ — Dies war eine regelrechte Zurechtweisung, doch ich verstand wohl die darin versteckte Schmeichelei, mit Tegnér verglichen zu werden, und begann zu lachen. „Tegnér war vielleicht ängstlich“, sagte ich. „Das mag wohl sein“, gab Esselde zu, „und er hatte vielleicht Grund. Aber Sie brauchen vor mir doch nicht ängstlich zu sein, darum lesen Sie jetzt so, wie Sie es sonst gewohnt sind.“ Kurz nachher war mir das gelungen unter dem Zauber, unter dem jeder stand, der Esselde etwas vorlas. Auf eine fast übernatürliche Weise, denn sie saß und lauschte ganz schweigend und still, übertrug sie ihr starkes Mitfühlen auf mich. Meine Gedichte hatten mir niemals vorher so schön geschienen, jedes Wort empfing einen wärmeren Klang, eine tiefere Bedeutung. Was mir selbst vordem steif oder auch verwirrt vorgekommen war, wurde weich und schlicht. Dies war mehr als wunderbar!

Nicht viel hatte ich vorzulesen, aber meine Zuhörerin schien zufrieden zu sein. Sie versprach mir, auch diese Gedichte nach und nach in der „Dagny“ zu veröffentlichen.

„Doch ich will Ihnen etwas sagen, Fräulein Lagerlöf,“ meinte sie, „mir scheint, wir zwei stimmen auf irgendeine Weise überein. Ich verstehe Sie und ich gerate im Zusammensein mit Ihnen in Stimmung und was Sie schreiben, erweckt in mir einen unwillkürlichen Widerhall; es ist zwischen uns ein solcher Zusammenklang, daß ich mich nicht imstande fühle, ihre Leistung kritisch zu beurteilen. Ich

möchte Ihnen darum fast raten, nicht allzu sehr meinem Urteil zu trauen. Andere werden viele Fehler finden, die ich nicht sehe. Ich bin kein verläßlicher Richter, wenn es Sie betrifft."

Das war ja ein überraschendes Bekenntnis von einem gefürchteten Kritiker. Vor lauter Freude küßte ich ihre Hand und versicherte ihr, solange sie mit mir zufrieden wäre, fragte ich nicht nach der anderen Unzufriedenheit. Damit war unser Zusammensein an diesem Tage zu Ende. Esselde zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, um zu ruhen. Und ich kletterte, nun schon gewohntermaßen, die Stadsgards-Treppen hinunter nach der Stadt.

Nur noch wenige Tage blieb ich in Stockholm, jedoch hinreichend lange genug, um die ganze Zauberkraft, die Esselde ausüben konnte, zu erfahren. Noch an jedem Morgen sprachen wir in der hellen Arbeitsstube während mehrerer Stunden über Dinge, die uns bewegten, und es war eine reiche Ernte für meine Seele, mit dieser starken und klaren Intelligenz vertraulich Gedanken austauschen zu dürfen. Ich wage zu glauben, daß Esseldes Seele nicht nur in Harmonie meinen Gedanken zuneigte, sondern daß wir beide innerlich wesensverwandt waren. Krank und abgearbeitet, wie sie damals war, machte sich auf das Deutlichste bemerkbar, daß sie besonders empfindlich für die geistige Atmosphäre war, die die Menschen, die sich ihr näherten, umgab. Einige riefen ihre satirische Seite hervor, andere machten sie scheu und steif. Daß die Verfasserin so vieler ernster Aufsätze in der Zeitschrift „Hemmet" oder „Dagny" eine so humorvolle Frau war, die mit überlegenem Geiste sowohl sich selbst als auch ihr Lebenswerk betrachtete, setzte mich in angenehme Verwunderung.

So werde ich niemals vergessen, wie die Post eines Tages eine Zeitung brachte, auf deren Vorderseite ein gewaltiger Hahn in buntester Farbenpracht abgebildet war. „Das ist wohl ein Irrtum," sagte ich, „oder halten Sie die Hühner-Zeitung?" — „Ja, das tue ich", meinte sie und nickte mehrmals bedeutungsvoll dabei. „Sie begann gleichzeitig mit der

‚Dagny' zu erscheinen, und ich halte sie nur, um beobachten zu können, welche von den beiden am längsten lebt."

Wenn ich von der Höhe der Fjällgatan herunterkam in das eigentliche Stockholm und Leute traf, die Esselde kannten, pflegten sie mich in bedeutsamer Weise zu warnen; sie alle äußerten sich anerkennend über ihre einzigartige Kraft, ihre genialen Anregungen, ihr schöpferisches und leitendes Genie, aber sie empfahlen mir vorsichtig zu sein, daß sie mich nicht für die Frauenbewegung über Gebühr ausnützen würde. „Wir waren gezwungen, uns frei zu machen," sagten sie, „sie brauchte alle unsere Kraft."

Andere aber, die selbst im Kampfe für die Frauenbewegung Bedeutendes geleistet hatten, klagten über Esseldes Herrschsucht und über ihr Unvermögen, die Verdienste anderer anzuerkennen. Sie war eine geborene Autokratin; kein anderer Wille durfte gelten als der ihrige, keines anderen Stimme gehört werden. Ich nahm an, daß die Warnungen und Anklagen sehr wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade berechtigt waren, aber wenn die kleine Frau da droben auf Södra Bergen, wie alle zugaben, die geistreichste und willensstärkste war, warum sollte man sich da nicht ruhig und demütig in ihren Dienst stellen? Warum sie nicht steuern lassen und ihr dabei getreulich helfen, anstatt sie durch Widerstand zu hemmen? Doch wie immer dem auch war, wenn ich da oben in der lichten Stube Esselde erzählen hörte, verschwand dies alles aus meinen Gedanken.

Sie beherrschte mich ganz mit ihrer unvergleichlichen Persönlichkeit, mit der Urkraft des Genies, so daß Menschen, die sich in irgendeiner Weise gegen sie auflehnten, mir ganz klein und unbedeutend neben ihr vorkamen.

Die Freundschaft, die in jenen Tagen zwischen uns auflebte, dauerte, solange Sophie Adlersparre noch lebte, trotzdem ich ihr in den nächstfolgenden Jahren viele Enttäuschungen bereitete. Sie hatte ganz gewiß meine Gedichte überschätzt, die kaum etwas anderes waren als ein Widerhall von allerlei fremden Eindrücken. Als sie gedruckt waren, erwiesen sie sich nicht stark genug, die Herzen zu ergreifen,

sondern glitten unbemerkt an des Lesers Augen vorbei. Man könnte ja das Zugeständnis machen und anerkennen, daß die „Dagny" für ein literarisches Debut nicht der rechte Platz gewesen. Hierzu griff man, um Artikel über soziale Fragen zu finden, nicht aber um Poesie zu lesen. Trotzdem aber hätte sich wohl irgendeine würdigende Stimme erhoben, wenn die Verse wertvoll gewesen wären. So aber fürchte ich, daß meine alte Freundin recht viel Mißbilligendes zu hören bekam über ihr Wagnis, ein unreifes Talent ermuntert zu haben. Es hatte alle Ungewißheiten und Zweifel zum Schweigen gebracht, und ich war wieder ganz entschlossen, Schriftstellerin und nichts anderes zu werden. Bald schon erwies mir Esselde noch eine große Wohltat. Als sie nämlich merkte, daß meine Verse durchaus keinen Anklang fanden, forderte sie mich ernsthaft auf, Prosa zu schreiben. Sie sagte mir voller Aufrichtigkeit, wie sie meine Sonette bewundere, daß aber in meiner übrigen Lyrik etwas Gekünsteltes sei. Sie sei weder formvollendet, noch lebensvoll, und mit einem Worte gesagt: langweilig. Ich sollte es mit der freieren Prosaform versuchen. Da, glaube sie, würde meine Begabung besser zur Geltung kommen.

Ich antwortete ihr, daß mir Prosa noch schlechter als Verse läge, und um ihr die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen, schrieb ich im Herbst 1887 meine erste Novelle und schickte sie ihr. Schnell genug kam sie von Stockholm wieder zurück mit einer Kritik, die ich bis zur Stunde nicht vergessen habe, sie lautete kurz und bündig: „Inhalt — göttlich! Stil — abscheulich!" Gleichzeitig forderte sie mich auf, nächste Weihnachten wieder nach Stockholm zu kommen, um die Novelle nach ihrer Anweisung umzugestalten.

Sie lud mich diesmal nicht ein, bei ihr zu wohnen, aber sie empfing mich mit der alten Herzlichkeit. Und die Stunden, die ich bei ihr weilte, waren wie im vergangenen Jahre reich und voll bleibenden Wertes, wenngleich sie selbst in einer Zeit der Unruhe und Niedergeschlagenheit zu leben schien. Vielleicht war es ihre Kränklichkeit oder verursachte ihr die wachsende Opposition in der Frauenwelt Kummer. Dessen-

ungeachtet wurde die Novelle umgearbeitet, so daß sie Esseldes volle Befriedigung fand. Eine ihrer Stilregeln habe ich in dankbarer Erinnerung behalten: „Streiche alles, was nicht unterhaltend oder notwendig ist."

Wenn ich mich recht erinnere, war es noch im selben Jahre, als ich gebeten wurde, ein Sonett über Jenny Lind, die in jenem Jahre gestorben war, zu verfassen. Ich schrieb ein Sonett, es fand keinen Gefallen. Ich schrieb noch eines; das wurde auch nicht gebilligt. Ich schrieb ein drittes und ein viertes. Da endlich erklärte sich Esselde zufrieden und das Ende war, daß sie alle vier in die „Dagny" setzen wollte. Aber im Vergleich zu dem, was anderen widerfuhr, die davon erzählten, wie sie sich endlich wie ausgepreßte Schwämme vorgekommen, war ich ja noch recht glimpflich davongekommen.

Dann hörte ich lange Zeit nichts mehr von Esselde und ich war auch nicht sonderlich böse darüber; denn ich arbeitete jetzt ernstlich an meinem Wärmland-Buche und wollte jeder Störung aus dem Wege gehen. Die Form, die ich dem Buche geben wollte, hatte ich zwar noch nicht finden können; aber ich sammelte Stoff, machte Charakterstudien und plante die verschiedenen Kapitel. Im Frühjahr 1889 schickte ich Esselde ein Gösta-Berling-Kapitel, und zwar jenes, das von dem Weihnachtsball auf Borg handelt und das damit endet, daß Gösta Berling und Alma Stjärnhök von den Wölfen auf den Weg der Tugend gejagt werden. Es war unheimlich lang in seiner ersten Fassung, und ich erhielt es bald mit vielen Lobesworten von Esselde zurück und mit der strengen Weisung, es auf die Hälfte zu kürzen. Diese Streichungen wurden ausgeführt; und ich sandte das Kapitel dann wieder nach Stockholm. Es kam lange keine Antwort, und als ich anfangs des Sommers zu einer Mädchenschultagung nach Stockholm reiste, wußte ich nicht, ob ich Esselde aufsuchen sollte. Sie war vielleicht meiner selbst und meiner Versuche nun vollkommen müde geworden, denn wäre es anders, so hätte sie wohl etwas von sich hören lassen. Solange ich in Stockholm damals weilte, erhielt ich ein Paket von ihr, in dem sich ein

Manuskript befand, das sich aber, als ich es aus dem Umschlage zog, nicht als meines erwies, sondern mir irrtümlich zugeschickt worden war. Dies der Grund, der mich zwang, mich mit Esselde in Verbindung zu setzen, und so erfuhr ich, daß sie nicht mehr auf ihrem Adlersitze droben zwischen den Wolken lebte, sondern wie ein gewöhnlicher Sterblicher in Norrmalm wohnte. Diese Veränderung betrübte mich. Die Wohnung in der Tunnelgatan dünkte mich niedrig und drükkend, und die großen italienischen Gemälde wirkten hier unten wie eine einzige große Finsternis. Auch Albertine, die in allen Redaktionsarbeiten so Bewanderte, war verschwunden.

Und ich erfuhr, daß Esselde nicht mehr Schriftleiterin der „Dagny" war, sondern diesen Platz an Frau Kerfstedt abgetreten hatte. Esselde war entzückt von meiner Novelle, aber Frau Kerfstedt wagte nicht, sie aufzunehmen, weil sie ihr allzu phantastisch erschien. Esselde zwang mich sogar, nach Tomteboda zu reisen und mit Amanda Kerfstedt über die Annahme zu verhandeln; aber die Reise war erfolglos.

Hiernach verschwand sie während anderthalb Jahren ganz aus meiner Welt. Im Herbste 1890 errang ich einen Preis in einem Novellenwettbewerb, der von der Zeitung „Idun" ausgeschrieben war, für fünf eingesandte Gösta-Berling-Kapitel. Ein Tag, nachdem dies in den Zeitungen bekanntgegeben war, erreichte mich ein Brief von Esselde, voller Jubel und Freude. So hatte sie endlich Recht bekommen. Die Hoffnungen, die sie solange für meine Zukunft gehegt, sollten doch noch in Erfüllung gehen. Neujahr 1891 reiste ich nach Stockholm, um den Schriftleiter der „Idun" aufzusuchen und um ihm mitzuteilen, daß die preisgekrönte Arbeit nur ein kleiner Teil eines größeren, noch unvollendeten Werkes sei. Ich wollte ihn fragen, ob er vielleicht die Herausgabe dieses Buches nach der Vollendung übernehmen möchte. Er nahm diesen Vorschlag voller Bereitwilligkeit an, ohne meine heimliche Hoffnung, daß mir ein großer Vorschuß angeboten werde, zu erfüllen. Ich hätte dann ein Jahr Urlaub nehmen können, um das Buch fertig zu gestalten; aber er schien nicht gewillt, irgendwelche derartige Verpflichtungen einzugehen.

Einige Tage später wanderte ich mit einem dicken Manuskripte unter dem Arm nach der Tunnelgatan und fand Esselde äußerlich recht gealtert, aber sehr glücklich über meinen Sieg. Ich war herzlich erfreut, daß sie während des letzten Jahres eine treue Freundin und Helferin in Fräulein Mathilde Silow gefunden hatte, die ganz bei ihr wohnte und die beschlossen hatte, ihr Leben für Esseldes geniale Anregungen und deren Ausführung einzusetzen.

Es war ein außerordentlich genußreicher Abend, den ich bei den beiden Frauen verbringen konnte. Ich las aus meinem Manuskripte vor, und Esselde war, wie immer, eine wunderbare Zuhörerin. Ich merkte gar bald, daß das, was ich las, bei weitem ihre Erwartungen übertraf. Fräulein Silow dagegen blieb mit ihrem Lob zurückhaltend und schien eher verwundert und erschreckt, als eigentlich ergötzt zu sein.

Wenn immer später ich an die große Sympathie mich erinnerte, die Esselde meiner Arbeit vom ersten Augenblicke an schenkte, wurde mir bewußt, daß bei ihr, die in ihrer Jugend einige von den „Sonnenscheinstunden" der Romantik erlebt hatte, wahrscheinlich mehr Voraussetzungen waren, mein Buch zu verstehen, als bei Menschen meiner eigenen Generation, die von Kindheit an einen mehr realistisch-literarischen Geschmack angenommen hatten. Sie hätte sicher die ganze Nacht hindurch lauschen können, wenn sich nicht Fräulein Silow zum Wortführer der gesunden Vernunft gemacht hätte, wie ein artiges Kind zur rechten Zeit zu Bette zu gehen. Esselde hatte indessen gewünscht, ich sollte am nächsten Tage wiederkommen und weiterlesen. Und als ich mich zur festgesetzten Zeit bei ihr einfand, war sie allein. Ich fragte nach Fräulein Silow, worauf die Freiherrin nur mit den Schultern zuckte und meinte: „Ich habe sie fortgeschickt, sie machte Bemerkungen."

Das arme Fräulein Silow war also nicht genug entzückt gewesen! Dann saßen wir zwei Einsamen beisammen und vertieften uns in früherer Zeiten Spuk- und Liebesgeschichten. Esselde hatte nichts zu tadeln. Sie lebte alles mit ganzer Seele mit, und ich möchte fast glauben, daß sie kraft ihrer

eigenen Phantasie und Erfahrung meine Schilderungen so weiter ausschmückte, daß sie ihr reicher und tiefschürfender wurden als mir selbst.

Als ich dann zu Ende gekommen und nichts mehr vorzulesen hatte, fragte sie mich, wie ich schon einmal in „Ein Stück Lebensgeschichte" erzählt habe, wann ich glaubte, daß das Buch fertig werden könnte, worauf ich ihr antwortete, daß es wahrscheinlich ein paar Jahre dauern würde, weil ich schwerlich zu anderer Zeit zum Schreiben kommen würde als in den Ferien. Dann sagte ich ihr für diesmal Lebewohl, denn am nächsten Tage sollte ich um die Mittagszeit südwärts reisen, um die Schularbeit wieder aufzunehmen. Schon früh am kommenden Morgen wurde ich zu Esselde gerufen. Sie lag noch zu Bett als ich kam, und sie hatte die ganze Nacht nicht schlafen können, war wach gelegen und hatte an mich und meine Geschichte gedacht.

„Du mußt nun, da du einmal im Gange bist, dein Buch fertig schreiben," sagte sie. „Versuche dir einen Stellvertreter zu verschaffen, damit du Urlaub bekommen kannst; ich aber werde für das Geld sorgen." — So griff sie also zum dritten Male entscheidend und segensreich in mein Leben ein. Ich folgte ihrem Rat. Der Urlaub wurde bewilligt und Ende August wurde das Buch fertig. Esselde folgte dessen Entwicklung mit lebhaftester Anteilnahme und gab mir Rat und Ermahnungen. Und zuletzt, als der Sommer zur Neige gegangen, saß sie geduldig und ergeben und lauschte der fertigen Arbeit.

Zur Weihnachtszeit erschien die Sage im Buchhandel; sie fand allerdings nicht die Aufnahme, die wir erhofft hatten. Doch bemerkte ich niemals, daß das ihre Freude zu trüben vermochte. Sie tröstete und ermunterte mich und machte meine Sache auf jede Weise zu der ihrigen.

Im Verlaufe der folgenden Jahre trafen wir uns seltener; trotzdem folgten mir ihr Interesse und ihre mütterliche Fürsorge unverändert. Im Jahre 1895, als der Fredrika-Bremer-Verband sein zehnjähriges Jubiläum feierte, kam ich auf ihren Ruf nach Stockholm. Ich fand sie krank und so schwach, daß sie dem Jubiläum nicht beiwohnen konnte. Ihre

Gesundheit war seit langer Zeit schon schwankend gewesen, weshalb es mir nicht in den Sinn kam, daß ich sie damals zum letzten Male sehen sollte.

Und so blieb ihr Zustand bis zuletzt. Doch ehe ich wieder nach Stockholm kam, war sie gestorben.

Ein gütiges Geschick hatte mich während meiner schwersten Jahre zu ihr hingeführt, als ich langsam und mühselig für künstlerisches Schaffen mich vorbereitete. — Es gibt für Schriftsteller keine Schulen und keine Akademien, sie müssen ihren Unterricht vom Leben selbst empfangen. Deshalb aber waren Esseldes Sympathien, ihre Anleitungen und ihre Ermunterungen von höchstem Werte für mich. Wenig genug zwar habe ich als Ersatz ihr zu bieten vermögen, nur meine treue und innige Ergebenheit und die Bewunderung, die noch heute mein Herz erfüllt, im Gedenken an diese, meine große und gütige Wohltäterin. — —

Morbacke, im Frühjahr 1926.

Selma Lagerlöf

KRISTINE BONNEVIE

Lebenserfahrungen

Sehr geehrte Frau!

Sie haben mich gebeten, ich möchte Ihnen über mich selbst und mein Leben einige Mitteilungen geben. Wenn ich dieser Aufforderung Folge geleistet habe, ist es unter der Voraussetzung geschehen, daß es nicht meine Person und meine persönlichen Erlebnisse sind, sondern vielmehr die Erfahrungen, die ich auf meinen verschiedenen Arbeitsgebieten gewonnen haben mag, die hier interessieren werden.

Als notwendige Grundlage und Hintergrund meiner nachfolgenden Erörterungen werde ich daher zuerst nur einige kurze biographische Daten zusammenstellen.

Im Jahre 1872 geboren, habe ich 1892 mein Studentenexamen gemacht und 1893 die ersten Universitätsexamina (Exam. philos.) abgeschlossen. Meine Studien haben sich später um die Biologie gruppiert, besonders um zoologische Embryologie und Vererbungsforschung. Sie wurden teils an der Universität in Oslo getrieben, teils auch durch selbständige Studien in der Natur. An biologischen Stationen und an verschiedenen Stellen der langen Küste Norwegens habe ich die beste Gelegenheit gehabt, die marine Fauna kennenzulernen und Material für weitere Arbeiten zu sammeln. Durch Universitätsstipendien wurde mir auch Gelegenheit geboten, im Auslande zu studieren, so 1898—99 in Zürich, 1900—01 in Würzburg und Neapel, und 1906—07 an der „Columbia University", New York.

Nachdem ich im Jahre 1900 als Konservator des Zoologischen Laboratoriums der Universität Oslo angestellt worden

war, habe ich 1906 auf eine Abhandlung über „Keimzellen bei Enteroxenos östergreni“ in Norwegen den philosophischen Doktorgrad genommen. Meine wissenschaftlichen Arbeiten, sowohl vor als nach dieser Zeit, sind zum Teil rein zoologisch, meistens aber bewegen sie sich auf dem Gebiete der Cytologie, Embryologie und Vererbungslehre. 1911 wurde ich zum Mitglied der „Norwegischen Akademie der Wissenschaften in Oslo“ ernannt. 1912 als außerordentlicher, 1919 als ordentlicher Professor der Zoologie an der Universität in Oslo angestellt. Seit der Errichtung eines „Institutes für Vererbungsforschung“ im Jahre 1916 (mit besonderer Rücksicht auf Erforschung der menschlichen Bevölkerung isolierter Täler) bin ich auch dessen Vorstand gewesen.

In den Jahren 1908—1919 war ich, als Vertreterin der Partei der „Freisinnigen“, Mitglied des Munizipalrates von Oslo gewesen und wurde während der Dreijahresperiode 1914—1916 auch in dessen engeren Ausschuß („Formandskapet“) gewählt. Für das Parlament („Storthing“) bin ich wohl eine Zeitlang als Stellvertreter gewählt worden, nie aber in Funktion getreten.

Als Mitglied der norwegischen Delegation habe ich an den fünf ersten Versammlungen des Völkerbundes teilgenommen. Auch bin ich, nach der Einladung des Rats des Völkerbundes, 1922 in das damals errichtete „Komitee für intellektuelle Kooperation“ eingetreten.

Am akademischen Leben unseres Landes habe ich, soweit meine Zeit es erlaubte, stetig Interesse genommen. Als lebenslängliches Mitglied des norwegischen Studentenvereins, als Ehrenmitglied des Vereins der Naturwissenschaftler, als Vorsitzende während dreier Kriegsjahre des akademischen Komitees für Studentenhilfe habe ich rege Gelegenheit gehabt, die verschiedenen Strömungen unseres akademischen Lebens zu verfolgen und auch selbst daran aktiv mitzuwirken.

Zehn Jahre lang (1910—1920) habe ich — ohne selbst auf diesem Gebiet Wesentliches leisten zu können — unseren „Studentinnen-Gesangverein“ administriert, der während dieser Zeit jährlich in Norwegen oder auch in Schweden

öffentliche Konzerte gegeben hat. — Als anno 1920 ein „Landesverein norwegischer akademischer Frauen" gebildet wurde und sich dann dem „Internationalen Akademikerinnenbund" anschloß, habe ich die vier ersten Jahre als dessen Vorsitzende fungiert, wobei sich mir auch die Gelegenheit bot, an dem Empfang des internationalen Kongresses 1924 in Oslo teilzunehmen.

Diese recht verschiedenartigen Arbeiten haben mich alle sehr interessiert und mein Leben entsprechend bereichert. Mein Bestreben ist jedoch in späteren Jahren stetig dahin gegangen, mich von allen mit meiner Universitätsarbeit nicht verbundenen Arbeitszweigen zurückzuziehen, um mich auf die letztere völlig konzentrieren zu können.

Meine verschiedenen Arbeiten und die dadurch gewonnenen Erfahrungen möchte ich im folgenden getrennt besprechen, und zwar unter den drei Hauptlinien: *Universitätsleben, soziale und politische Arbeit, internationale Aufgaben.*

Universitätsleben

Im Jahre 1884 wurde in Norwegen die Universität für Frauen eröffnet, und zwar unter denselben Bedingungen und mit denselben Rechten wie für Männer. Eine rasch steigende Anzahl Studentinnen fing im Laufe der folgenden Dezennien innerhalb aller Fakultäten ihre Studien an; die meisten haben jedoch in dieser ersten Zeit das medizinische Studium erwählt.

Ich dachte auch zuerst Medizin zu studieren, wurde aber schon früh von den reinen Naturstudien so stark gefesselt, daß ich den Entschluß faßte, mich direkt als Biologin auszubilden.

Wie schon oben erwähnt, wurde ich im Jahre 1900 als Konservator des zoologischen Laboratoriums der Universität angestellt. Diese Stellung hat sich nachher ganz allmählich in meine jetzige Stellung als Professor entwickelt. Mein damaliger Chef, der besonders für seine Crustaceenarbeiten

weitbekannte Professor G. O. Sars, war nämlich schon bei meiner Anstellung so stark in seine wissenschaftlichen Arbeiten vertieft, daß er mir völlig freie Hand gab, das kleine Laboratorium zu leiten. — Ich fing dann, nach meiner Heimkehr von Würzburg, wo ich das berühmte Laboratorium von Professor *Th. Boveri* besucht hatte, gleich an, regelmäßige zoologische Kurse abzuhalten, die in den ersten Jahren teils von Medizinern, teils auch von Naturwissenschaftlern im allgemeinen besucht wurden. Solche Kurse waren wohl auch in den vorhergehenden Jahren einigemal abgehalten worden, aber nicht regelmäßig; sie gingen in den allgemeinen Plan des Unterrichts nicht hinein und wurden erst vom Jahre 1903 an als obligatorisch praktisch in den Lehrplan der Naturwissenschaften eingeschlossen, während auf der anderen Seite Zoologie später aus dem Fachkreise der Mediziner ausgeschlossen worden ist.

Das zoologische Laboratorium und sein Betrieb ist von dieser Zeit an stetig und sicher gewachsen.

Meine Arbeit an der Universität hat sich in der Tat, zehn Jahre nach meiner Anstellung als Konservator, von derjenigen eines Professors sehr wenig unterschieden, und so wurde anstatt dieser Konservatorstelle im Jahre 1912 eine neue außerordentliche Professur errichtet, in welcher ich sogleich angestellt wurde. Vorher mußte jedoch auch ein neues Gesetz gegeben werden, auf Grund dessen Frauen als Staatsbeamte anerkannt werden durften.

Nach einigen Jahren, als der alte Professor G. O. Sars von seiner Stellung zurücktrat, habe ich sein ordentliches Professorat übernommen.

Meine jetzt mehr als fünfundzwanzigjährige Arbeit im zoologischen Laboratorium ist mir vom ersten Anfang an eine große Freude gewesen. Von dem Augenblick an, wo ich mich zum erstenmal der lebenden Natur und ihren Problemen direkt gegenübergestellt fühlte, bin ich immerfort von dem Reiz dieses Studiums so stark gefesselt worden, daß jede andere Arbeit mir als mehr oder weniger nebensächlich erschienen ist. Und nicht nur die eigene wissenschaftliche

Arbeit, für die leider nur zu wenig Zeit frei bleibt, sondern auch der Unterricht der Studierenden ist mir immerfort eine freudige Beschäftigung gewesen. Die Vorlesungen, in denen man bestrebt ist, die wunderbaren Vorrichtungen der Natur den jungen Leuten anschaulich zu machen und für die unergründlichen Tiefen der Lebensrätsel ihre Augen zu öffnen — die Anleitung zur selbständigen, wissenschaftlichen Arbeit, bei der man die einzelnen Studierenden in irgendein Gebiet der Forschung einführen darf, wird dem Lehrer eine stetig neue Freude und ihm auch immerfort neue Impulse geben. Auch die oft zu wiederholenden, mehr oder weniger geläufigen Seiten der Unterrichtsarbeit werden durch das freudige Interesse, das aus den Augen der Studierenden herausstrahlen kann, immer wieder neu und frisch belebt.

Am reizvollsten sind vielleicht noch die Exkursionen, auf welchen der Unterricht aus dem Laboratorium in die freie Natur hinaus verlegt wird. Für kürzere oder längere Zeit richtet man, vielleicht in einem kleinen Fischerhaus, ein provisorisches Laboratorium ein, in dem die vom Meeresboden heraufgebrachten Schätze untersucht werden können, oder man studiert in der freien Natur das Leben der Tiere oder der Pflanzen. Es kann hier eigentlich nicht soviel von Unterricht als vielmehr von einer freudigen Zusammenarbeit die Rede sein; alle Teilnehmer stehen hier vor der Natur als Lernende, und man freut sich in der Gewißheit, daß dies auch immer so bleiben muß. So reich ist die Natur, so voll von unerlösten und auch von unlösbaren Rätseln, daß ein jeder, der mit offenen Augen vor ihr steht, über das Stadium des Lernenden wohl nie hinauskommen kann.

Die vergangenen Jahre, in denen die Wirkungen des Weltkrieges auch in den neutralen Staaten sehr stark fühlbar waren, stellten für einen weiblichen Professor viele Aufgaben — auch nichtwissenschaftlicher Natur. Die Schwierigkeiten der strengsten Rationierung, die für die Familien schlimm genug waren, wurden bald für die einzellebenden Studenten ganz unhaltbar. Ihr ganze Brotration konnte sehr leicht zum Frühstück gegessen werden, und sie verstanden

nicht, hatten ja auch keine Mittel, selbst etwas zu bereiten Auch Wohnungen waren sehr teuer und kaum zu finden, und viele Studenten konnten es sich nicht mehr leisten, ihre Studien fortzusetzen. Hier mußte also etwas getan werden, — Geld mußte gesammelt, Wohnungen eingerichtet, eine „Mensa academica" organisiert und betrieben werden. Als im Frühling 1918 auch die Kartoffeln zu Ende waren und die Aussichten für den nächsten Herbst sehr schlecht schienen, wurde ein Stück Erde gemietet, um für unsere Mensa eigene Kartoffel zu ziehen. Ich selbst, wie auch viele von den Studenten, habe hier wohl zum erstenmal Landwirtschaft getrieben.

Eine große Befriedigung ist es mir, daß die damals gegründeten Einrichtungen immer noch bestehen, und daß sie sich mit dem Zurückkehren normaler Verhältnisse auch weiter entwickelt haben. Einhundertvierzig Studenten haben immer noch im „Studentenhaus" Wohnung und Frühstück, während Hunderte von ihnen jeden Tag im „Aulakeller" ein gutes und billiges Essen bekommen können. — Schon früher wurde für etwa fünfundvierzig weibliche Studierende ein „Studienheim" eingerichtet. Junge Mädchen, die in Oslo das Gymnasium besuchen, oder an der Universität oder den Hochschulen studieren wollen, können während ihrer ganzen Studienzeit hier wohnen. Das große Bedürfnis für solche Einrichtungen wird schon durch die stets überaus zahlreichen Voranmeldungen bewiesen. Sobald sich Gelegenheit bietet, soll daher auch dies Studienheim für weibliche Studierende erweitert werden.

Soziale und politische Arbeit

Die norwegischen Frauen haben 1901 kommunales und 1907 auch politisches Stimmrecht erhalten. Diesem Rechte entsprach natürlich auch die Aufgabe, sowohl an den Abstimmungen als auch an der vorbereitenden Arbeit und an der Repräsentation der Parteien teilzunehmen.

KRISTINE BONNEVIE

Zwölf Jahre lang, von 1908 an, bin dann auch ich mitten in der parteipolitischen Arbeit gestanden, indem ich in der Partei der „Freisinnigen", als Mitglied des Landesvorstands und teilweise auch als Vizepräsident der Oslo-Abteilung, alle Arbeiten, vorbereitende und ausübende, mitgeleistet habe. Als Vertreter dieser Partei bin ich, wie schon erwähnt, auch während vier Perioden (von je drei Jahren) Mitglied des Munizipalrats von Oslo gewesen.

Meine Erfahrungen auf diesem politischen Arbeitsfeld sind wohl für mich sehr lehrreich und nützlich gewesen, aber lange nicht so befriedigend, wie diejenigen der Universitätsarbeit.

Wohl ist es überaus interessant, die verschiedenen Seiten der Administration einer großen Stadt kennenzulernen; und die rein sachliche Arbeit mit sozialen Problemen ist sehr befriedigend. Ich glaube auch, daß es in vielen Beziehungen nützlich ist, daß Frauen an der Arbeit teilnehmen — nicht nur um die Gleichberechtigung der Frauen darzutun, sondern ebensosehr, und noch mehr vielleicht, weil sie mit ihrer vom Manne so verschiedenen Natur auch unwillkürlich andere Seiten der zu behandelnden Sachen sehen und hervorheben werden. Eine Stadt, wie auch ein Land, sollte ja in erster Reihe für die einzelnen Einheimischen eine möglichst glückliche und harmonische Heimat bieten. Wie aber in einem kleinen Haushalt Mann und Frau zusammenarbeiten müssen, um für die Kinder ein glückliches Heim zu bilden, so ist dies auch in der großen Gesellschaft nicht nur natürlich, sondern auch nötig.

Alle sozialpolitischen Bestrebungen sollten meiner Meinung nach in letzter Instanz darauf gerichtet sein, eine Umwelt zu schaffen, in welcher für jedes Kind eine möglichst harmonische Entwicklung seiner angeborenen Anlagen gesichert ist.

Es steht kaum in unserer Macht, durch rassenhygienische oder andere Mittel die Erbanlagen der Menschen zu ändern und so die Qualität der Menschheit zu erhöhen. Wir können nur bestrebt sein, die sozialen Mißverhältnisse unserer Gesellschaft so zu verbessern, daß sie der harmonischen Ent-

wicklung gesunder Erbanlagen nicht im Wege stehen. Wie eine Pflanze, so braucht auch ein Kind — und zwar sowohl körperlich als geistig —, um sich zu voller Blüte zu entwikkeln, Licht und Sonne, gesunde und genügende Nahrung.

Angeborene Fähigkeiten oder sogar geniale Anlagen werden sich in allen sozialen Schichten vorfinden. Wie oft werden sie aber wegen ungünstiger äußerer Umstände in ihrer Entwicklung gehemmt oder sogar in gesellschaftsfeindlicher Richtung entwickelt. Eine wirkliche Konkurrenz der Fähigsten und eine entsprechende höchste Leistung würde aber nur dann zustande kommen können, wenn die Konkurrierenden an ihrer persönlichen, körperlichen und geistigen Entwicklung nicht durch die Derbheit und Armseligkeit ihrer Umwelt behindert würden.

Ich glaube kaum, daß eine Gesellschaft, in der jedes neugeborene Kind unter harmonischen Verhältnissen seine Entwicklung durchläuft, weder durch Gesetze noch durch Revolutionen geschaffen werden kann. Diese Betrachtungsweise sollte aber, meiner Meinung nach, als roter Faden jede sozialpolitische Bestrebung durchziehen, und so für soziale und politische Reformen verschiedenster Art — auf dem Gebiete der Wohnungspolitik, der Erziehung, der Steuer- und Zollgesetzgebung usw. — die maßgebende sein.

Wer dazu beigetragen hat, eine Entwicklung in die gewünschte Richtung auch nur einen kleinen Schritt zu fördern, wird wohl das Recht haben, seine politische Arbeit nicht ganz nutzlos zu betrachten. Eben auf diesem Gebiete sollte man erwarten, daß Frauen, der Eigenart ihrer Natur nach, den größten Einfluß ausüben und auch die größte Freude an der politischen Arbeit finden würden.

Was aber trotz alledem die politische Arbeit für mich persönlich wenig befriedigend macht, ist die Parteipolitik selbst. Die für das Großwerden einer Partei nötige Taktik und Disziplin kann nicht umhin, mehr oder weniger häufig mit der persönlichen Auffassung vieler Mitglieder in Konflikt zu kommen. Oft genug sieht man auch, wie die sachlichen Rücksichten der Partei wegen mit Füßen getreten werden.

Anderseits wird aber eine Partei ohne solche Disziplin kaum etwas Großes leisten können, und Kompromisse werden daher in jeder politischen Arbeit als zweckvolles Mittel Hand in Hand gehen müssen.

Die politische Mitarbeiterschaft würde aber in dem Augenblick sehr viel an Interesse gewinnen, wo ohne Parteirücksichten eine sachliche Beurteilung der verschiedenen Fragen möglich wäre und jede persönliche Leistung, gleichgültig ob von Gegnern oder Anhängern, ihrem Werte nach geschätzt werden könnte.

Internationale Aufgaben

Als Mitglied der norwegischen Delegation habe ich, wie schon ausgeführt, an den fünf ersten Versammlungen des Völkerbundes teilgenommen und bin — seit 1922 — noch immer Mitglied des „Komitees für intellektuelle Zusammenarbeit"; so ist mir auch Gelegenheit geboten, diesem hochinteressanten und einzig dastehenden Versuch, für den internationalen Verkehr neue Wege zu finden, beizuwohnen und auch selbst mitzuarbeiten.

Der Völkerbund wird oft und in weiten Kreisen recht kritisch beurteilt oder ihm jedenfalls wenig Sympathie entgegengebracht. Man frägt sich, warum er noch nicht mehr geleistet hat, warum er diese oder jene Schwierigkeit nicht besser oder vollständiger gelöst hat — und meint vielleicht, der Völkerbund habe schon sein Unvermögen bewiesen, überhaupt eine wesentliche Rolle spielen zu können.

Ich will keineswegs sagen, daß jede Kritik gegen das Tun oder Lassen des Völkerbundes unberechtigt ist. Sicher ist es aber, daß diese Kritik sehr oft auf Unkenntnis der wahren Verhältnisse beruht — und besonders auch darauf, daß man die ungeheuer großen Schwierigkeiten außer acht läßt, die

einem Gelingen der Vorsätze des Völkerbundes im Wege liegen.

Der Völkerbund will es sich zur Aufgabe machen, durch Entwicklung eines internationalen Rechtsbegriffes und durch Abwehr von neuen Kriegsursachen den wiederhergestellten Frieden zu bewahren und friedliche Zusammenarbeit zwischen den Nationen zu fördern. Man muß aber bei der Beurteilung der gewonnenen Resultate wohl daran erinnern, daß dieser friedliche Ausgangszustand seit der Errichtung des Völkerbundes eigentlich noch nie existiert hat.

Viele Wunden des Weltkrieges bluten immer noch; das materielle wie auch das psychische Gleichgewicht Europas ist immer noch so unsicher, daß von einem normalen Friedenszustand kaum gesprochen werden darf.

Dies alles in Betracht gezogen, wird man sich in der Tat nur wundern müssen, daß der neugeschaffene Völkerbund diese schweren Jahre hindurch nicht nur am Leben bleiben und ruhig seine Arbeit ausführen konnte, sondern sich auch rasch in eine feste und stetig wachsende Organisation zu entwickeln vermochte. Und sieht man genauer hinzu, was in diesen Jahren im Stillen vom Völkerbund doch schon geleistet worden ist, wird man wohl auch erkennen müssen, daß eine Reihe der schwierigsten Folgen des Weltkrieges von ihm in einer Weise gelöst worden sind, wie dies sonst keine andere Organisation hätte tun können. Ich brauche hier nur an die finanzielle Rekonstruktion Österreichs zu erinnern — an die Zurückführung der Kriegsgefangenen durch Fritjof Nansen, an die überaus wichtige Arbeit der internationalen Hygienekommission, der es gelungen ist, den, während und nach dem Kriege, Rußland verheerenden Epidemien an der Grenze dieses Landes Halt zu bieten.

Vieles anderes könnte hier erwähnt werden, um die vermittelnde Wirksamkeit des Völkerbundes oder seine Rolle als ausgezeichnetes Zentralorgan für internationale Kooperation zu charakterisieren. Das würde aber zu weit führen; ich möchte hier nur noch das eine nennen, vielleicht das

Wichtigste, was der Völkerbund überhaupt geleistet hat: die Errichtung eines permanenten, internationalen Gerichtshofes. Nie früher ist es trotz vieler Versuche gelungen, einen solchen Gerichtshof zu schaffen, und kein wirksamerer Schritt könnte wohl gemacht werden, um das Ziel des Völkerbundes, den tragenden Gedanken Wilsons, zu verwirklichen: das Recht auch in dem internationalen Verkehr an Stelle der Macht zu setzen.

Der Keim von internationalem Rechtsgefühl, der durch öffentliche Zusammenarbeit von Nationen aller Weltteile und aller Farben im Völkerbund niedergelegt worden ist, wird ohne Zweifel weiterleben und, mit oder ohne Hilfe des Völkerbundes, auch zuletzt weiterwachsen. Das Rechtsgefühl der Menschen, das groß genug gewesen ist, innerhalb der Grenzen eines Landes eine gerichtliche Entscheidung der Konflikte an Stelle des Machtgebrauchs zu setzen, wird wohl auch einmal stark genug werden, um über die mehr oder minder zufälligen Landesgrenzen hinaus ihr Werk zu vollbringen.

Mit dem größten Interesse habe ich die Arbeit in dem „Komitee für intellektuelle Kooperation" mitgemacht, diesen Versuch, auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens, die Wunden des Weltkrieges wieder zu heilen und die friedlichen Kräfte des kulturellen Fortschrittes in bester Weise zu verbinden und zu fördern. Auch diese Arbeit bietet oft große Schwierigkeiten. Man muß äußerst langsam und vorsichtig vorgehen, und jedes wirklich gewonnene Resultat ist daher eine um so größere Freude.

Meine Mitgliedschaft in dem „Internationalen Verein akademischer Frauen" scheint mir endlich in diesem Zusammenhange und an dieser Stelle erwähnenswert, weil wir bei aller Verschiedenheit der individuellen Anlagen, der Rasse und der Nationalität alle das eine gemeinsam haben, daß uns die Türen geöffnet worden sind zu dem internationalen Feld des Wissens und der Wissenschaft — ein Feld, auf dem keine Landesgrenzen den geistigen Leistungen Halt gebieten, wo

man aber auf der anderen Seite mehr wie vielleicht irgendwo sonst auch fühlen muß, daß die menschlichen Leistungen den großen Problemen der Wissenschaft und des Lebens gegenüber sehr wenig bedeuten, und daß ohne Zusammenarbeit unser ganzes Streben und Schaffen ganz nutzlos erscheint.

Oslo, im Juli 1927.

HENNI FORCHHAMMER (KOPENHAGEN)

Kindheit und Jugend

Ich bin im Jahre 1863 in Jütland geboren, doch wurde mein Vater schon, als ich kaum neun Jahre alt war, zum Leiter des Knabenstiftes von Herlufsholm auf Seeland ernannt. Dort in dieser wundersamen, friedvollen Umgebung lebte ich zwanzig Jahre, welche nicht reich an äußeren Geschehnissen, aber natürlich von sehr bedeutsamem Einflusse für meine eigene Entwicklung waren. Unser Heim war voller Leben; zwölf Brüder und Schwestern, von denen ich eine der ältesten war. Daß mir fast immer die Aufgabe zufiel, die jüngeren Geschwister zu beaufsichtigen, hat, so glaube ich, einen gewissen Sinn von Verantwortungsgefühl in mir entwickelt, wenngleich ich eingestehen muß, daß mir damals dies noch nicht so recht einleuchtend war. Ich erinnere mich, daß ich gelegentlich von Spiel und Gemeinschaft mit meinen eigenen Freunden so in Anspruch genommen war, daß ich plötzlich die Entdeckung machte, eines der Kinder verloren zu haben. Glücklicherweise tauchte das schon verloren Geglaubte immer wieder auf. Dessenungeachtet hatte ich aber in der Zwischenzeit immer ein recht schlechtes Gewissen.

Mein Vaterhaus hatte eine ganz entschiedene Färbung alter Kultur; meines Vaters geistige Richtung wurzelte im klassischen Altertum und Bilder von Rom und Griechenland sind mit meinen ersten Erinnerungen eng verbunden. In jeder anderen Beziehung aber führten wir ein einfaches Leben und waren in keiner Weise verwöhnt. Die vielen Freunde meiner Eltern und später auch unsere eigenen Freunde kamen oft in unser gastfreundliches Haus und blieben wochenlang bei uns, was aber niemals die einfach-geschäftigen Wege des Haushaltes zu stören vermochte.

Unsere Vergnügungen bestanden hauptsächlich, außer den drei jährlichen Bällen, die die Schule veranstaltete, in Freiluftspielen, Eislaufen und Musik. Manche unserer Gäste spielten ganz hervorragend, und wir selbst sangen sehr viel. Einige meiner Brüder hatten sehr gute Stimmen, einer von ihnen wurde später ein berühmter Wagnersänger. Ich selbst las in meiner Kindheit und Jugend mit Leidenschaft und verschlang alle Bücher, die ich erreichen konnte. Und wenn keine dänischen Bücher zu meiner Verfügung standen, so las ich Deutsch und besonders Englisch und erwarb mir damit schon früh einen guten englischen Wortschatz. Meine Mutter war Norwegerin, und so verbrachte ich viele Sommerferientage meiner ersten Kindheit in Norwegen. Damals schon wurde die Reisesehnsucht und, was einflußreicher für mein späteres Leben war, eine warme Interessennahme für fremde Völker und Sprachen neben der eigenen in mir geweckt. Die norwegische Sprache ist in vielem so sehr ähnlich der dänischen, daß Norweger und Dänen sich ohne Schwierigkeiten verstehen können, wenngleich so viele kleine Sprach- und Akzentunterschiede wahrzunehmen sind. Meine frühe Vertrautheit mit der norwegischen Sprache ist die Basis, so dünkt es mich, für meine späteren Sprachstudien.

Ich besuchte niemals eine Schule, weil wir Mädchen zu Hause unterrichtet wurden. Mit siebzehn Jahren verbrachte ich den Winter in Kopenhagen, um als „Vervollständigung" meiner Erziehung einem Kurs für Privatlehrerinnen der Frk. Zahles Schule anzuwohnen. Dies sollte mich dazu vorbereiten, meine jüngeren Brüder und Schwestern unterrichten zu können. Weder meine Eltern noch ich selbst schienen damals wahrzunehmen, wie wenig zureichend diese Art der Ausbildung war. Es steht für mich außer Zweifel, daß ich, zehn oder zwanzig Jahre später geboren, eine ebenso sorgfältige Fachbildung erhalten haben würde wie meine Brüder; aber in diesen lange vergangenen Tagen war dies für Mädchen etwas ganz Außergewöhnliches, und ganz wenige Frauen hatten damals ein akademisches Studium angestrebt. Die erste Frau bezog die Universität in Kopenhagen im Jahre

HENNI FORCHHAMMER

1875. Aber in unserem weltfernen Heime hatte diese Tatsache keinen tieferen Eindruck hinterlassen. So also fing ich an zu unterrichten — die verschiedensten Arten von Fächern und fast unvorbereitet. Später, als ich spezielle Sprachstudien gemacht hatte und der Sprachunterricht mein eigentlicher Beruf geworden war, wunderte ich mich, zurückblickend in die Vergangenheit, über den Mut meiner ersten Lehrtätigkeit. Und noch mehr darüber, daß ich, ohne mich aufzulehnen, diese Pflichten fast wie eine Selbstverständlichkeit übernommen hatte. Trotzdem fühlte ich auch damals die Unzulänglichkeit meiner Lebensweise, und ich tröstete mich nur damit, daß niemand anders da war dafür, und ich mich eben so gut als möglich durchbeißen mußte. Freilich weiß ich nicht, wieviel meine Schüler bei diesem Unterricht profitierten, aber was nicht unwesentlich war, ich lernte selbst etwas dabei. Trotz aller Schwierigkeiten machte mir das Lehren damals viele Freude, sowie dies auch noch heute der Fall ist, obzwar ich jetzt in anderer Weise so in Anspruch genommen bin, daß mir nicht viel Zeit dazu übrig bleibt.

In meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr verlor ich meine Mutter, deren Hinscheiden für uns alle einen unersetzlichen Verlust bedeutete. Sie war Leben und Seele unseres Heims gewesen, und ihre liebende Sorgfalt hatte einen Kreis Menschen umfaßt, der sich weit über das abgesteckte Maß der eigenen Familie hinauszog. So konnte es geschehen, daß ihr Tod selbst von den Menschen schmerzlich empfunden wurde, die sie nur oberflächlich kannten. Für mich selbst sollte der Verlust der geliebten Mutter nicht nur der erste wehe Schmerz meines Lebens sein, sondern er legte auch auf meine ungewohnten Schultern die Verantwortlichkeit für den großen Haushalt und die Sorge für die Geschwisterschar, deren jüngstes erst sieben Jahre alt war. Die mir so schmerzlich-plötzlich überkommene Pflicht lastete lange Jahre schwer auf mir, weil ich weder von Natur dafür eigentlich ausgestattet, noch durch Gewöhnung dazu befähigt war.

Mein Vater zog sich aus dem Berufsleben im Jahre 1892 zurück und verbrachte gemeinsam mit meiner Schwester und mir selbst einen ganzen Winter in Italien. Eine unvergeßlich schöne Zeit! Wir erfreuten uns nicht nur der herrlichen Landschaft, sondern erlebten besonders stark die Reichtümer der Kunst dieses Landes. Besonderes Vergnügen machte mir damals die Bekanntschaft mit der einheimischen Bevölkerung. Ich sprach auch verhältnismäßig gut italienisch und unterhielt mich häufig bei Einkäufen und auf Spaziergängen durch die Straßen mit den freundlichen, zutraulichen Italienern. Es war sehr leicht, mit ihnen Freund zu werden.

Nach unserer Heimkunft kaufte mein Vater in Kopenhagen ein Haus, in welchem ich auch jetzt noch lebe; und weil meine häuslichen Pflichten nicht soviel von meiner Zeit in Anspruch nahmen als früher in Herlufsholm, so war ich jetzt, wenn auch noch in beschränktem Maße, in der Lage, meine geistigen Interessen zu verfolgen. Besonders aber konnte ich jetzt zu Nutz und Frommen meiner Sprachstudien an der Universität hören, welche glücklicherweise für mich, für alle Menschen geöffnet ist, gleichviel ob sie vorher eine Prüfung bestanden haben oder nicht. Tatsächlich habe ich nie irgendein Examen abgelegt, was etwas heißen will in einem Lande wie dem unseren, wo die Examina eine so außerordentliche Rolle spielen.

Besonders hörte ich Vorlesungen über Englisch und Phonetik, und ich bin stolz darauf, die Schülerin von Professor Jespersen, unserem berühmten Sprachgelehrten, gewesen zu sein. Zur gleichen Zeit gab ich Privatstunden in Italienisch und Englisch und unterrichtete Ausländer in der Sprache meines Heimatlandes, welch letzteres mir besondere Genugtuung bereitete, weil ich dadurch die Möglichkeit hatte, den Fremden nicht nur unsere dänische Sprache zu lehren, sondern ihnen auch unser Volk und seine Kultur nahebringen konnte. Mein „How to learn Danish“ wurde von mir geschrieben, weil mich die vorhandenen Unterrichtsbücher in

keiner Weise befriedigten. Es folgten Bücher der gleichen Art für Deutsch, „Dänischer Sprachführer", Französisch und Holländisch. Ich verfaßte auch für Dänen eine Einführung ins Englische, welche sehr viel Verwendung findet und jetzt in der neunten Auflage vorliegt.

Soziale und erzieherische Interessen

Im Jahre 1895 nahm ich an einer Tagung der Skandinavischen Lehrerschaft in Stockholm teil, der ersten großen Versammlung dieser Art, der ich bisher anwohnte, die mich tiefgehendst beeinflußte. Ein weiterer Ansporn sollte mir der „Volksuniversitätskurs" in Upsala werden, den ich kurz darauf besuchte. Damals war es auch bei der Abschiedsversammlung, als ich meine erste öffentliche Rede hielt. Bisher war ich ganz besonders scheu gewesen, und nur weil ich die einzige anwesende Dänin war, fand ich den Mut, ein paar Worte zu sprechen. Nur noch einmal nachher war ich so ängstlich wie an diesem Abend: es war, als ich zum ersten Male vor dem Völkerbunde sprach.

Nach dem Kongreß in Upsala begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, und zwar in der Weise, daß ich mich tätig nun zum ersten Male außerhalb meines Hauses und für die Einführung des Haushaltungsunterrichtes in den dänischen Schulen von dem ich in Schweden so sehr viel gehört und gesehen, einsetzte. Meine eigene Unfähigkeit in Haushaltangelegenheiten bestimmte mich, mit Enthusiasmus für die Idee einzutreten, allen Mädchen praktische Ausbildung in Haushaltführung zu geben. Es war mir in den vergangenen Jahren zur Überzeugung geworden, daß das genaue Verständnis für die Erfordernisse des praktischen Lebens im Hause für die Frau, ob sie sich verheiratet oder nicht, von größtem Werte ist.

Die erste Schulküche wurde einige Jahre später in Dänemark eröffnet, und jetzt ist dieser Unterricht in den meisten Städten sowohl in den Elementarschulen als auch in den höheren Unterrichtsanstalten sehr allgemein geworden. Ich

halte den Haushaltungsunterricht als Schulfach von größter erzieherischer Bedeutung und von hohem praktischem Werte, wie schon aus dem vorher Gesagten zu entnehmen ist. Es wäre nur sehr zu wünschen, daß auch in den Knabenschulen den Dingen des praktischen Lebens mehr Raum gegeben würde.

Je mehr sich in der Folge mein Interesse Sozial- und Erziehungsfragen zuwandte, um so deutlicher wurde mir bewußt, daß die einen nur in engstem Zusammenhange mit den anderen verstanden werden können und immer ein gemeinsames Problem ausmachen. Nur einige seien hier genannt: Hygiene, Sexualhygiene, Alkoholfrage, Freiluftschulen, Wohnungsfürsorge, Gartenstädte, weibliche Polizei, soziale Schulen für Frauen usw. Für einige dieser Probleme war es mir möglich, persönlich mich einzusetzen, Artikel zu schreiben, Versammlungen zu veranstalten usw. In anderen Fällen konnte mein Interesse in der Hauptsache nur platonischer Art sein, und ich fürchte, daß diese Vielseitigkeit meiner Interesseneinstellung eine gewisse Oberflächlichkeit in mir entwickelte; anderseits aber erkenne ich auch den Vorteil einer breiten Blickrichtung, weil sie mich instandsetzte, auch die Leistungen anderer Menschen zu beurteilen und zu verfolgen, auch da, wo ich mich nicht persönlich einsetzen konnte. Gerade aber diese besondere Fähigkeit war mir von allergrößter Hilfe, weil ich als Präsidentin des Bundes dänischer Frauen in der Lage sein mußte, die verschiedenartige Arbeit der weitverzweigten Organisationen, welche alle ein Teil der Frauenvereine bildeten, mit Verständnis zu überschauen.

Es war im Jahre 1897, als ich zum ersten Male zum Zwecke des Studiums der Sprache und der Erziehungs- und Sozialverhältnisse nach England reiste. Und seit jener Zeit bin ich sehr oft in England gewesen, habe dort viel gelernt, gute Freunde gefunden und eine Vertrautheit mit der englischen Sprache erworben, welche mir nicht nur außerordentlich zweckdienlich in beruflicher Hinsicht gewesen, sondern auch bei der internationalen Zusammenarbeit, welche bald soviel

meiner persönlichen Interessennahme ergriff, große Erleichterungen schuf. Ich kann die Notwendigkeit, wenigstens *eine* der Weltsprachen zu erlernen, nicht nachdrücklich genug betonen, besonders was uns kleine Nationen anbelangt, und kann nur immer wieder darauf hinweisen, wie außerordentlich nützlich es sein würde, zwei oder drei Weltsprachen zu beherrschen. Aber dies ist leider jetzt noch das Vorrecht von einigen wenigen; doch wie immer dem auch sei, ich hoffe, daß in Zukunft eine gemeinsame Welt-Hilfssprache der Völker (z. B. Ido, Esperanto) die allgemeine Verständigung und die Verhandlungen zwischen den Völkern um so vieles erleichtern wird. Man denke sich nur einmal eine internationale Konferenz ohne die ermüdenden, langwierigen Übersetzungen!

Die Frauenbewegung

Um dieselbe Zeit ungefähr trat ich der „Dansk Kvindesamfund" bei, welche unser ältester Verein zum Zwecke der Hebung der Frauenrechte ist. Seit damals habe ich ein stetiges, großes Interesse an der Frauenbewegung genommen, wenngleich ich niemals im Kampf um das Frauenstimmrecht in großem Stile aktiv teilgenommen habe; es schien mir so selbstverständlich, daß wir gleiche Rechte haben müßten, so daß es mir niemals notwendig erschien, viel darüber zu reden. Auch war ja so wenig Opposition und darum eine Diskussion fast unmöglich. Das Frauenstimmrecht wurde in Dänemark im Jahre 1915 gewonnen; wir Frauen gingen damals in großer Prozession durch die Hauptstadt, und es war nicht mein persönliches Verdienst an der Sache, sondern die Tatsache, daß ich Vorsitzende des Frauen-Nationalrates war, brachte es mit sich, daß mir die Ehre zufiel, im Namen der dänischen Frauen vor dem König und unserem „Rigsdag" zu sprechen. So geschah es, daß ich als erste dänische Frau in dem dänischen „Rigsdag" das Wort ergriff. Ich war jedoch glücklicherweise nicht die letzte. Es sind gegenwärtig zehn Frauen in den beiden Häusern. Ich selbst strebte nie nach parlamen-

tarischer Arbeit, doch bin ich der Überzeugung, daß die Angliederung der Frauen an die verschiedenen politischen Parteien noch die einzige positive Art ist, um Einfluß auf das politische Leben überhaupt zu gewinnen.

Internationale Zusammenarbeit

Die internationale Richtung der Frauenbewegung nahm bald meine stärkste Anteilnahme in Anspruch. Und als nun im Jahre 1899 der Bund dänischer Frauen gegründet wurde und gleichzeitig dem Frauenweltbund (der I. C. W.) angegliedert werden sollte, schloß ich mich, voller Begeisterung für die hohe Idee, daß dänische Frauen Hand in Hand mit allen Frauen der ganzen Welt gehen sollten, unserem Verbande an. Seither stehe ich in niemals unterbrochener engster Verbindung mit dem dänischen Nationalrat der Frauen und bin seit dem Jahre 1913 seine Präsidentin. Im Sommer 1899 wohnte ich dem Quinquennial des I. C. W. in London bei. Es war die erste internationale Tagung in meinem Leben und eine Offenbarung für mich. Obwohl ich seither viele solche Versammlungen miterlebte, steht jene erste als ein besonders tiefer Eindruck in meiner Erinnerung.

Besonders für uns, die wir den kleinen Ländern angehören, sind diese internationalen Zusammenkünfte von höchster Bedeutung. Man kommt in enge Fühlung mit Menschen und Problemen von Weltbedeutung, man sieht seine eigenen Probleme in einem neuen Lichte, unsere geistigen Vergleichsmöglichkeiten festigen sich und dehnen sich aus, und wir kommen mit neuer Kraft zu unserem heimatlichen, eigenen Werke zurück. Dazu kommt die persönliche Freundschaft und das Kameradschaftsgefühl mit Gleichgesinnten der ganzen Welt, die uns dankbar werden lassen für soviel Reichtum. Ich habe fast alle Kongresse des Frauenweltbundes miterlebt und wurde im Jahre 1914 als eine seiner Vizepräsidentinnen auserwählt. Auch einige der Konferenzen der Suffrage Alliance und der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit habe ich besucht und folge ihrem Schaffen mit der größten

Anteilnahme. Ich empfinde es als ein großes Vorrecht, daß ich zu meinen persönlichen Freunden die drei hervorragenden Frauen, welche die Leitung dieser bedeutenden internationalen Frauenverbände in fähigen Händen halten, Lady Aberdeen, Mrs. Corbett Ashby und Miß Jane Addams, zählen darf.

Friedenswerk

Der erste von dem Frauenweltbund angenommene Programmpunkt war der des Friedens und des Schiedsgerichtes, und zwar geschah dies zu einer Zeit, als die Mittel der friedlichen Auseinandersetzungen zwischen den Staaten noch in keiner Weise volkstümlich waren; es scheint mir ganz gewiß zu sein, daß der Internationale Frauenbund in dieser Hinsicht in großem Ausmaße erzieherisch gewirkt hat. Im Jahre 1907 wurde eine Deputation des I. C. W., an welcher ich teilnahm, von dem Präsidenten der zweiten Haager Konferenz empfangen, welche eine Denkschrift, deren Inhalt die Notwendigkeit des Schiedsgerichtes anregte, überreichte.

In bezug auf meine Arbeit für den Frieden regten sich in mir dieselben Gefühle wie bei der Frauenstimmrechtsfrage; es war mir immer schwierig, beweiskräftig darzulegen, daß der Frieden der einzige, verständliche Status der Dinge nur sein könne, weil für mich selbst ein anderer Standpunkt in keiner Weise sinngemäß und annehmbar erschien. So kann ich mich nicht erinnern, jemals einen besonderen Friedensvortrag gehalten zu haben.

Der Krieg

Trotzdem unser Vaterland zu den wenigen Staaten gehörte, die das große Glück hatten, neutral bleiben zu können, machten sich die Auswirkungen des Krieges auf das Schärfste bemerkbar, und zwar nicht nur in materieller, sondern auch in

moralischer Beziehung. Öfters machten sich Arbeitslosigkeit und eine gewisse Verschiebung auf dem Arbeitsmarkte bemerkbar, welche auch die Frauen in hohem Maße traf. Der Bund dänischer Frauen versuchte in jeder Weise in Gemeinschaft mit anderen Frauenverbänden diese Schwierigkeiten zu beheben. Es wurden Arbeitsstätten für arbeitslose Frauen eröffnet, Kurse zur Weiterbildung und Unterhaltungen veranstaltet; und als die Ernährungsschwierigkeiten auch bei uns einkehrten, eröffneten wir Klassen, in denen den Hausfrauen der ärmeren Bevölkerung sparsames Wirtschaften gezeigt wurde. Später haben wir Dänen an dem internationalen Hilfswerk, das so unsagbar traurige Notwendigkeit unter den Nachkriegszuständen geworden war, unser Teil getan. Als z. B. Dr. Fritjof Nansen im Jahre 1922 für russische Mädchen in Konstantinopel, die aus höchster Not zur Prostitution getrieben wurden, die skandinavischen Frauen um Hilfe anrief, gelang es dem Bund dänischer Frauen, innerhalb weniger Wochen 7000 Kronen für diese Unglücklichen zu sammeln.

Für mich persönlich bedeutete der Krieg einen furchtbaren Schlag. Ich hatte ihn nicht erwartet und hatte gehofft, daß, wenn auch nicht moralische, so doch egoistische Erwägungen den Krieg verhindern müßten, der, meiner Ansicht nach, der unzweckmäßigste Weg zur Schlichtung von Uneinigkeiten ist. Während damals viele Leute die Friedensbewegung als eine naive, von ungesundem Idealismus getragene Bewegung verunglimpften, die mit keinerlei Realitäten zähle, fühlte ich und fühle es auch noch heute, daß nur diejenigen zu tadeln sind, welche den Friedensgedanken nicht mit ihrem ganzen Einflusse stützten. Und es war mir zur Gewißheit geworden, daß nunmehr gerade der Zeitpunkt gekommen, mehr denn jemals zuvor, für die Friedensarbeit einzutreten und alles vorzubereiten für den Frieden, den wir alle während des ganzen Krieges so leidenschaftlich ersehnten — alle, mit Ausnahme der wenigen Fanatiker, die überhaupt nicht mehr fähig waren, an etwas anderes als an den Krieg zu denken, und natürlich auch die Kriegsgewinnler. Während des ganzen

Krieges stand ich in Briefwechsel mit vielen führenden Frauen der in den Krieg verstrickten Staaten; wenn ich nicht gewußt hätte, woher diese Briefe kamen, so hätte ich dies nach dem Inhalte nicht feststellen können, weil sie alle so gleichartig in dem Abscheu vor dem Kriege, in den Berichten von Leiden und Verlusten und so voller Friedenssehnsucht waren; sogar die Worte waren oft ein und dieselben. Oh, wie erbarmungswürdig war all dies gewesen und wie tief schmerzlich das Gefühl, so wenig helfen zu können!

Als die Frauen aller Länder im April 1915 im Haag zusammenkamen, um den Versuch zu machen, das Kriegsende so schnell wie möglich herbeizuführen oder doch wenigstens, um alles zu tun, einen neuen Krieg zu verhindern, war ich leider nicht in der Lage, auch dabei zu sein; aber ich wurde von den anderen dänischen Frauen, die dieser bedeutsamen Konferenz anwohnten, auf dem laufenden gehalten. Im Jahre 1916 trat gewissermaßen als Ergebnis der Haager Zusammenkunft die sogenannte „Fordkonferenz" in Stockholm zusammen. Ich selbst war eine der fünf Delegierten (wir waren drei Männer und zwei Frauen) für Dänemark. Diese Tagung war in ihrer Art voller Bedeutung, wenngleich innere Uneinigkeiten die Konferenz und ihr Werk erschwerten. Für mich war es eine große Enttäuschung, daß dem hohen Ziel, dem wir alle gleich zustrebten, nicht eine größere und entscheidendere Bedeutung beigegeben wurde als den auseinandergehenden Meinungen bezüglich der einen Erfolg gewährleistenden Mittel. Doch wie immer dem auch sei, haben wir auch Nützliches geleistet und dies besonders was die Beeinflussung bzw. Erziehung der öffentlichen Meinung anbelangt. Die Friedensziele konnten und mußten notwendigerweise von den Neutralen sachlicher und leidenschaftsloser behandelt werden als in den kriegführenden Ländern.

Sehr eigentümlich muß es anmuten, daß diese Konferenz in Stockholm von beiden Seiten der kriegführenden Staaten als äußerst verdächtig angesehen wurde, und es ist nach meiner Überzeugung dies der beste Beweis, daß, was immer sonst gesagt werden mag, wir in der Tat neutral waren.

Was mich selbst anbetrifft, so glaube ich, daß mich meine Stockholmer Erfahrungen wenn nicht glücklicher, so doch ein wenig weiser gemacht haben. Auch möchte ich nicht versäumen zu sagen, daß persönliche Freundschaften angebahnt wurden, deren Wert für mich dauernd ist.

Der Völkerbund

Als der Vertrag des Völkerbundes im Jahre 1919 entworfen wurde, enthielt die erste Fassung kein einziges Wort über die Zulassung der Frauen, eine Unterlassungssünde, die durch die Anerkennung einer Abordnung, an deren Spitze Lady Aberdeen stand, und die sich zusammensetzte aus Vertreterinnen des I.C.W. und der W.I.S.A., beseitigt wurde. Jetzt enthält der Artikel 7 die folgenden Worte: „Alle Sitze, die in unmittelbarer Verbindung oder in irgendwelcher Beziehung zu dem Völkerbunde stehen, inbegriffen die des Sekretariats, sollen in gleicher Weise für Männer und Frauen offen sein" — eine Bestimmung, welche ein Freibrief für die Frau im Bereiche des Völkerbundes genannt werden kann. Die beiden gleichen Frauenorganisationen beauftragten ihre Gruppen der verschiedenen Länder, alsbald ihre Regierungen zu veranlassen, auch Frauen in die Abordnungen für den Völkerbund einzureihen. Geführt von dem Bund dänischer Frauen erreichte eine große Anzahl von Frauenvereinen in Dänemark, daß ich als Mitglied der dänischen Abordnung zu der ersten Völkerbundssitzung im Jahre 1920 nach Genf entsandt wurde. Außer mir wohnten dieser Tagung nur noch zwei Frauen bei: Frau Bugge Wicksell aus Schweden und Professor Kristine Bonnevie aus Norwegen. So waren also die skandinavischen Länder Pioniere in dieser Beziehung. Zu späteren Versammlungen haben Rumänien, England, Australien und jetzt auch Deutschland je eine Frau entsandt. Ich war bei allen sieben gewöhnlichen Sitzungen, und zwar zuerst als „déléguée technique" und später als Delegiertestellvertreterin, was auch die Stellung der anderen abgeordneten Frauen war. Bislang war noch keine Frau „Vollabgeordnete", von denen jede Re-

gierung nur drei hat; aber der Unterschied zwischen einem eigentlichen Delegierten und einem stellvertretenden ist rein formell, und wir Frauen haben in der Tat ein gut Teil Arbeit in den Sitzungen geleistet, haben oft in der Versammlung gesprochen, und die meisten unter uns waren Berichterstatterinnen über verschiedene Punkte der Tagesordnung. Es ist für mich eine Freude, sagen zu können, daß wir alle unsere Arbeit in bestem Einvernehmen mit unseren männlichen Mitarbeitern leisten konnten.

Zufälligerweise war ich die einzige Frau, welche in der ersten Völkerbundsversammlung sprach. Der Handel mit Frauen und Kindern (der Mädchenhandel) war der Punkt, der mich zum Worte drängte, weil ich fühlte, daß in dieser Sache die Ansicht einer Frau gehört werden müsse. Es mag nicht groß verwundern, daß mich ein außerordentliches Verantwortlichkeitsgefühl geradezu bedrängte, mich nervös machte, als ich in jener Versammlung zum Rednerpulte ging. Nicht nur die Verantwortung in bezug auf die Frage, zu der ich Stellung nahm, sondern auch die Verantwortlichkeit als die Vertreterin meines Geschlechtes lag vollbewußt auf mir. Meine Rede, welche sehr kurz war, wurde wohlwollend entgegengenommen. Ich wies nicht nur auf die absolute Notwendigkeit hin, daß gegen diesen menschenunwürdigen Handel mit strengsten und wirksamsten Mitteln vorgegangen werden müsse, sondern ich hob auch nachdrücklich hervor, daß der Völkerbund auch für die Tausend und aber Tausend von unglückseligen Frauen und Kindern, die während des Krieges deportiert und noch immer in den Harems der Moslem zurückgehalten wurden, etwas tun müsse.

Diese Frage, welche zuerst nur gemeinsam mit dem Mädchenhandel in die Erörterungen mit einbezogen wurde, war seither ein besonderer Punkt der Verhandlungen, und zwar unter dem Namen: Schutz für Frauen und Kinder in dem nahen Osten. Sie stand auf allen nachfolgenden Versammlungen auf der Tagesordnung, und ich habe auf den Völkerbundstagungen von 1923 und 1924 über diesen speziellen Gegenstand Bericht erstattet, wobei ich auch das hervor-

ragende Werk der Dänin Karen Jeppe, die unter dem Protektorate des Völkerbundes für die armenischen Frauen und Kinder ein Heim in Aleppo in Syrien leitet, hervorgehoben habe. Ich bin stolz darauf, diese mutige, wundervolle Frau Freundin nennen zu können. Und es ist mir eine Freude, ihrem Werke im Zusammenhange mit dem Völkerbunde und auch in anderer Weise behilflich und nützlich gewesen zu sein. Diese und andere Fragen waren die Erörterungspunkte des sogenannten fünften Komitees der Versammlung. Von den anderen Fragen waren es besonders alle hygienischen Gebiete und Dr. Nansens Fürsorge für die Flüchtlinge, die mich am meisten fesselten.

Besonders jetzt, davon bin ich überzeugt, wo die politischen Fragen zu so vielen Schwierigkeiten Anlaß geben, wird die humanitäre Seite der Arbeiten im Völkerbund von ganz besonderer Bedeutung sein, weil eine Hauptaufgabe darin zu suchen ist, die Völker zu veranlassen, in friedlicher Weise zusammenzuwirken und ihre Mißverständnisse auf neutralem Boden zu schlichten. Es ist ja auch eine Tatsache, daß die meisten Nationen, welche noch nicht Mitglieder des Völkerbundes sind, sich in irgendeiner Art an seinem menschenfreundlichen Streben beteiligen.

Bei all meiner Arbeit im Zusammenhang mit dem Völkerbund war mir Dame Rachel Crowdy, die Leiterin der sozialen Sektion des Sekretariates, eine ganz hervorragende Hilfe; ihre Tatkraft und ihr unermüdliches Schaffen hat so sehr viel zum Erfolg bei manchen sozialen Aufgaben, die sich der Völkerbund gestellt hatte, beigetragen. Herzlich dankbar bin ich auch für Hilfe und Ermutigung von seiten der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit in Gent.

Neben den verschiedenen Fragen, welche im unmittelbaren Bereiche meines eigenen Arbeitsfeldes liegen, versuche ich auch, soweit es mir irgend möglich ist, die mannigfaltige Tätigkeit des Völkerbundes in anderen Richtungen zu verfolgen, was natürlich von größter Wichtigkeit für mich als Rednerin über den Völkerbund ist. Im Laufe der letzten Jahre habe ich einen großen Teil meiner Zeit dafür hin-

gegeben, um in verschiedenen Ländern über den Völkerbund aufklärend zu reden und selbst in den Vereinigten Staaten von Amerika habe ich im Jahre 1925 des öfteren gesprochen; dort habe ich zu meiner großen Freude und entgegen meinen Erwartungen in vielen Kreisen großes Interesse für den Völkerbund gefunden.

Wenn ich auch von ganzem Herzen an die hohe Mission des Völkerbundes glaube, so bin ich doch nicht eine seiner blinden Bewunderer. Trotz vieler Unvollkommenheiten und wenn auch viele seiner Schritte in diesen ersten Jahren notwendigerweise tastend und vielleicht auch irrend sein mögen, so glaube ich dennoch an seine große, seine heilige, seine unentbehrliche Mission, nämlich die Befriedung der Welt in politischer und rein menschlicher Beziehung.

Doch wenn immer der Völkerbund das wirkliche Werkzeug für den Frieden der Welt werden soll, so muß sein Wirken von einer aufgeklärten und hellsehenden Volksmeinung getragen sein. Und es steht außer Frage, daß wir Frauen dabei unser Teil mitzuschaffen haben. Als Mütter und Haupterzieher der Völker eignet uns Frauen ein ganz außergewöhnlicher Einfluß auf alles Geschehen und eine besondere Verantwortlichkeit in dem großen Kampfe für Frieden und Verständigung auf Erden.

Kopenhagen, Mai 1926.

Henni Forchhammer

ELISABETH KUYPER

Mein Lebensweg

Es gibt wohl nichts, was mir so wenig liegt, wie eine Autobiographie zu schreiben, denn es war stets die Zukunft mehr als die Vergangenheit, der mein Interesse galt. Vielleicht bin ich nicht alt genug, um gerne rückwärts zu schauen. Jedenfalls denke ich lieber an das, was noch zu tun ist, als an das, was ich bereits geleistet, erlebt habe. Wenn jetzt der Tod vor mir stände und ließe mir die Wahl, dann würde ich das Leben wählen, weil noch soviel vor mir liegt, was ich noch erreichen, noch schaffen möchte; habe ich doch bisher meine kompositorische Kraft nur teilweise benützen können.

Eigentlich war mein Leben immer und zu jeder Zeit Kampf — Kampf allerdings um ideelle Güter, denn in jeder anderen Weise gehe ich dem Kampfe gerne aus dem Wege, und ich wäre gewiß ein schlechter Soldat geworden!

„Stehen wir am Abschluß oder am Anfang der Frauenbewegung", fragte neulich jemand. Leider muß ich sagen, wir stehen am *Anfang!* —

Pionier zu sein auf dem Gebiete, das mir durch meine Begabung angewiesen war — nämlich zum Komponieren und Dirigieren vorbestimmt — heißt für eine Frau, heute vielleicht noch mehr wie früher, kämpfen, ringen um jeden Schritt, der vorwärts führt. Und heute ist der Kampf schwerer als früher, weil die Frau sich nur in einer lebendig sich vollendenden Kulturperiode durchringen kann; und stehen wir nicht wieder vor einem Neuaufbau, trotz aller bereiten Kräfte, nachdem der Weltkrieg die Kultur bedroht hatte! In Zeiten, in denen die Waffen für die Völker notwendig sind, um sich Recht zu schaffen, in denen die Gewalt herrscht, bleibt der Frau nichts übrig, als zu weichen, zu warten auf

die neue Kultur, die ihr von selbst den Platz einräumen wird, der ihr gebührt. Und ehe es soweit sein wird, stehen uns noch große Änderungen bevor. Aber das Licht, auf das wir alle in Sehnsucht hoffen, wird erst dann kommen, wenn das „freie Bahn dem Tüchtigen" auch für die Frau in jeder Beziehung Wirklichkeit geworden, wenn nicht nur alle Bildungsmöglichkeiten, sondern auch deren praktische Auswertungen den Frauen zugute gekommen sind, wenn die Frau überall in allen leitenden Stellungen zugelassen ist. Bei der Verrohung der Sitten, die die Nachkriegszeit mit sich gebracht hat, sind Frauen notwendig, die die Macht haben, Schwache, Kranke, Alte und — wollen wir dies nicht vergessen — Tiere zu schützen, denn auch in dieser Beziehung wird viel gesündigt. Wir brauchen in unserer Zeit die Frauenbildung, um eine neue Generation zu erziehen!

Bei einem Aufbau der Kultur müssen die geistigen Kräfte der Nationen, die so vernachlässigt und unversorgt sind, gesammelt und gehoben werden, wo man sie findet, bei Mann oder Frau.

Doch nicht über allgemeine Fragen, sondern über mich selbst soll ich schreiben. So will ich vor allem feststellen, was ich erreicht habe und was noch an Verschlossenem zu erkämpfen ist.

Jugendjahre

Selbstverständlich ist es, daß mich schon in meiner ersten Kindheit eine glühende, heiße Liebe zur Musik im besonderen, zur Kunst und zur Schönheit im allgemeinen erfüllte. Doch nicht nur dies, denn auch für das Wissen, für alles Geistgerichtete hatte ich eine tiefe Verehrung. Ein Dichter, Schriftsteller, Maler und Komponist, das waren für mich gottbegnadete Wesen, das waren meine Helden. Alles, was echt, wahr und groß war, nahm mich sofort gefangen, belebte mich. Ob es eine schöne Melodie, ein Gedicht, ein Gemälde oder ein großartiges Stück Natur gewesen, die Schönheit war mir von Anfang an Lebensnahrung, die Liebe zum Schönen

Naturtrieb. Doch hätte ich zehn Leben haben mögen, um mich in jeder Phase des geistigen Wirkens vollenden zu können. Da aber die Liebe zur Kunst besonders stark war, so stellte ich mich schon in meinem sechsten Jahre ganz und gar auf die Musik ein. Als ich sieben Jahre alt war, erklärte mein erster Lehrer meinen Eltern, daß ich jetzt gerade das von der Musik wisse, was er selbst davon könne.

Bald lud man mich zum Öffentlichspielen ein, und jedermann meinte, ich wäre besonders begabt. Das Klavier war zuerst Ausdrucksmittel, aber der Trieb, selbst zu erfinden, kam bald und damit der schöpferische Rausch, das Aufgehen und Sichversenken in Ideen. So nahm mein Leben ganz von selbst die ihm eigene Richtung. Wie der Priester zur Religion, so war ich zur Dienerin der Kunst bestimmt. Ich war ihr geweiht, für sie zu leben, für sie alles zu opfern — Freundschaft, Liebe, Stellung und äußeres Ansehen. Über allem stand die Kunst.

Aus solcher Vorbestimmung und Weltanschauung heraus ist ursprünglich das Leben entstanden, welches geistig und ästhetisch gerichtete Naturen zu führen haben — in einer Welt, welche die Materie und nicht den Geist gelten läßt, besonders im Hinblick auf die Frau!

Lehrjahre und erste Erfolge

Da man Geist eigentlich bei einer Frau für unweiblich hielt, so verschloß man ihr überall die Tür. Solange es sich nur darum handelte, das Klavier zu bemeistern und die üblichen Examina zu bestehen, ging alles leicht; denn als Klavierspielerin ließ man die Frau vollkommen gelten. So erhielt ich schon mit siebzehn Jahren die beiden Diplome ersten Grades mit Auszeichnung als Pianistin und Lehrerin der „Maatschappy ter Bevordering der Toonkunst" in Holland und spielte bei der Prüfung eine eigene Sonate und eine Präludie nebst Fuge vor. Eine einaktige komische Oper, die in derselben Zeit komponiert wurde und eine lustige Episode aus dem niederländischen Volksleben darstellte (das Libretto

ELISABETH KUYPER

stammt von meinem alten Freund Tours), wurde unter freudigem Beifall des Volkes in Amsterdam zur Aufführung gebracht.

Bald darauf konnte ich meine erste Violinsonate (Verlag Noske, Holland) selbst auf dem Musikfest in Nymwegen spielen.

Inzwischen hatte mich mein Weg zur ehemaligen königlichen Hochschule in Berlin geführt, um dort, woselbst ich später einmal lehren sollte, meine letzte Ausbildung zu erhalten. Der geniale Geiger Joachim stand an der Spitze der Anstalt, so daß die Violinabteilung hervorragte.

Bald aber kam die Enttäuschung! Wo ich das Höchste wünschte und instinktiv das Geniale suchte, fand ich Talent, Fleiß und oft Philistertum. Wo ich elementare, künstlerische Kraft, ein Klaviergenie wie einen Eugen d'Albert, einen Bugoni oder Paderewski erwartete, fand ich den tüchtigen Professor Barth. Dem Lehrer, bei dem ich Komposition studieren sollte, mangelte — dies fühlte ich instinktiv — die Urkraft des Temperaments. Mein Künstlerblut floß schneller; ärgerlich über die Enttäuschung besuchte ich seine Stunden nicht mehr.

Wo aber den richtigen Meister finden? Es war in jeder Beziehung nicht leicht, denn abgesehen von den ideellen Schwierigkeiten kostete das Lernen bei solchen von Gott Begnadeten sehr viel Geld.

Als erste Frau zugelassen zur Meisterschule für Komposition der Akademie der Künste

Da hörte ich, daß der berühmte Komponist Max Bruch an der Meisterschule für Komposition der Akademie der Künste wirkte. Der Unterricht war für die vom Meister Erwählten frei. Er nahm nur jeweils sechs Schüler auf, aber man hielt nur männliche Schüler für begabt zur musikalischen Komposition; Frauen konnten doch nicht komponieren!

Eines Tages ging ich mit meinen Kompositionen zu Max Bruch. Er war ein liebenswürdiger und feinsinniger Mensch,

zu dem man gleich Zutrauen faßte. Er stellte Talent und schöpferische Begabung fest, und schon nach wenigen Tagen kam die Nachricht, daß ich Meisterschülerin bei Max Bruch geworden war. Damit aber hatte die Akademie der Künste auf diesem Gebiete ihre Pforten der Frau eröffnet. —

Jetzt fand ich Verständnis für meine Ziele, für mein heißes Künstlertemperament. Wie gütig der Meister stets war! Wir flogen zusammen in die Unendlichkeit der Phantasie, schwärmten für das Schöne und Große. Für ihn, den Meister, war ich sein geistiges Kind, und er sorgte für mich mit rührender Väterlichkeit. Er war nicht nur der Meister, sondern der treue Freund, der immer zu meiner Verfügung war, und — und er ist dies geblieben bis zu seinem Tode. Er kämpfte für das Talent, wo immer er es erkannte, und so kämpfte er für mich wie ein Löwe gegen die Vorurteile, welche der schöpferischen Frau von der Welt entgegengebracht wurden. Er, der nur selten noch zum Taktstock griff, war es, welcher später mein Violinkonzert (Verlag Simrock, Leipzig) an der Spitze des Philharmonischen Orchesters mit Witek als Solist einführte, der meine Orchesterserenade (Verlag Cranz, Brüssel) bei der Uraufführung dirigierte. Und mit welcher Achtung wurde die Frau, die höhere Ziele hatte, von ihm behandelt! Er, der feinbesaitete Kulturmensch, war seiner Zeit, in der die Frau dem Manne nicht ebenbürtig war, weit voraus. Er besaß eben wirkliche Kultur, welche nie vernichtet, sondern stets aufbaut.

Das Mendelssohn-Staatsstipendium für Komposition zum ersten Male einer Frau verliehen. Die staatliche Hochschule für Musik stellt eine Frau als Lehrerin für Theorie und Komposition an. In Amt und Würden

Eine große Freude war die Nachricht, daß die Akademie der Künste mit Joachim als Vorsitzenden mir das Mendelssohn-Staatsstipendium für Komposition für meine eingereich-

ten Werke verliehen hatte. Es war das erstemal, und ist es seither auch geblieben, daß man den Kompositionsstaatspreis einer Frau gewährt hat.

Über Mangel an öffentlicher Anerkennung kann ich mich übrigens nicht beklagen. Meine Kompositionen kamen erfolgreich zur Aufführung. Die Presse würdigte mich durchaus als ernste Künstlerin — sogar beim Taktstock. Und ohne mein Dazutun wurde mir die Stellung einer Lehrkraft für Theorie und Komposition an der Staatlichen Hochschule für Musik angeboten.

Zu gleicher Zeit wurde ich auswärtige Referentin für Kunst der „Nieuwe Rotterdamsche Courant", eine interessante Tätigkeit, da ich über alle wichtigen Neuerscheinungen auf symphonischem und dramatischem Gebiete zu berichten hatte.

Viel Freude bereitete mir auch meine Sängerinnenvereinigung, die — von mir gegründet — dem Lyzeumklub angegliedert war. Die kunstfreudigen Damen, alles Solistinnen mit schönen Stimmen, unterstützten mich aufs hingebendste bei meinen öffentlichen Aufführungen. Meine Konzerte mit internationalen Volksliedern, die ich für den Chor bearbeitete (einige davon bei Simrock verlegt), fanden viel Beifall. In diese Zeit gehört auch der Name Hedwig Heyl, die gütig und verständnisvoll mein Werk zu fördern versuchte.

Künstlerische Erfolge als Komponistin und Klavierspielerin
Gründung des ersten Frauen-Symphonie-Orchesters

Es kamen jetzt Jahre ruhiger, erfolgreicher Arbeit. Meine Ballade für Violincell und Orchester (Verlag Simrock) wurde von bekannten Solisten mit dem Philharmonischen Orchester in Berlin, Scheveningen und auf dem Amsterdamer Tonkünstlerfest unter Leitung von Mengelberg gespielt; mein Trio für Klavier, Violine und Violoncell (Verlag Eulenburg, Leipzig) kam mit Telmanyi als Geiger zur Erstaufführung, wobei ich selbst die Klavierpartie spielte, und wurde glänzend aufgenommen. Das Stück ist Herrn Professor Dr. Wilhelm

Altmann, dem Direktor der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek, gewidmet, als Dank für seine treue fördernde Freundschaft und sein stetes Interesse für mein Schaffen.

Zur Eröffnung der so glänzend gelungenen Ausstellung „Die Frau im Haus und Beruf" führte ich in Gegenwart der Kaiserin Augusta Viktoria und des Hofes ein eigenes Werk für Chor und Orchester auf und leitete auch dort die täglichen Konzerte des von mir gegründeten Frauenorchesters. Auch in Amsterdam dirigierte ich zur Ausstellung „Die Frau 1813—1913" die Aufführung desselben Werkes. In Köln Münster, Stettin, Scheveningen und auch in den Konzerten des Amsterdamer Konzertgebouworchesters kam unter Mengelbergs Leitung meine Orchesterserenade zum Vortrag. Ebenso wurde das Violinkonzert wiederholt in verschiedenen Städten mit den städtischen Orchestern gespielt. Es ging alles in großem Crescendo aufwärts — bis der Weltkrieg ausbrach und die Nationalitätsfrage wichtiger wie die des Talentes wurde. Auch ich, die ich in Holland geboren war, wurde von der giftigen Welle nationaler Vorurteile berührt, die mit dem Krieg über die Welt losbrach. Zuerst in Deutschland, später auch in England hinderte sie mich an der Durchführung meiner Pläne. Man traf sie überall, am stärksten in den Kriegsländern, obwohl die Amerikaner weitherziger waren.

Der Staat gibt der Frau wohl dieselben Pflichten — dieselben Rechte erhält sie nicht

Obgleich mich meine ganze Begabung zum Orchester drängte, war der Lehrberuf die einzige staatliche Stellung, in der man eine Frau zuließ. Und auch hier war es das erstemal, daß man eine Frau als Lehrkraft für Theorie und Komposition berief. Als Hilfslehrerin fing ich an, wurde dann außerordentliche Lehrkraft und erhielt bald die achtzehn Pflichtstunden der ordentlich angestellten Lehrer. Die Klavier- und Gesangslehrer, auch die männlichen Kollegen in derselben Stellung wie ich (Hauptfach Theorie und Kompo-

sition), erhielten damals die pensionsberechtigte staatliche Anstellung. Obgleich ich dieselbe vollgültige Arbeit leistete, blieb von der Seite des Direktoriums für mich, die Kompositionslehrer*in*, der die Pensionsberechtigung enthaltende Vertrag aus. Es wurde in den Wirren der Kriegs- und der Nachkriegszeit versäumt. Was bedeutete in dieser Zeit das Schicksal einer Frau!

Nachdem ich zwölfeinhalb Jahre im Staatsdienste gewesen war, brachen nach schwerer Erkrankung und unter dem Drucke der schwierigen Verhältnisse der damaligen Zeit meine Nerven zusammen. Obwohl mir von den Referenten für Kunst im Preußischen Kultusministerium eine zum Leben ausreichende Pension versprochen wurde und ich während der ganzen harten Zeit des Krieges treu meines Amtes gewaltet hatte, und zwar im Hinblick auf die spätere Pensionierung und durch die Geldentwertung für eine zu geringe Entschädigung (wie damals alle Staatsbeamten), doch, wie mein Chef Humperdinck erklärte, zur vollsten Zufriedenheit meiner Vorgesetzten und meiner vielen Schüler, fertigte man mich ab mit einem monatlichen Almosen von fünfzig Mark. Die versprochene Pension ist mir bis zum heutigen Tage vorenthalten worden, obgleich die einst von mir eingenommene Stellung jetzt in der Sondergruppe III B steht (einige Kollegen sind sogar in IV B), einer Gruppe, in welcher die höchsten Staatsbeamten eingegliedert sind.

Wäre ich ein Mann gewesen, so hätte ich selbstverständlich den Vertrag längst gehabt; als Frau aber habe ich weder ideell durch Aufführungen meiner Kompositionen innerhalb der Hochschule noch materiell für meine langjährige Arbeit kaum irgendwelche offizielle Anerkennung gefunden.

Max Bruch und Humperdinck geben beim Verlassen der Hochschule hervorragende offizielle Zeugnisse

Anderes erfuhr ich von meinen beiden Vorgesetzten. Zuerst Max Bruch, später Humperdinck, der Komponist von „Hänsel und Gretel", haben mir die glänzendsten offiziellen Zeugnisse

über meine Leistungen gegeben und standen vollständig auf meiner Seite. Sie waren empört über das spätere Verhalten des Direktoriums der akademischen Hochschule für Musik (hauptsächlich über Professor Fr. E. Koch, der mir Schwierigkeiten machte, nur weil er meine Stellung gerne von einem Freunde besetzt gesehen hätte, besonders als sich die finanziellen Verhältnisse besserten). Auch Humperdinck wurde sehr von ihm gequält. Der große deutsche Meister erhielt die unbegabtesten Schüler von Koch, der die Geschäfte führte, zugeteilt. Er war ja wie ein Kind, das sich nicht zu wehren wußte!

Humperdinck schrieb damals an Max Bruch: „Ich habe alle Schritte getan, um Fräulein Kuyper zu rehabilitieren. Sie können sich aber denken, daß ich unter diesen Umständen froh sein werde, wenn ich aus diesem Intrigantennest heraus bin." (Ich möchte hierbei bemerken, daß dies sich abspielte, bevor der heutige Direktor Franz Schreker an der Spitze der Anstalt stand.)

Die Stellung eines Professors an einem staatlichen Institut war während des Krieges in Deutschland für einen schaffenden Künstler fast ein Martyrium. Durch die anstrengende Lehrtätigkeit wurden die schöpferischen, die schaffenden Kräfte lahmgelegt, und ich erkannte deutlich, daß der Komponist der Lehrtätigkeit bei diesen schwierigen Verhältnissen restlos zum Opfer fallen müßte!

Mit dem Taktstock durch die Welt

Mein Herz und mein Sinn waren bei der lebendigen Kunst, beim Orchester vor allem. Meine ganze Begabung hatte mich für die Dirigententätigkeit vorbereitet. Das Orchester war die größte Leidenschaft meines Lebens. Ohne Geigen- und Bläserklang konnte ich mir ein Leben gar nicht denken. Die meisten meiner Kollegen an der Meisterschule wurden später Leiter eines städtischen Orchesters oder übernahmen die musikalische Leitung einer Oper.

Jetzt galt es, sich die Dirigentenlaufbahn zu erobern. Mein früheres von mir gegründetes Frauen-Symphonieorchester,

dem die Presse stets wohlwollend gegenüber gestanden hatte, konnte nicht ohne weitgehende Finanzierung fortbestehen. Die Künstlerinnen mußten für ihre Leistungen entschädigt werden. Das war ja mein Ziel, den Orchesterberuf für die Frauen zu eröffnen, ihnen künstlerische Arbeit zu geben, weil die Frau mit vollendet künstlerischer Ausbildung fast nur im Restaurant und Kino zugelassen wird, von den wenigen Solisten abgesehen. Ich habe entsetzliches Elend unter den Künstlerinnen in den verschiedensten Ländern kennen gelernt. Öffentliche Subvention gab es aber nur für Männer-Symphonieorchester. Die Finanzwelt war zu wenig mit den sozialen Verhältnissen der Künstlerinnen bekannt, um ihre helfende Hand zu reichen. Es hat ja *überall* und immer an kunstbegeisterten Frauen und Männern gefehlt, die bereit waren, eine künstlerische und zumal eine so neue Idee wie diese praktisch zu unterstützen. So kam der Augenblick, der mich zwang, mit blutendem Herzen mein Orchester aufzulösen, weil ich — die Künstlerin — allein vor der Aufgabe der Finanzierung stand.

Bekanntlich sind alle Symphonieorchester stets gemeinnützige kulturelle Unternehmungen, die nie einen finanziellen Gewinn bringen und niemals — ebenso wie die Oper — ohne Subvention dauernd bestehen können.

Als Dirigentin in Holland, England und Amerika. Gründung eigener Frauen-Symphonieorchester

Nach meiner Hochschultätigkeit gründete ich trotzdem wieder von neuem in drei verschiedenen Ländern Frauen-Symphonieorchester, weil ich dies als eine meiner künstlerischen Aufgaben erkannte. Im Mai 1923 führte ich im Haag mit einem selbstgebildeten holländischen Orchester und einem herrlichen Chor meine Festkantate auf, welche die Frauenideale besingt und verherrlicht, und begrüßte damit den internationalen Frauenrat, welcher in Holland tagte. Im

Oktober 1923 bildete ich in London ein aus englischen Künstlerinnen bestehendes Symphonieorchester, wobei auch die Holz- und Blechbläser von Damen besetzt waren, und rief zu gleicher Zeit ein illustres Komitee mit Lady Aberdeen an der Spitze und allen möglichen Größen aus der Londoner Künstlerwelt zusammen. In einem dieser Londoner Orchesterkonzerte fand die Uraufführung meines Werkes: „Das Lied der Seele" für Orchester, sechs Solostimmen (und Psyches Tanz) statt, und Tilly Koenen sang in dieser Zeit in einem Konzert bei Jk. Mr. De Marees van Swinderen und seiner liebenswürdigen Gattin in Gegenwart der englischen Hofgesellchaft und der auswärtigen Gesandten meine damals gerade erschienenen Lieder (Verlag Simrock). Auch Lady und Lord Aberdeen interessierten sich beide sehr für mein Werk und führten mich durch öffentliche Ansprachen nach dem ersten Konzert in liebenswürdigster Weise beim englischen Publikum ein.

Ich lernte in London eine große Anzahl von Frauen aus den englischen sozial interessierten Kreisen kennen, von allen politischen Richtungen. Bei einem meiner Konzerte saßen Lady Aberdeen, die Präsidentin des Internationalen Frauenrats, Mrs. Ovilgie Gordon, die Vizepräsidentin und Sylvia Pankhurst, die Kommunistin und Herausgeberin des „Workers Dreagnought", die drei Frauen, welche für mein Frauenorchester eintraten, einträchtig nebeneinander. Aber auch in London fehlte das Geld, und ich stand auch dort *allein* vor der ungeheuren finanziellen Aufgabe.

Lob gab es genug, aber niemand, der die materielle Seite übernahm.

So ging es zu neuem Wirken nach New York. Mit größtem Bedauern verließ ich mein in der Tat wunderbares Orchester in London, das eine ausgezeichnete Aufnahme in der Presse gefunden hatte. Sogar die „Times" war voll des Lobes, und auch meine eigenen Kompositionen wurden in den Zeitungen rühmlichst anerkannt.

In New York spielte sich nun wieder dasselbe ab: ich lernte alle tüchtigen Künstlerinnen kennen, prüfte sie und bildete

ein Orchester. Die „Federation of New York Womens clubs" hörte und bejubelte sowohl mein Orchester als auch eine den amerikanischen Frauen gewidmete eigene Komposition. Bei Mrs. Coolidge, der Frau des Präsidenten von Amerika, wurde ich eingeführt und versuchte sie für die Idee zu gewinnen. Aber, obgleich „The Womens-Symphony-Orchestra of America" durch eine wohlwollende Presse bald allgemein bekannt geworden war, scheiterte die Weiterarbeit zum vierten Male an der Finanzierung. Die musikalischen Leistungen wurden wie immer bewundert, aber für die Tatsache, daß die Kunst auch bei den Frauen beruflich sein kann und daß Orchestermusikerinnen ein jährliches Gehalt haben müssen, um leben zu können, war in keinem Lande das rechte Verständnis vorhanden. Und so mußte ich nach vieler, in mancher Weise sehr erfolgreicher Arbeit stets wieder aufhören und von vorn anfangen.

In die Schweizer Berge zum Komponieren und zur Erholung

Zum zweiten Male wurden die fortwährenden Hemmungen die Ursache eines Nervenzusammenbruches. Wenn ich nicht das Schicksal so vieler sensitiven Künstler teilen wollte (wie Eleonore Duse, Enrico Bossi u. a., die den Kampf in Amerika mit dem Tode gebüßt haben), so hieß es: Zurück nach Europa und zuerst wieder Kräfte sammeln! Ein Jahr in den herrlichen Schweizer Bergen des Tessins und Engadins gab neuen Mut und den alten Schwung wieder. Inzwischen war ein Chorwerk „Hymne an die Arbeit", eine zweite Violinsonate und eine Orchestersymphonie entstanden. In Konzerten mit eigenen Kompositionen im Haag (Diligentia) und Amsterdam (Konzertgebouw) ist die Violinsonate von der vortrefflichen Geigerin Wietrowelz und mir bereits öffentlich gespielt worden. Leider liegen noch viele Werke im Manuskript vor, denn durch die veränderten ökonomischen Zustände fehlt es den Verlegern an Betriebskapital, zumal die Arbeitskosten für

Stich und Druck höher sind wie früher. So ist auch meine Symphonie für Orchester, meiner Ansicht nach mein bestes Werk, bisher weder gedruckt noch aufgeführt.

Wir sind in der heutigen Zeit noch nicht soweit, daß städtische Orchestervereinigungen eine Frau als Gastdirigent engagieren, geschweige denn zum Dirigieren einer eigenen Komposition, so wie man die komponierenden Männer-Dirigenten wieder und wieder auffordert. Auch die Stellung als staatlicher oder städtischer Operndirigent, welche Tätigkeit meiner Begabung am meisten entsprechen würde, gibt man heute einer Frau noch nicht.

So bin ich augenblicklich ausschließlich auf kompositorische und andere künstlerische Aufgaben angewiesen und werde meine Begabung gerne in den Dienst der Allgemeinheit stellen überall da, wo man die Stimme der Frau ertönen läßt. Ich bin bereit, für große Organisationen musikalische Kunstwerke zu schaffen oder ihre Aufführungen zu leiten. Auch werde ich gerne zum Dirigieren oder Spielen kommen. In unserer Zeit mit ihren wirtschaftlichen Nöten ist unwillkürlich der Sinn besonders auf das Materielle gerichtet, so daß wohl ausschließlich eine verfeinerte Finanzwelt sich den Luxus erlauben könnte, musikalische Aufträge zu erteilen. Aber hat sie für eine Frau derartige Aufgaben? Sogar die Frauenorganisationen haben noch so viele Vorurteile!

Hier liegt das Problem! Solange die männlichen Organisationen, die aus zahlenden Mitgliedern beider Geschlechter bestehen, die Frau als Leiterin in künstlerischen Dingen, sei es als Dirigentin, Komponistin oder Theaterintendantin, kurz in allen Zweigen der Kunst, in denen es auf Höchstleistung des Talents und der Intelligenz ankommt, boykottieren, nimmt man ihr die Existenzberechtigung und schneidet ihr den Lebensfaden ab.

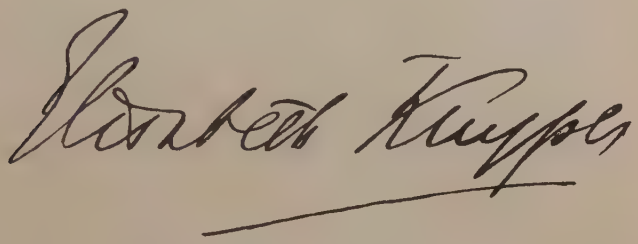
Hier ist das Tor, das verschlossen ist und das nur von einem delikaten Verständnis geöffnet werden kann. Wer aber hat das Verständnis?

In ästhetischer Vollendung schaffen, das Selbstgeschaffene oder andere Werke zu lebendigem Klang erwecken, erglühend

die Gipfel der Tonwelt ersteigen und die Funken der Begeisterung am Schönen in die Welt hineinschleudern und dadurch beleben und erheben, das ist der Lebensatem, das Lebenselement!

Wo sind sie, die mithelfen können und wollen und stark genug sind, das verschlossene Tor zu öffnen?

Silvaplana, im August 1926.



M. A. VAN HERWERDEN

Einiges über Bildungsgang und Erfahrungen einer Hochschullehrerin

Ich gehöre zu der Generation, welche nicht mehr das schwere Ringen um die Anerkennung der geistigen Arbeit der Frau erlebte, die jedoch mit größerem Ernste und Verantwortungsgefühl den eingeschlagenen Weg weiterschritt, als es im allgemeinen die heutige tut. Diese, nicht erwägend, was sie dem Streben der bahnbrechenden Frauen der Vergangenheit verdankt, betrachtet nicht selten die wissenschaftliche Universitätserziehung, in welche sie irrtümlicherweise hineingeraten ist, schlechthin als einen Fehlschlag.

Erklärlich ist dies allerdings, denn unser Weg war noch nicht so glatt gebahnt, daß ein selbstverständlicher Entwicklungsgang von der Primarschule zur Universität führte. Es war unserseits ein natürlicher Drang, eine erbliche Veranlagung, welche die Unzufriedenheit mit dem täglichen Frauenleben der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in ein energisches Verlangen nach Höherentwicklung umwandelte.

So war es — was mich selbst betrifft — nicht ohne Einfluß, daß ich sowohl väterlicher- als mütterlicherseits aus Familien stamme, welche auf wissenschaftlichem Gebiete, literarisch und biologisch, gearbeitet hatten — welche Abstammung wohl der innerste Grund zu dem nicht verfehlten Versuche war, mich wissenschaftlich auszubilden.

Der Konflikt des intellektuellen und emotionellen, inneren Lebens mag bei der Frau größer sein als bei dem Manne, der sich für seinen Beruf, welcher den ganzen Menschen fordert, vorbereitet. Schließlich aber glaube ich, daß die

M. A. VAN HERWERDEN

Anpassung, beziehungsweise die Angleichung sich von selbst gestaltet, wenn bloß diejenigen, die dem wahren inneren Drange gehorchen, sich mit einem bewußten Ziele der Universität zuwenden und der aus dieser Vorbereitung folgenden Lebensarbeit sich ganz hingeben.

Die tiefe Ursache der Enttäuschung, die heutzutage so viele junge Frauen im Verlaufe ihres Studiums erfahren, und ihr, wenigstens in Holland von mir öfter beobachteter Widerstand — nicht bloß der unbegabten, sondern sehr oft auch ebensosehr der hochstehenden — schreibe ich hauptsächlich einer künstlich aufgetriebenen Studienwahl zu, die meistens in keinem Verhältnis steht zu den natürlichen Anlagen. Es rächt sich immer, wenn man die eigene Natur und Veranlagung verleugnet. In der älteren Generation beschränkte sich das akademische Studium auf diejenigen Frauen, die, wie gesagt, aus dominierender innerer Veranlagung gerade diesem bestimmten Wege zu folgen hatten.

Einheitlich geistig gebildet war ebensowenig die damalige als die jetzige Frau. So hat auch wohl die angeborene Frauennatur mir anfänglich die ärztliche Praxis als höchstes Ziel aufgezeigt, bis diese sowohl während als nach Erledigung des Studiums in dem Konflikte mit meiner wissenschaftlichen Veranlagung in den Hintergrund treten mußte. Es kamen dabei auch äußere Umstände mit in Betracht, wie jeder unter uns sie erlebt. Sehr bedeutungsvoll gerade für eine studierende Frau der neunziger Jahre, welche sich vereinzelt in der Mitte der männlichen Kollegen wenig Selbstvertrauen zumutete, war die geistige Erhebung durch den täglichen Umgang im Laboratorium mit einem der höchstbegabtesten Universitätslehrer, Hubrecht, dem weltbekannten Embryologen, und die Einführung in dessen persönliches Arbeitsgebiet. Es war in demselben Institute, in dem ich meine Doktorarbeit schrieb.

Während des ganzen medizinischen Studiums erhielt ich also eine wissenschaftlich gerichtete Erziehung, welcher ich meinen Entwicklungsgang und die Erweiterung meines Ge-

sichtskreises verdanke. Wäre jeder Universitätslehrer sich bewußt, welcher Einfluß von seinem geistigen Leben auf die Jugend auszustrahlen vermag, er würde Zeit suchen und finden, in persönlichem Kontakte dem wissenschaftlich begabten Jüngeren von der eigenen Errungenschaft mitzuteilen.

Durch wissenschaftliche Reisen im Auslande angeregt (wie erfrischend hat gerade in der Hinsicht der Aufenthalt an der zoologischen Station Neapels im internationalen Verband auf manche unter uns gewirkt!), entschied ich mich, die medizinische Praxis, welche ich nur kurze Zeit im Spital ausgeübt hatte, aufzugeben und mich ganz der Wissenschaft und dem Universitätsunterricht zu widmen. Der Anfangsweg war nicht viel schwerer als der der männlichen Kollegen. Als Assistent und Privatdozent arbeitete ich von 1909—1918 in Histologie und Cytologie in vollkommen harmonischer Umgebung im Laboratorium des vorzüglichen Histologen C. A. Pekelharing. Nach dessen Abtreten zeitlich mit dem histologischen Unterricht beauftragt, habe ich seit 1922 als Lektor der allgemeinen Cytologie speziell die biologische Leitung der jungen Mediziner und gebe weiter Unterricht in Vererbungslehre, Vorträge, welche ich seit 1912 schon regelmäßig als Privatdozent im Anschluß an die Cytologie gehalten hatte. Meine Arbeit, welche rein wissenschaftlich auf dem Gebiete der physiologischen Zellenlehre liegt, brachte mich auf dem Gebiete der Erblichkeitslehre in Kontakt mit bedeutenden Kreisen der Eugenik, wozu eine Studienreise in Amerika im Jahre 1920 die Grundlage schuf. Dies ist auch der Grund, weshalb ich augenblicklich als Mitglied einer internationalen eugenetischen Kommission außerhalb meines enger begrenzten biologischen Gebietes einige Arbeit leiste.

Als Dozent komme ich seit vielen Jahren mit der neu aufwachsenden Generation zusammen und hatte öfters Gelegenheit, die psychischen Konflikte der jüngeren zu erfahren. Es versteht sich von selbst, daß mehr weibliche als männliche Studenten eine Ratgeberin in mir suchten; freundschaftliche Beziehungen gab es jedoch auch mit den letzteren. Wissen-

schaftliche Neigungen freilich habe ich nur ausnahmsweise bei den zukünftigen weiblichen Kollegen gefunden. Die aber, welche sie hatten, sind bis jetzt mit größter Selbstbefriedigung und zur völligen Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten in Arbeit und Beruf vertieft. Holland gibt tatsächlich ein Beispiel, daß auf biologisch-wissenschaftlichem Gebiete die Frau viel leisten und viel erreichen kann, ohne ihre weibliche Natur zu verlieren. Hierbei ist besonders hervorzuheben, daß nicht weniger als drei Frauen, nur ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen wegen, von den Universitäten Groningen und Utrecht zu doctores honoris causa ernannt worden sind. Zuerst war es Frau Professor Max Weber-van Bosse, die bekannte Algenforscherin, die mit ihrem Manne die tropischen Meere Indiens durchforschte, später Frau Tine Tammes wegen ihrer Erblichkeitsforschungen, die anschließend bald nachher Professor extraordinaria an der Universität Groningen wurde, und zwar auf besondere Empfehlung von großen Erblichkeitsforschern wie Bateson in England und Johannsen in Dänemark, und zuletzt Frau Wilbrink, die in den Kolonien wertvolle Untersuchungen über die Krankheiten des Zuckerrohres anstellte.

Und dann, ebenfalls auf biologischem Gebiete, haben wir als Professor extraordinaria Dr. Johanna Westerdyk, eine weltbekannte Persönlichkeit, die sich besonders mit Pflanzenkrankheiten befaßte und die gerade durch die schöne Kombination ihrer Eigenschaften von wissenschaftlicher Forscherin und Frau heute in ihrem phyto-pathologischen Institut in Baarn ein Zentrum regster wissenschaftlicher Arbeit bildet, an welcher eine Auswahl von jungen Männern und Frauen teilnehmen, die unter ihrer Aufsicht ihre Doktorarbeit vorbereiten.

Und daß dieser gute Name der weiblichen Biologen in Holland auch bei der jüngeren Generation nicht erlischt, beweist unter anderem die Einladung, die die junge Dr. phil. M. P. Löhnis aus Amerika erhielt, über ihre neuesten Kartoffelkrankheit-Untersuchungen am internationalen botanischen Kongresse dieses Jahres einen Vortrag zu halten.

Was die Biologie anbelangt, so steht es für die wissenschaftlichen Leistungen der Frau in künftigen Jahren nicht hoffnungslos. Man fange aber von pädagogischer Seite an, den bedenklichen Zufluß der für geistige Arbeit Unreifen und nie Reifenden in die Universitätshallen zu hemmen. Von selbst wird sich dann ein Gleichgewicht bilden und der so gefährliche Ausspruch, daß das Frauenstudium ein Fehlschlag sei, auf immer kraftlos werden.

Utrecht, Februar 1926.

M. A. v. Herwerden

GINA LOMBROSO-FERRERO

geboren in Pavia am 5. Oktober 1872 als Tochter von Cesare Lombroso und Nina Deteneder, verheiratet in Turin am 2. Januar 1901 mit Guglielmo Ferrero, jetzt in Florenz

Selbstdarstellung

Wir waren fünf Kinder, zwei Schwestern und drei Brüder. Es war uns völlig freigestellt, zu tun, was wir wollten, weil unser Vater wünschte, daß wir außerhalb aller konventionellen Regeln oder irgendwelcher Beschränkung aufwüchsen. In Pavia, wo wir geboren waren, hatten wir einen großen Garten, in Turin, wohin unser Vater versetzt worden war, eine große gedeckte Terrasse. Auf dieser Terrasse befanden sich eine Schaukel und eine Bank, auf die Essen, Schreib- und Spielzeug gestellt wurden, und zwei niedere Bänke, auf denen wir saßen.

Welch unbegrenzte Welt bedeuteten für uns die Bänke die Terrasse, die Schaukel! Von der Schaukel aus gingen wir wie die Seiltänzer durch Feuerreife, die aus Pappe waren. Wir zogen uns am Barren hoch, der aus den Seilen der Schaukel bestand. Wir machten Todessprünge, die höchst lebendig waren. Wir schwammen in einem Meer von Luft. Die große Bank, umgestürzt und auf dem Brett der Schaukel balanziert, war eine Schaluppe, die uns alle fünf aufnahm, um uns in die fernsten Länder zu bringen. Nach schrecklichen Stürmen wurde die Schaluppe mit all ihren Schiffbrüchigen ans Land geschleudert und wurde dann die erste provisorische Zufluchtsstätte auf der öden Insel. Nach einigen Stunden nahm uns dieselbe nun wieder aufgerichtete Bank zum „Abschiedsessen", zum „Bankett der Retter" auf, da das Spiel ungestört weiterging auch während der alltäglichen Nebensächlichkeit des Mittagessens, das uns auf der Terrasse gereicht wurde.

Auf die Seite gelegt, oder umgekippt, oder auf ihren Füßen stehend bedeutete und ersetzte die Bank uns die kompliziertesten Turngeräte, das teuerste Spielzeug. Sie war das Bollwerk unserer Kämpfe, das Sprungbrett für unsere Sprünge, war der Ladentisch der Messe oder der Gasthof, in dem die Helden unserer Träume tafelten, war der Hintergrund unseres Theaters.

Wir waren glückliche Kinder, wie sie glücklicher nicht gedacht werden konnten, und deshalb konnten wir uns auch nicht vorstellen, daß Adam und Eva im irdischen Paradies glücklicher als wir gewesen seien.

Ich war fünf Jahre alt, als die Mutter unseres Vaters starb. Sie lebte in Verona und wir hatten sie selten gesehen. Aber oft sahen wir ihren in Turin lebenden Vetter, Davide Levi, Patriot und Dichter, der die Großmutter als Kind gekannt hatte und bis zu einem gewissen Grad ihr Erzieher gewesen war, der unsern Vater auch als Kind gekannt hatte und bis zu einem gewissen Grad sein geistiger Führer gewesen war. Er kam oft zu uns und hatte eine große Vorliebe für mich, weil er, wie er sagte, in mir die Großmutter wiederfand. Bei jeder Bewegung, die ich machte, jedem Wort, das ich sprach, sagte der Onkel: „Halt, Gina! Noch einmal Gina! Dasselbe sagte sie auch in deinem Alter, so bewegte sie sich auch." Da ich nun immer hörte, daß ich wie die Großmutter sei, glaubte ich schließlich, daß die Seele der Großmutter in mich übergegangen sei.

Die Überzeugung, die Großmutter zu sein, legte mir natürlich neue Pflichten sowohl gegen die andern als gegen mich selbst auf. Einer Großmutter war es nicht erlaubt, nur an Spiel und Vergnügen zu denken; daher ein tiefernstes Sorgen für die andern, die mir, wie ich mir einbildete, anvertraut waren. Einer in mir wieder fleischgewordenen Großmutter waren die gewöhnlichen Fehler der Kinder nicht gestattet; daher meine starke Selbstkontrolle, damit die Großmutter sich in mir wohl fühlen könnte; daher die beständige Sorge, in den Dingen das Erlaubte vom Unerlaubten zu unterscheiden, meine Handlungen und Absichten zu kontrollieren; eine

um so ernstere Sorge, weil, wie ich wiederhole, unser Vater nicht gewollt hatte, daß wir über solche Dinge unterrichtet würden.

„Das zu tun, was die andern wünschten", war das Licht, zu dem ich aufblickte; aber es war ein widerspruchvolles, veränderliches, umstrittenes Licht, das mich vorzeitig dazu nötigte, bei den andern die wahren Bestrebungen von den trügerischen zu unterscheiden, zu erkennen, welchen Willen ich befriedigen sollte, wenn zwei Willen miteinander stritten, das mich zwang, die Schwierigkeiten irgendeines Vorhabens richtig einzuschätzen. Die Gewohnheit dieser Anstrengung machte es mir später leicht, in die „Seele der Frau" einzudringen, ihre Probleme festzustellen und deren Lösung vorzuschlagen.

Sei es, daß diese innere Arbeit wahrgenommen wurde, oder weil ich im höchsten Maße die volle Freude an den kleinen Dingen empfand und sie auch anderen erschloß, Tatsache ist, daß ich, obgleich ich fortfuhr mit den Geschwistern zu spielen und mich höchlich zu vergnügen, mich im Hause einer für mein Alter ungewöhnlichen Autorität erfreute und der allgemeine Liebling war. Vater und Mutter teilten mir ihre Kümmernisse mit. Die Geschwister, auch Paola, die älter als ich war, unterstellten die Ursache ihrer Händel meinem Urteil, und alle liebten mich mehr als die andern, was mir als Ungerechtigkeit erschien, die ich durch verdoppelte Selbstkontrolle wieder gutmachen müßte.

Die Autorität, deren ich mich erfreute, und diese Bevorzugung verstärkten immer mehr in mir die Überzeugung, die Großmutter zu sein.

Meine Schwester war anderthalb Jahre älter als ich, aber wir waren wie Zwillinge. Wir waren so unzertrennlich, daß Freundinnen und Verwandte uns nie anders als Paola Gina oder Gina Paola nannten, um die eine oder die andere von uns zu bezeichnen. Wenn sich jemals die Fabel der zwei in Hälften geteilten und wieder miteinander vereinigten Äpfel als wahr erwiesen hat, so war es in unserem Falle so. Meine Schwester hatte alle Eigenschaften, die mir fehlten und

umgekehrt. Meine Schwester las und schrieb leidenschaftlich gern (mit zwanzig Jahren war sie schon eine bekannte Schriftstellerin); aber sie konnte sich nur mit der Feder ausdrücken, sogar Streitigkeiten trug sie schriftlich aus. Ich verabscheute die Feder, las ungern, aber sprach sehr gern. Meine Schwester sah alles. Sie ging fünf Minuten durch eine Straße und sah alles, was in den Schaufenstern war, und alle Leute, die vorbeigegangen waren, alles; aber sie sah weniger leicht in die Personen hinein. Ich sah leicht in die Personen hinein und sah nichts von dem, was draußen war. Meine Schwester hatte viel Phantasie, viel Leidenschaft für die Kunst, für Bilder, für Musik (sie malte selbst später sehr gut). Sie war immer dahinter, die Möbel des Zimmers umzustellen, kränkte sich schier zu Tode wegen der Bilder oder Spielsachen, die sie nicht kaufen konnte, und hatte jeden Tag neue Wünsche.

Ich hatte nie eigene Wünsche; aber es machte mir viel Vergnügen, die Wünsche meiner Schwester zu erfüllen, im Hause geschäftig zu sein und die von ihr ausgedachten Veränderungen auszuführen. Die Einigkeit zwischen uns war also die denkbar natürlichste und nützlichste, weshalb wir uns verloren vorkamen, wenn wir voneinander getrennt waren; auch fühlten wir nicht das geringste Bedürfnis nach der äußeren Welt.

Vater hatte uns keine Kinderbücher geben wollen. Er hatte uns seine Bibliothek geöffnet, in der die unterhaltendsten Bücher waren: „Die Lebensbeschreibungen" des Plutarch und die „Abenteuer des Telemach". Diese Bücher hatten mir einen heiligen Schrecken vor der Lektüre eingejagt; übrigens fühlte ich dadurch keine Leere. Meine Schwester war in Verzweiflung, und da sie keine Bücher zum Lesen hatte, verfaßte sie selbst welche. Ein großer Teil der Fabeln, die sie später herausgab, der Erzählungen, die ihr später literarischen Ruf verschafften, wurde geschrieben, als wir klein waren, um die fehlenden Bücher zu ersetzen.

Abends, wenn wir zu Bett gingen, erzählte mir meine Schwester eine Geschichte, deren Thema ich im Moment angab, und ich löste ihr die Probleme, die sie mir gerade

stellte. Es waren Probleme jeder Art, ethische, physikalische und soziale: „Warum kann die Mücke auf dem Glas gehen? Warum träumt man? Warum hat man abends Schlaf? Warum weint man?“ Ich erinnere mich nicht meiner Antworten, die für Paola Offenbarungen waren. Aber vielleicht war diese Gewohnheit, über das Warum der Dinge nachzudenken, nicht weit entfernt von dem späteren Bedürfnis, mir sehr viel ernstere Probleme zu stellen und ihre Lösung zu versuchen.

Wir stimmten so sehr überein, ergänzten uns so gut, daß wir kein Bedürfnis nach Fremden empfanden. Wir hatten wohl Kusinen und Freunde, besonders unter der Straßenjugend, aber am liebsten waren wir unter uns.

Mit sechs Jahren wurden wir natürlich in die Schule geschickt; aber die Schule übte keinen Einfluß auf unser Leben aus. Weder Vater noch Mutter kümmerten sich um unsere Schulangelegenheiten. Wir galten zu Hause für ebenso brav oder böse, ebenso gescheit oder dumm, einerlei ob wir eine Eins oder eine Fünf hatten. Da uns Preise oder Strafen zu Hause weder Lob noch Vorwürfe eintrugen, waren wir in der Schule völlig unempfindlich dagegen. Diese unsere Gleichgültigkeit unterschied uns von den andern Kindern und isolierte uns in gewissem Maße.

War es diese Isolierung, war es die Tatsache, daß wir zu Hause gewohnt waren, zu tun, was wir wollten, zur Stunde, die wir wählten, war es ihre besonders rebellische Natur, Tatsache ist, daß sich meine Schwester, obwohl ihre Aufsätze Aufsehen erregten und von Klasse zu Klasse als Muster vorgezeigt wurden, sehr schlecht in der Schule zurechtfand und es jeden Morgen große Mühe kostete, sie dazu zu bewegen, hinzugehen.

Mir dagegen gefiel die Schule ausgezeichnet, und vielleicht gefiel sie mir aus denselben Gründen, aus denen sie Paola mißfiel, wegen der Regelmäßigkeit, zu der sie zwang, durch jene, wenn auch nur summarische Trennung zwischen Gut und Böse, die sie vornahm.

Für mich, die ich mich den ganzen Tag damit anstrengte, mich zusammenzunehmen und zu kontrollieren, war die Kontrolle eines andern eine große Erleichterung. Für mich, die ich ständig vom Problem meiner Pflichten bedrängt wurde, war die, wenn auch banale Moral der Schule ein Stützpunkt, den ich sehr hoch einschätzte. Die einfachen Schlußfolgerungen der Lesebücher hatten für mich eine ungeheure Bedeutung.

Nachdem ich die Elementarklassen beendet hatte, wurde ich, da ich keine besondere Befähigung fürs Studium zeigte, auf eine Mädchenschule geschickt. Meine Schwester, die besondere literarische Begabung aufwies, wurde zu Hause von einem Lehrer fürs Gymnasium vorbereitet, was damals eine große Seltenheit war.

Ich war zwölf Jahre alt, als ich am Typhus erkrankte, der mich drei Monate ans Bett fesselte. Krankheiten kommen stets ungelegen, aber bei dieser war es noch in ganz besonderem Maße der Fall. Vater mußte zum ersten Kongreß für kriminale Anthropologie nach Rom gehen. Wir hatten seit wenigen Wochen das alte Haus und die liebe, vertraute Terrasse verlassen. Meine Schwester war ins Gymnasium eingetreten. Die Mutter hatte alle Hände voll zu tun, einerseits mit den nötigen Instandsetzungen in der neuen Wohnung, anderseits für den Vater, der im Begriff war abzureisen, und für Paola, die man zur Schule begleiten und dort abholen mußte (damals gingen die Mädchen nicht allein aus). Die Mutter war verzweifelt, mich stundenlang allein lassen zu müssen, und sie kehrte bekümmert von den unvermeidlichen Gängen zurück, da sie glaubte, mich gelangweilt oder verärgert vorzufinden.

Vergebens versuchte ich sie davon zu überzeugen, daß ich mich durchaus nicht langweilte, daß es mir große Freude machte, allein zu Bett zu sein. Die Mutter glaubte, daß ich das sage, um sie nicht zu betrüben; der Vater aber meinte, ich rede in Fieberphantasien; aber dennoch war es die reine Wahrheit. Die Krankheit, das Bett sind ein Kreuz, wenn

Verantwortung und unerledigte Pflichten vorliegen. In meinem Fall war es das Gegenteil. Die Aufgabe, die ich mir auferlegt hatte, lastete schwer auf mir. Die Krankheit enthob mich ihrer völlig. Ich genoß es einerseits sehr, von jeder Selbstkontrolle, von jeder Verantwortung gegen die andern befreit zu sein und anderseits mit Muße nachdenken zu können. Das Denken ist im normalen Leben beschwerlich, weil es ständig von den tausend unvermeidlichen Sorgen des Alltags unterbrochen wird; es war noch besonders schwierig für mich, da ich immerzu vom Problem verfolgt wurde, wie sich meine Absichten verwirklichen sollten, was mich dazu nötigte, hundert Dinge zu bedenken, bevor ich handelte. Im Bett jedoch konnte ich schlafen oder wachen, denken an was ich wollte, die ausgefallensten Pläne kombinieren, ohne mich wegen ihrer Ausführung zu beunruhigen. Der Typhus entband mich vor mir selber von allen Pflichten gegen die andern, von jeder Überwachung meiner selbst.

Meinem Fenster gegenüber wurde damals ein Haus gebaut. Ich hatte gesehen, wie die Dekorateure am Hauptgesims die Inschrift anbrachten: „Für die armen blinden und taubstummen Frauen", und ich dachte: Wenn jemand blind oder taub ist, so ist er unglücklich; wenn jemand arm ist, ist er auch unglücklich; aber wenn ein Tauber etwas weniger taub, ein Armer etwas weniger arm wird, so ist er glücklich. Wenn dagegen jemand, der gesund und reich ist, etwas schlechter hört oder weniger reich wird, so wird er unglücklich. Folglich verleihen nicht Reichtum oder Gesundheit das Glück, sondern vom Gewünschten das bißchen mehr und beim Unglück das bischen weniger, als man zuvor hatte.

Und ich ließ meine Gedanken kreisen um dies Problem des Glückes, um das Problem der Dinge, die trösten oder betrüben, um den veränderlichen Wert aller Dinge; und die Tage und Stunden vergingen so genußreich, daß ich gar keine Lust hatte, gesund zu werden und mein gewohntes Leben wieder aufzunehmen. Viele der Folgerungen aus den Problemen, die ich in der „Frau im Leben" gestellt und gelöst habe, rühren her von Schlüssen aus Fragen, die

ich mir in jenen zwei Monaten gestellt und über die ich später weiter nachgedacht habe.

Ich betete meinen Vater an. Ich hatte die ganze „Göttliche Komödie" gelernt, um sie ihm unterwegs hersagen zu können, ohne sie zu verstehen und ohne mir die Mühe zu geben, sie verstehen zu wollen. Vater liebte Poesie sehr, vor allem Dante und Lukrez. Die Verse Dantes übten auf ihn einen beruhigenden und anregenden Einfluß aus wie auf andere die Musik. Ich stellte für ihn Monographien und Statistiken zusammen; ich besprach für ihn die Bücher, die er erhielt, redigierte Prozentberechnungen und Tabellen. Manchmal half ich auch im Laboratorium oder bei den Kranken. Ich hatte auf eigene Hand Bücher über Homöopathie studiert, um auf dem laufenden zu sein über das, was ihn beschäftigte. Ich übte auch das Amt eines ambulanten Sekretärs aus, da mir mein Vater oft unterwegs Artikel und Seiten aus Büchern diktierte, wobei er sich für die Niederschrift auf mein Gedächtnis verließ. Oftmals hatte ich im stillen den Wunsch, Medizin zu studieren, um ihm besser helfen zu können; aber niemals hatte ich gewagt, diesen Wunsch zu äußern, dessen Verwirklichung ich für unmöglich hielt.

Eine Lehrerin meiner Schwester, die in der Mädchenschule auch meine Lehrerin gewesen war, setzte sich eines Tages in den Kopf, daß ich gescheit sei, ebenso gescheit wie meine Schwester (was mir wie Ketzerei vorkam). Sie wollte durch einen Vorstoß in unserem Hause erreichen, daß man mir wie der Schwester humanistischen Unterricht erteilen ließe. Maria Romano, eine Schulkameradin von Paola, wurde beauftragt, den Versuch zu machen. Wenige Monate später erwarb ich das erste Reifezeugnis, und ein Jahr darnach trat ich ins Obergymnasium ein.

Im Obergymnasium lernte man damals außer Latein, Griechisch, Italienisch — was mich durchaus nicht interessierte — Philosophie, Physik, Naturgeschichte, die mich sofort sehr anzogen. Besonders die Philosophie eröffnete mir unerwartete Ausblicke, gab mir den Schlüssel zu einer Menge

GINA LOMBROSO-FERRERO

von Problemen, die ich mir schon gestellt hatte, ohne eine befriedigende Lösung zu finden, brachte Ordnung in meine Gedanken, begeisterte mich im wahren Sinne des Wortes.

Während ich im Obergymnasium war, brach eine schwere Wirtschaftskrise über Italien herein. Wir verloren unser ganzes Vermögen, und vielen unserer Freunde ging es ebenso. Natürlich verloren wir es nicht an einem einzigen Tag. Monatelang, wenn um zwei Uhr der Börsenbericht herauskam, waren Mutter und Vater in Verzweiflung; diese Verzweiflung war um so schmerzlicher bei der Mutter, weil der Vater ihr die Verwaltung des Familienbesitzes völlig überlassen hatte.

Treu meiner Theorie über das Glück, bestand ich täglich darauf und bat Mutter und Vater inständigst, alle unsere Aktien zu verkaufen. „Wenn wir alles verkaufen und das Kapital realisieren," sagte ich, „werden wir einen herben Schmerz empfinden, einen großen Verlust erleiden. Aber mit jedem Tag wird dieser Reichtum anwachsen und wir werden glücklicher sein. Dagegen wenn wir nicht verkaufen, werden wir immer unglücklicher sein, auch wenn wir etwas mehr retten." Der Vater gab mir recht, aber er erteilte nicht den Verkaufsauftrag. Die Mutter versuchte mir klarzumachen, daß es besser wäre, womöglich etwas mehr zu retten. Aber unterdessen war sie verzweifelter als der Vater, und ich war wegen der Unmöglichkeit sie zu trösten verzweifelter als sie beide und wünschte mir glühend einen neuen Typhus, der mich für einige Monate jeder Pflicht und jeder Verantwortung enthöbe.

Ich hatte mich sehr gern zum humanistischen Studium entschlossen, um Medizin zu studieren und so dem Vater besser helfen zu können. Aber als ich das Gymnasium beendet hatte, hatte sich noch kein Mädchen in der medizinischen Fakultät in Turin immatrikuliert, und Vater und Mutter entsetzten sich davor, mich dort eintreten zu lassen. Da nur die philosophische Fakultät damals von Mädchen besucht wurde, immatrikulierte ich mich dort mit der Absicht, mich der Philosophie zu widmen, zu der ich große Neigung hatte.

Aber nachdem ich kaum dort eingetreten war, verstand ich nur zu gut, warum Marzolo so fest darauf bestanden hatte, daß der Vater sich nicht dort immatrikulieren sollte. Wenn es in der Welt eine Schule gibt, die geeignet ist, den Geist verkümmern zu lassen, das Herz zu verhärten, so ist es die philosophische Fakultät der öffentlichen Universitäten ...

Bruchstücke von Latein, Griechisch, alter und neuer Geschichte, unzusammenhängend gelehrt, ohne irgendeine Verbindung der Lehrfächer untereinander und ohne zeitliche Folge; eine Wüste voller Aber und Wenn, auf denen man unmöglich etwas Festes aufbauen kann.

Zum Glück haben die italienischen Fakultäten das Gute, daß man sie nicht zu besuchen braucht. Das war der Ausweg, an den ich mich hielt.

Mit meiner Schwester beschäftigte ich mich damit, in Turin eine private Selekta zu gründen — „Schule und Familie" nannten wir sie —, wie sie schon in Mailand bestand. Ich fuhr fort mit meinem Vater zu arbeiten, der seine abschließende Abhandlung über den „verbrecherischen Menschen" beendete. Seinetwegen begann ich die „Heiligen" zu studieren, über die ich meine Doktorarbeit machte, und ich arbeitete mit Guglielmo Ferrero, mit dem ich mich beim Abgang aus dem Gymnasium verlobt hatte, Nationalökonomie, die mich außerordentlich fesselte. Ich las Marx, Smith, Ricardo und veranlaßte eine Untersuchung über die Arbeiterverhältnisse in einer Vorstadt von Turin, eine Untersuchung, die mir als Basis für alle Reformen nötig schien, die man zugunsten des Volkes zu machen begann; da es nicht möglich ist, wirklich und ernstlich jemand zu helfen, dessen Bedürfnisse, Neigungen, Wünsche und Lebensbedingungen man nicht kennt.

Kaum hatte ich den philosophischen Doktor erworben, als sich zwei Studentinnen in der medizinischen Fakultät immatrikulierten. Meine Schwester, mit der ich (obwohl sie sich in der Literatur schon einen Namen gemacht hatte) in den gleichen lieben Beziehungen der Kinderjahre geblieben war, wußte, wie gern ich Medizin studieren wollte; deshalb begann sie sich im Hause energisch dafür einzusetzen. Durch ihre

Beharrlichkeit kam es dazu, daß ich mich in der medizinischen Fakultät eintragen konnte. Ich glaube, daß die zur Promotion in der Medizin nötigen Studien grundlegend sind für jede Kunst oder Wissenschaft, für die man sich vorbereiten will, weil sie wegen ihres Endziels Professoren und Schüler zu einer Koordinierung des Stoffes zwingen, die auch die Gedanken ordnet. Hier haben die Kurse eine logische Verknüpfung. Man kann weder Anatomie ohne Embryologie, noch Physiologie ohne Anatomie studieren; weder Pharmakologie ohne eine Ahnung von Chemie zu haben, noch die klinischen Fächer ohne allgemeine Pathologie. Hier ist das Fragmentarische, das bei der philosophischen Fakultät die Regel ist, unmöglich. Man kann nicht die Anatomie des Auges allein, noch die Chirurgie des Armes allein, noch die medizinische Behandlung des Typhus allein studieren. Wie es auch um die Kenntnis oder Unkenntnis der Professoren bestellt sein möge, die medizinische Fakultät ist immer zwangsmäßig ein organisches und geordnetes Ganzes, welches von den Studierenden die Gesamtheit des Faches verlangt und sie folglich beständig zu einer Arbeitssynthese und Gliederung nötigt.

Welcher Unterschied im Vergleich mit der philosophischen Fakultät! Nicht wie zwischen Europa und Amerika, sondern wie zwischen Erde und Mars.

Hier trank ich gierig die Lehren in mich hinein, in kleinen Schlückchen, wie das Wasser im glühend heißen Sommer. Jedes Kolleg war ein Anreiz zur Aufstellung und Lösung neuer interessanter Probleme, war die Lösung alter Probleme, über die ich schon nachgesonnen hatte.

Kurz, diese Studien befriedigten mich aufs höchste, und wenn sie das ganze Leben lang gedauert hätten, wäre ich, glaube ich, ihrer nie überdrüssig geworden.

Im dritten Jahre begann ich eine Arbeit, die später meine Doktorarbeit werden sollte, über die „Vorteile der Entartung". In dieser Arbeit, die im Jahre 1903 als Buch erschien (und in zweiter Ausgabe jetzt vor einem Jahr), begann ich aufzuzeigen, wie gering der Unterschied zwischen der Evolution und der Degeneration in physiologischer Beziehung ist, daß

eigentlich gar keiner vorhanden ist, da es sich in beiden Fällen um Anpassungsformen an die Wirklichkeit, an die Umgebung handelt, die willkürlich Fortschritt oder Rückschritt genannt werden, je nach der unmittelbaren Nützlichkeit. Ich bewies experimentell, wie mit analogen Mitteln bei Tieren und bei Pflanzen Fortschritts- oder Rückschrittsphänomene erzielt werden können. Ich bewies an der Hand der Statistik, daß die sogenannten Entarteten gewissen Krankheiten und dem Tod mehr Widerstand entgegenstellen als Individuen, die nicht für degeneriert gelten. Ich widersetzte mich den übertriebenen Forderungen der Hygiene, die, um vor einer hypothetischen Entartung zu bewahren, zum Verkünder schlimmerer sittlicher und sozialer Schäden wurde. Endlich zeigte ich, wie es analog in der Ethik und Ästhetik vorkommt, daß dieselben Phänomene der Anpassung je nachdem Fortschritt oder Rückschritt genannt werden, mehr nach dem Geschmack der Zeit, als nach einer bestimmten und endgültigen Regel.

Es waren zehn Jahre vergangen, seitdem ich mich Guglielmo Ferrero, dem jüngsten und liebsten Schüler meines Vaters, verlobt hatte. Guglielmo war damals kaum zwanzigjährig und das Hinausschieben der Heirat war natürlich. Aber jetzt hatte er eine Stellung erworben und wollte heiraten. Meine Mutter fand auch, daß Verlobungen mit der Heirat enden müssen. Der Vater litt sehr bei dem Gedanken, daß ich ihn verlassen werde; aber Ferrero hatte eingewilligt, mit ihm in derselben Stadt, im selben Haus zu verbleiben, und am 2. Januar 1901 heirateten wir.

Ferrero hatte mir wiederholt gesagt, ich solle die medizinischen Studien, die mich so sehr befriedigten, fortsetzen, ins Laboratorium, ins Spital gehen, wann ich wollte. Aber ich hatte ebensoviel Leidenschaft für die medizinischen und naturwissenschaftlichen Studien, als er Abneigung dagegen hatte. Nun ist es für eine Frau absolut unmöglich, sich Studien zu widmen und sich für sie zu begeistern, wenn diese Begeisterung nicht geteilt wird. Nachdem meine „Vorteile der Entartung" beendet waren, gab ich nach und nach

die medizinischen Studien auf und beschränkte mich auf die kriminale Anthropologie als Mitarbeiterin meines Vaters. Ich nahm nationalökonomische Studien und Arbeiten wieder auf, die denjenigen Ferreros nahestanden. Ich machte statistische soziale Studien über die Streiks, über Alphabetismus und über die Schutzgesetze für Frauen und Kinder. Ich nahm auch das Studium der „Heiligen" wieder auf; über dieses Thema wollte mein Vater mit mir ein Buch schreiben. Ich las und bewältigte für ihn alle Bollandisten, machte über die „Heiligen" neuartige geographische und chronologische Statistiken; aber als wir am Kernpunkt des Buches, dem Ursprung der Heiligkeit angelangt waren, wurden wir uneins, und nun verließ ich die „Heiligen" und nahm ein Thema wieder auf, das mir gleichzeitig mit den „Vorteilen der Entartung" aufgestiegen war: „Die Nachteile des Maschinismus."

Die große Wirtschaftskrise, von der ich gesprochen habe, war beendet, vor allem durch die Auswanderung vieler Tausender, ja Millionen Italiener nach unbekannten Gegenden Amerikas und Australiens, von wo sie Jahr für Jahr ihre Ersparnisse nach Italien schickten. Jahrelang sah man durch Turin die Scharen der Abwanderer ziehen, den Kochtopf und die Matratze auf dem Rücken, verträumt und ergeben in der Nähe des Bahnhofs kampieren. Gleichzeitig mit der Abwanderung hatte in Italien die industrielle Ära begonnen. Die Zeitungen und Statistiken zählten mit Stolz die Tonnen von Kohlen auf, die ins Land gekommen waren, die erzielten elektrischen Kilowatt. Diese Abwanderung hatte mich zum Studium des „Maschinismus" veranlaßt, da mir ein System absurd vorkam, das uns dazu nötigte, so viel menschliche Arbeitskräfte (die sich mit bloßem Brot begnügt hätten, nur um im Vaterland zu bleiben) wegzuschicken und zum Ausgleich so viele Eisen- und Kohlenkräfte einzuführen, die nicht bei uns heimisch waren und uns so viele Opfer kosteten. Ich begann mit der jüngsten Geschichte und ging dann nach und nach zurück zur Geschichte Englands, wo der „Maschinismus" entstanden war, zur Geschichte Chinas, welches dem „Maschinismus" widerstanden hatte, und dann

zur Geschichte der handeltreibenden Länder Venedig, Holland und Frankreich, in welchen sich vor dem „Maschinismus" ein gewisser Industrialismus entwickelt hatte.

Durch diese Studien kam ich zum Ergebnis, daß der „Maschinismus" nicht, wie man annimmt, durch die Erfindung der Dampfmaschine (einer Maschine, die seit dem Altertum mehrmals wieder erfunden worden war) entstanden war, sondern durch ein Zusammenströmen verschiedener allgemeiner Ursachen am Ende des 18. Jahrhunderts. Diese hatten es England ermöglicht, einerseits seinen Handel plötzlich zu vermehren und dadurch die schneller arbeitenden Maschinen auszunutzen und anderseits Rohmaterial und Brot zu haben, um die zuvor zwischen den verschiedenen Industriegebieten mühselig gestritten worden war. Diese Ursachen, und nicht engliche Erfindungen, hatten es England ermöglicht, die einheimische Kohle nutzbar zu machen, was verschiedene Gesellschaften seit drei Jahrhunderten dort vergeblich versucht hatten, und dadurch ein großer Industriestaat zu werden.

Mein Mann interessierte sich sehr für diese Studien und spornte mich an, sie fortzusetzen. Ich war schon weit damit gediehen, als er „Größe und Verfall Roms" beendete. Sein Name wurde schnell in der Welt bekannt, und er wurde nach Paris, dann nach Süd- und darauf nach Nordamerika berufen, um eine Vortragsreihe zu halten. Fast drei Jahre lang waren wir beständig auf Reisen, und der „Maschinismus" schlief einerseits durch die Reisen, anderseits durch die Pflege des Knaben, der inzwischen geboren worden war, und die Sorge um den Vater, dessen Kräfte abnahmen.

Im Jahre 1909, kurz nach unserer Rückkehr aus Nordamerika, starb mein Vater, und unsere Tochter wurde geboren. Ich entsagte jeder anderen Beschäftigung und widmete mich ausschließlich dem Ordnen der Papiere und der Werke des Vaters. Ich besorgte die zweite Ausgabe der „verbrecherischen Frau" nach den Aufzeichnungen, die er hinterlassen hatte.

Ich vereinigte alle seine psychiatrischen Arbeiten (die in Hunderten von kleinen Monographien zerstreut waren) in einem Buch: „Der Irre", welchem ich das Thema des „verbrecherischen Menschen" zugrunde legte (der wiederum nach einem alten Schema gearbeitet war, das schon für den „Irren" vorgesehen war). Ich ging auch daran, das „Genie" neu anzuordnen, dessen in vier Bänden zerstreute Veröffentlichungen von zwei verschiedenen Verlegern herausgegeben waren (diese konnten sich jedoch nicht einigen, und die Arbeit wurde nicht veröffentlicht). Vor allem machte ich mich daran, Briefe, Dokumente, Bücher meines Vaters, seiner Gegner und Schüler zusammenzutragen, Dokumente seiner Kämpfe, um die Geschichte des Lebens und der Werke von Cesare Lombroso zu schreiben, die tatsächlich im Jahre 1914 erschien. Das Buch war noch nicht ganz veröffentlicht, als der Weltkrieg ausbrach, der Zeit und Sorgen der Scheidenden und der Zurückbleibenden absorbierte.

Wir waren am Ende des Jahres 1914. Italien war noch nicht in den Krieg eingetreten, als mein Mann nach Paris gehen mußte. Ich hatte ihn immer auf allen seinen Reisen in Europa und Amerika begleitet. Wir lebten im selben Hause mit meiner Mutter, bei der die Kinder ebensogut, ja besser als bei mir selbst aufgehoben waren. Ich hatte also keinen Grund, zu Hause zu bleiben, vielmehr hatte Paris diesmal einen neuen Anreiz für mich: Die Hilfseinrichtungen kennenzulernen, die nach Kriegsbeginn gegründet waren, um ihre Fehler zu erkennen und bei ihrer Neuschaffung zu vermeiden, wenn Italien, wie man voraussah, auch in den Krieg eintreten werde.

Ich hatte alle Einrichtungen gesehen, die ich kennenlernen wollte, und wir sollten am nächsten Tag abreisen, als mein Mann eine Einladung erhielt, die Front zu besichtigen. Ich sollte in Paris bleiben und dort noch vierzehn Tage lang auf ihn warten. Die Nachricht bestürzte mich. Vor allem erschien mir die Aussicht, allein in Paris zu bleiben, nicht in rosigem Licht, und dann beunruhigte mich der Gedanke sehr, die Kinder allein in Turin zu lassen. Während der

Schulzeit hatte ich sie gern vierzehn Tage lang verlassen; aber jetzt handelte es sich darum, sie an Weihnachten und Neujahr allein zu lassen. Ich war ganz verzweifelt! In diesem Zustand, fast weinend, fanden mich zwei kleine Freundinnen von sechzehn und siebzehn Jahren, als sie mich besuchten. Sie brachen in Lachen aus, als sie von meinem Nöten hörten. „Aber wenn Herr Ferrero noch fortbleiben will", sagten sie zu mir, „und Sie lieber zurückkehren, warum fahren Sie nicht nach Turin und lassen Ihren Gemahl hier?" Der Vorschlag war so vernünftig, daß ich ihn ohne weiteres annahm. Mein Mann war glücklich über die Lösung, und noch am gleichen Abend brach ich nach Turin auf.

Während der ganzen Reise von Paris nach Turin dachte ich darüber nach, wie und warum ein so einfacher Gedanke, der einem jungen Mädchen von sechzehn Jahren kommen konnte, mir nicht aufgestiegen war. Weil ich es niemals in meinem Leben für erlaubt gehalten hatte, zu tun, was ich wollte, wenn jemand aus meiner Umgebung meinen Wünschen den geringsten Widerstand entgegengesetzt hatte. Ich sann darüber nach, weshalb ich, außerhalb jeder Religion, jeder sittlichen Norm erzogen, es immer für ein Unrecht gehalten hatte, einen Wunsch, ein eigenes von dem der andern unabhängiges Streben zu haben, obwohl das von allen, die meine Umgebung bildeten, für durchaus erlaubt gehalten wurde. Und in dieser Nacht blickte ich in mein Innerstes hinein, in das Innerste der Mutter, der Paola, der Tanten, des Vaters, meines Gatten, aller Frauen, aller Männer, deren inneres Getriebe ich kannte, und ich entdeckte in dieser Nacht so viele Dinge, daß zehn Bände sie nicht alle fassen könnten. In dieser Nacht wurde mir der große Unterschied zwischen Mann und Frau klar, den ich für wesentlich halte, und der dann der Kernpunkt meiner „Seele der Frau" wurde, das heißt die Tatsache, daß *der Mann sich selbst zum Mittelpunkt seiner Bestrebungen, seiner Leiden und seiner Freuden nimmt; während die Frau den Mittelpunkt ihrer Handlungen und Bestrebungen in jemand verlegt, der außerhalb ihrer, aber ihr nahe ist.*

Bis zu diesem Tage hatte ich nur die wenigen Menschen, die um mich waren, erforscht, jener Art von Seelsorge wegen, die ich freiwillig auf mich genommen hatte, als ich die Großmutter in mich übergegangen wähnte. Die übrige Welt, die andern Gründe waren bisher nicht für mich vorhanden gewesen. Aber seit jenem Tag schaute ich mit neuen Augen um mich, nicht mehr um zu lieben, sondern um objektiv zu forschen.

Inzwischen war auch in Italien der Krieg ausgebrochen. Er hatte mich gezwungen. aus meinem Gehäuse herauszutreten und hatte mich in Fühlung mit einer ganz neuen Welt von Männern und Frauen gebracht, denen ich nie zuvor begegnet war.

Das Milieu, der jüdische intellektuelle Mittelstand von Turin, in dem ich bis zu jenem Tag gelebt hatte, war freireligiös, aber im Innersten gesund, mit festesten sittlichen Überlieferungen. In unserer Verwandtschaft hatte noch nie ein Mädchen das Bestreben gehabt, sich selbst den eigenen Weg im Leben zu bahnen. Keine Frau — obwohl sehr kluge darunter waren — hatte sich für unglücklich gehalten, weil ihr Name nicht in der Geschichte fortleben konnte. Keine Ehefrau hatte sich auch nur im geringsten versucht gefühlt, dem Gatten untreu zu werden, auch wenn sie ihn nicht liebte oder wenn er ihrer unwürdig wir (so daß Paola und ich, denen alle Romane, die wir lesen wollten, zur Verfügung standen, schon als junge Mädchen die Liebe und die Liebenden für etwas Ähnliches wie Feen und Zauberer hielten. Mittel, wie sie die Romanschreiber verwendeten, um den Geschmack des Publikums zu befriedigen). Das Milieu, in dem ich gelebt hatte, war gesund, aber ohne den Drang, sich zur Geltung zu bringen.

Unsere Mutter war glücklich gewesen, ihren ganzen Verstand und ihre Tätigkeit dazu zu gebrauchen, um unserm Vater und uns Kindern das Leben zu erleichtern und zu erheitern. Ihre Mutter und ihre Schwestern hatten es ebenso gemacht. Keine unter ihnen hielt sich deshalb für erhaben; sie dachten auch nicht darin, dem Gatten und den Kindern

hysterische Schaustellungen von Zärtlichkeiten zu geben, noch sie von ihnen zu verlangen. Sie alle handelten so, weil sie das Sichaufopfern für Kinder und Gatten und die sonstigen Familienglieder für eine ebenso selbstverständliche Angelegenheit des Lebens hielten, wie das unvermeidliche Essen und Trinken.

Der erste Sprung von dieser Welt in jene, die ich in den Komitees der Wohltätigkeitsvereine fand, sobald ich begann mich darin umzuschauen, verwirrte mich sehr und — soll ich es sagen — unerfreulich. Aber als ich auf jene Welt meine gewohnte Methode anwandte, die angeblichen Leidenschaften von den wirklichen zu unterscheiden, wurde ich nach und nach gewahr, daß diese Frauen gar nicht so verschieden von den mir früher bekannten Frauen waren, als es zuerst den Anschein hatte. Ich erkannte, daß die verstiegenen Bestrebungen, die verkrampften Leidenschaften, die sie glaubten zur Schau tragen zu müssen, oft erkünstelt waren. Zum Teil war dies das Ergebnis einer Mode, der zu Ehren sie es für ihre Pflicht hielten, sich damit zu schmücken, ebenso wie sie im heißesten Sommer Pelze trugen und kurze Ärmel mitten im Winter. Andernteils kam es von den unklaren und widersprechenden Vorstellungen, die sie von sich selbst, von den Männern, von ihren Wünschen, ihren Bestrebungen und Zielen hatten, und vor allem war es das Ergebnis des ängstlichen Strebens nach Vermännlichung, die sie für gleichbedeutend mit „Erhöhung" hielten.

Erschrocken über die soziale Wirkung, die soviel falsche Ideen während und nach dem Kriege in einer schon so wirren und unglücklichen Welt wie der unsrigen auslösen konnten, hielt ich es für die Pflicht einer Frau, die seit ihrer frühesten Kindheit die Probleme von Gut und Böse, von Glück und Unglück studiert und vertieft hatte, ihren Schwestern die Ergebnisse ihrer Erfahrungen mitzuteilen.

Ich hielt es für die Pflicht einer Frau, die in vollster Freiheit des Handelns und Denkens erzogen wurde, außerhalb all jener „Vorurteile der alten Welt", denen sie den besseren Teil ihrer selbst verdanken und die sie vernichten wollen —

der Frau die wahren innerlichen Neigungen ihrer Seele aufzudecken, die Gründe, die sie notwendigerweise bedingen und auch die Ursachen jener Zwistigkeiten zwischen ihr und dem Mann, unter denen sie so sehr litt und die sie zur Empörung aufstachelten.

Anstatt, wie ich geplant hatte, das Buch über den „Maschinismus" wieder aufzunehmen, von dem ich nur ein Bruchstück veröffentlichte: „Wie und warum der Maschinismus nicht im Altertum zur Herrschaft gelangte", verwendete ich die wenige Zeit, die mir die Sorgen und Arbeiten für Krieg und Frieden übrig ließen, dazu, meine Gedanken über die Frau neu zu ordnen, zu versuchen, die Grundlagen „der Seele der Frau" festzulegen, was ich für den wesentlichen Ausgangspunkt für die sozialen weiblichen Forderungen hielt.

Aber es handelte sich nicht darum, ein Buch zu schreiben, das die Gebildeten überzeugen sollte. Es sollte *die Frau* überzeugen. Ich mußte hören, wie die Frau auf meine Worte antworten und reagieren werde. Dazu war ein unmittelbarer Gedankenaustausch nötig. Ich wandte drei Mittel an:

1. In öffentlichen Vorlesungen und Vorträgen die Ergebnisse meiner Forschungen zu diskutieren.

2. Sie in Briefen zu diskutieren, in denen ich einen Auszug aus dem veröffentlichten Buch in Broschürenform den begabtesten Frauen, die ich kannte, zusandte.

3. Die Ergebnisse meiner Forschungen in Zeitschriften und Zeitungen zu veröffentlichen und so das Publikum, das ich nicht kannte, zur Antwort aufzufordern.

Das Resultat dieser Erörterungen, mit meinen letzten Forschungen verschmolzen, ist in die „Seele der Frau" übergegangen, welche in Italien im Jahre 1920 erschien.

Ich beabsichtigte meine Pflicht gegen die Frau hierauf zu beschränken und hatte meine soziologischen und anthropologischen Studien wieder aufgenommen. Ich besorgte eine zweite Ausgabe der „Vorteile der Entartung", arbeitete den „verbrecherischen Menschen" meines Vaters um, der vergriffen war und den der Verleger Bocca der Kosten wegen

nicht im ganzen neu auflegen konnte. Dieser Auszug, der im Jahre 1923 erschien, veranlaßte mich wieder, Studien in kriminaler Anthropologie zu betreiben, um das Buch auf den Stand der Ergebnisse der heutigen Wissenschaft zu bringen. In den Zwischenpausen hatte ich auch begonnen, eine Serie von Kinderbüchern zu schreiben für eine Bibliothek, deren Leitung meine Schwester übernommen hatte. Endlich hatte ich auch mein Buch über den „Maschinismus" wieder aufgenommen, in der Hoffnung, es zu beenden, da die Veröffentlichung des ersten Bruchstückes mir viele lebhafte Ermunterungen zu seiner Fortführung eingetragen hatte.

Aber die „Seele der Frau", in alle Sprachen übersetzt, trug mir von allen Weltteilen interessante und rührende Briefe ein: Autobiographien von Frauen, die mir ihr Erstaunen ausdrückten, sich widergespiegelt und verstanden zu sehen, und die mir dafür als Opfer die Erfahrungen ihres Lebens darboten; zornige Epistel von Literaten, die anders darüber dachten wie ich und mir ihre Entrüstung aussprachen; Angstschreie von Müttern und Gattinnen, die sich wanden in schwerster Ratlosigkeit und mich um Hilfe baten; Briefe von Priestern, Psychologen und Psychiatern, die mir die Bekräftigung ihrer Nachprüfung brachten, Ratschläge von mir erbaten, mir neue Lösungen vorschlugen und meine Ansicht dazu hören wollten.

Diese Briefe, die öffentlichen und privaten Diskussionen, die den Übersetzungen und Auflagen folgten, zwangen mich gegen meinen Willen dazu, mich weiterhin mit dem Problem der Frau zu beschäftigen und es in seinen praktischen Anwendungen wieder aufzunehmen. Daraus entstand das Buch „Die Frau im Leben", in dem eingehend die Frauenprobleme erörtert werden, sowohl die beruflichen als auch die ehelichen und mütterlichen.

Diese Briefe und diese öffentlichen und privaten Diskussionen gaben mir auch neue Gesichtspunkte, um die „Seele der Frau" zu ergänzen, die in den ersten Ausgaben nur skizziert war. Ich habe jetzt diese Neubearbeitung beendet, die nächstens in zwei Bänden erscheinen wird. In ihr werden

die Haken und Widersprüche der „Seele der Frau“ ihre vernunftgemäße Erklärung finden. Das Buch wird dann jenen organischen Zusammenhang haben, dessen Fehlen mich quälte.

Ich arbeite eben auch an dem Buch, das, wie ich glaube, das letzte in der Reihe sein wird, einer Untersuchung über die äußersten Grenzen der weiblichen Moral oder, besser gesagt, die äußersten Grenzen der Freiheit, die die Frau sich selbst gestatten darf, ohne die anderen Frauen und die Gesellschaft zu schädigen.

Ich habe mich jedoch davon überzeugt, daß, um ein dauerhaftes Werk zu schaffen, um in der Welt die Idee einer guten Frau fest zu verankern, zwei oder drei Bücher nicht genügen, sondern daß etwas mehr nötig wäre, etwas, das eine unbegrenzte Wirkung haben könnte.

Die besten Frauentypen werden verkannt, weil der Roman, das Theater, die Bücher, die dem Publikum am leichtesten unter die Augen kommen, niemals von ihnen handeln. Wie der Geschichtsschreiber uns die Geschehnisse erhellen soll, so hat der Romanschreiber die Aufgabe, die Typen zu erhellen, denen wir im Leben begegnen werden, um uns zu ermöglichen, aus jeder einzelnen Handlung die ganze Seele des handelnden Individuums zu erkennen. Wenn uns wirklich ein Romanschreiber von Rang einen gut modellierten Frauen- oder Männertypus gibt, entdecken wir sofort im Leben hunderte, die diesem Typus angehören. Die besten Frauentypen sind heute neben anderen Ursachen verkannt, weil uns die Romanschreiber unter den blendendsten Farben falsche oder verbrecherische oder verrückte Helden oder Heldinnen vorführen. Anderseits veranlaßt die Tatsache der Verkennung die Frauen, die die Freude am Gefallen stark empfinden, diesen modischen Romantypen zu folgen.

Nur ein Mittel scheint mir imstande zu sein, diesem circulus vituosus Einhalt zu tun: die sittlich höchststehenden Frauen zu veranlassen, ihre Autobiographie oder Lebensbeschreibungen einfacher guter Frauen zu schreiben, die sie gekannt haben. Wenn eine große Anzahl Autobiographien

und Lebensbeschreibungen sittlich höchststehender Frauen erschienen sein werden und bewundert werden können, so könnten sie einerseits die Frauen dazu ermuntern, dem Beispiel zu folgen und anderseits die Romanschreiber dazu überleiten, die besten Frauentypen zu beschreiben, indem sie so die Mode der guten Frauen bestimmen, wie wir die Mode der wenig heroischen Heldinnen erlebt haben.

Da die Frauen, an die ich mich schriftlich gewandt hatte, nicht gut verstanden, was ich von ihnen wünschte, habe ich begonnen, selbst diese Lebensbeschreibungen zu verfassen („Frauenseelen", wahre „Lebensbeschreibungen"), Leben einfacher Frauen, die ich gekannt habe und die mir moralisch würdig erschienen, und ich arbeite daran, in allen Ländern derartige Lebensbeschreibungen zu sammeln. Sie sollen, wie ich hoffe, außerdem dartun, wie die Frau unter allen Himmelsstrichen die gleiche ist, wie sehr auch die sozialen Unterschiede sie trennen mögen.

Das genügt noch nicht, um das Ziel zu erreichen, das ich mir gesetzt habe: Die Kräfte der höchststehenden Frauen in die richtigen Kanäle zu leiten. Es gibt verschiedene Arten von Frauen; die einen können sich mit der bescheidenen Tätigkeit in der Familie begnügen, die andern nicht.

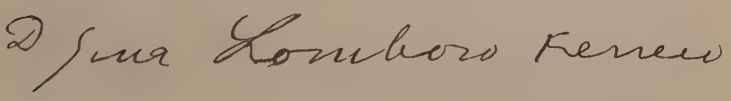
Ein großer Teil der Frauen, die sich für die Erlangung des Frauenstimmrechts eingesetzt haben, mit dem sie nichts anzufangen wissen, nannten ihr Bestreben: ihre eigene Persönlichkeit außer in der Familie auch öffentlich und sozial zur Geltung zu bringen.

Dieses durchaus berechtigte Bestreben muß in die Wege geleitet werden. Ein Teil der zu praktischer Arbeit befähigten Frauen ist in Italien wenigstens schon in den ausgezeichneten „Arti Femminili" (Frauengewerben) zusammengefaßt, die den reichen und armen Frauen soviel Nutzen gebracht haben. Diejenigen Frauen, die nach dem Guten dürsten, sind von der öffentlichen und privaten Wohltätigkeit erfaßt. Übrig bleiben diejenigen, die geistigen, künstlerischen und wissenschaftlichen Durst leiden und allein auf den Journalismus und die Literatur angewiesen zu sein scheinen.

Für diese habe ich die „Associazione Divulgatrice Donne Italiane“ (italienischer Frauenbildungsverein) ausgedacht, die sich zur Aufgabe macht, Arbeiten von allgemeinem Interesse, die nur einem Spezialistenpublikum bekannt sind, andern zugänglich zu machen. Diese unbegrenzt variierungsfähige Vereinigung, die ich hier wegen Raummangels nicht beschreiben kann, will durch die Post die literarischen Salons ersetzen, die der früheren Generation soviel geistigen Genuß und geistige Bereicherung gegeben haben. Dies habe ich verwirklicht, und es bewährt sich vorzüglich.

Ich denke über unendlich viele andere Mittel nach, die der besten Frau zur Geltung verhelfen sollen, aber . . . . . der tyrannische Raum verbietet mir von ihnen zu sprechen und mehr noch der Gedanke, daß man nur von gelungenen Versuchen sagen kann, daß sie aussichtsreich sind und nur für sie werben kann.

Florenz, im Mai 1926.



(Aus dem Italienischen übersetzt von Emmy Bauer, Heidelberg.)

COMTESSE ANNA DE NOAILLES

Wesen und Werk

Eine Selbstdarstellung verlangt — so dünkt mich — über hauptsächliche, ganz bestimmte Lebensmomente klarste Offenheit, die in mündlicher Rede vielleicht erleichtert würde und die die Poesie zu jenen erhabenen Gipfeln hoher Reinheit und Leidenschaft emporträgt, wie sie in Memoiren oder Tagebüchern überreich beschlossen sein können.

Was aber vermöchte ich in Kürze über ein lange währendes Leben zu sagen, in dem jeder Tag teilhaftig war und ist an dem ungestillten Leide, an der jubelnden Freudigkeit eines Menschengeschickes, meines Lebens. Niemand hat mehr wie ich seine Wahrheit in seiner Dichtung ausgedrückt, und weil mein ganzes inneres Wesen in meinem Werke sich verströmt, kann ich hier nur einige meiner Charakterzüge beschreiben.

Die Götter haben mir Mut, Energie, fast immerdauernde innere Erhebung gewährt und haben mich gleichzeitig dazu bestimmt, seit meiner Kindheit eine sehr zarte, oft bedrohte Gesundheit und ein wechselreiches Geschick leuchtender Gnaden und herzzerreißender, niederdrückender Prüfungen zu ertragen. Doch der Schmerz ist immer bedeutsamer als die Freude und durch ihn besonders fühlen wir uns so innig, so tief verbunden mit der großen, mit der unglücklichen Menschheit.

Den stärksten Einfluß auf mein inneres Wesen übte die Musik. Meine Mutter, eine begnadete Pianistin, spielt Chopin, Schumann, Mozart, Beethoven, Schubert, Haydn mit seltener Hingabe und hoher Genialität.

Ich bin in Paris geboren. Mein Vater, der Prinz von Brancovan, war der Sohn eines regierenden rumänischen Fürsten. Meine Mutter, Griechin von Geburt, entstammte einer berühmten Gelehrtenfamilie auf der Insel Kreta.

COMTESSE ANNA DE NOAILLES

Wir verbrachten die Sommermonate meist in Savoyen, an den Ufern des Genfer Sees, in den Ländern des Südens, inmitten von Blumen und Obstgärten, in ländlicher Umgebung.

Meine Erzieherinnen, die in Bonn beheimatet waren, ließen mich die großen deutschen Dichter kennenlernen und erzählten mir die berühmten Märchen: Schneewittchen und Rosenrot, Rübezahl, Königstochter und Froschkönig und viele andere mehr.

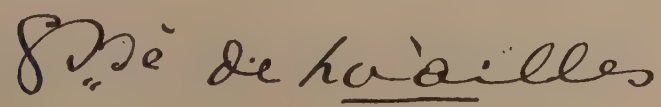
Und diese Dichtungen — teils phantastisch und geheimnisvoll, teils von solch einfacher, naiver, ganz erdhafter Schönheit — erweckten in mir diesen innigen Zusammenhang mit der Natur, den ich später bei den großen Griechen der Antike, den Ahnen meines Geistes durch Abstammung, wieder fand.

Es ergreift mich immer wieder tief und seltsam, wenn ich meine Gedichte in deutscher Übertragung wiederhöre; das melodische Klingen meiner Verse, die in verändertem Sprachrhythmus in weite Fernen abgerückt mir scheinen und doch so vertraut, so ganz mein eigen sind, erinnern mich an die ersten Eindrücke meiner Jugend.

Die Liebe, der unwiderstehliche Hang zur Romantik oder zum Phantastischen, welche Natur und Leidenschaften durch ihre ungestüme, rätselreiche Kraft, jedem Dichter in die Seele senken, vereinigte sich in mir seit früher Jugend mit einem scharf entwickelten Sinne für Recht, für Logik, für Genauigkeit des Denkens, welche den Werken Montaignes und Voltaires ihren besonderen, ihren ewigen Wert geben.

Seit meinem siebenten Lebensjahre habe ich geschrieben und, wie schon angedeutet, ist meine ganze Lebensgeschichte in meinem Schaffen verwoben und aufgezeichnet. Denn die Dichter gestalten das Erleben wohl um; aber sie erfinden es nicht.

Paris, 27. April 1927.



ALEXANDRA KOLLONTAY

Ziel und Wert meines Lebens

Es kann nichts Schwereres geben, als eine Selbstbiographie zu schreiben. Was soll man hervorheben? Was hat ein allgemeines Interesse? Vor allem ist geboten, aufrichtig zu schreiben und keine konventionelle Bescheidenheit vorzuspielen. Wenn man aufgefordert wurde, aus seinem eigenen Leben zu erzählen, um das so Gewordene für die Allgemeinheit nützlich zu machen, so kann das ja nur bedeuten, daß man im Leben eben schon etwas Positives geleistet, etwas geschaffen hat, was von der Gesellschaft anerkannt wird. Es gilt also zu vergessen, daß man von sich selbst spricht, und zu versuchen, Abstand von seinem eigenen Ich zu nehmen, um so objektiv wie nur möglich über das eigene Werden und Wirken zu berichten. Ich habe den Willen, dies zu versuchen. Ob es mir aber gelingen wird, ist eine andere Frage. Dabei muß ich gestehen, daß in gewissem Sinne diese Selbstbiographie für mich ein Problem darstellt, daß ich mit einiger Neugierde dabei rückblickend und in die Zukunft spähend die wichtigsten Lebenswenden meines Seins und meines Schaffens mir selbst vorstellen werde.

Schon in ganz jungen Jahren war es mir bewußt, daß ich mein Leben unter keinen Umständen nach dem gegebenen Muster gestalten dürfe; und daß ich, um die wahre Blickrichtung meines Lebens erkennen zu können, über mich selbst hinauswachsen müsse. Ich hatte eine gewisse Ahnung, daß ich auf diese Weise meinen Mitmenschen helfen werde, ihr Leben nicht nach den gegebenen Traditionen, sondern nach freier eigener Wahl zu gestalten. Selbstverständlich nur soweit, wie es die sozialen und ökonomischen Verhältnisse

gestatten. Ich glaubte auch immer daran, daß die Zeit kommen müsse, in der die Frau mit demselben moralischen Maßstabe beurteilt werden würde wie der Mann. Denn es ist nicht ihre spezifisch weibliche Tugend, die ihr einen Ehrenplatz in der menschlichen Gesellschaft gibt, sondern der Wert der von ihr vollbrachten, für die Gesellschaft nützlichen Arbeit, der Wert ihrer Persönlichkeit als Mensch, als Arbeiter, als Bürger, Denker oder Kämpfer. Meinen Weg zu gehen, zu arbeiten, zu schaffen Seite an Seite mit den Männern, für die Verwirklichung unserer sozialen Ideen zu kämpfen (ich gehöre ja seit beinahe dreißig Jahren zu den Kommunisten), dabei aber mein persönliches Frauenschicksal nach eigenem Willen zu gestalten, dies war unbewußt das Motiv, die leitende Kraft meines ganzen Lebens und Wirkens. Vor allem aber ließ ich niemals meine Gefühle, Liebesfreuden oder -schmerzen den ersten Platz in meinem Leben einnehmen. Im Vordergrund stand immer: Schaffen und Kämpfen.

Damit aber kein Mißverständnis eintritt, soll hier gesagt sein, daß ich noch weit vom Typus der ganz neuen Frauen bin, die ihre Frauenerlebnisse verhältnismäßig leicht und, man möchte sagen, glücklicherweise oberflächlich nehmen, deren Gefühle und Seelenenergie in erster Linie auf alle anderen Gebiete gerichtet sind und sich nicht von sentimentalen Liebesempfindungen leiten lassen. Ich gehöre ja noch zu der Generation der Frauen, die auf dem Wendepunkt der Geschichte aufgewachsen sind. Die Liebe mit ihren vielen Enttäuschnugen, mit ihren Tragödien und ewigen Forderungen nach vollkommener Seelengemeinschaft spielte noch eine größte Rolle in meinem Dasein. Eine viel, viel zu große Rolle! Denn dadurch verbrauchten sich resultatlos und letzten Endes wertlos viel kostbare Zeit und Energie. Wir, die Frauen der vergangenen Generation, verstanden es noch nicht, innerlich, im Gemüte frei zu sein. Es war eine ganz unglaubliche Vergeudung unserer Seelenenergie, eine Herabsetzung unserer Arbeitskraft, die sich in unschöpferische Gefühlserlebnisse verströmte. Wohl ist es wahr, daß wir, ich wie auch viele andere kämpfenden und arbeitenden Zeit-

genossinnen es verstanden haben, die Liebe nicht als Hauptzweck unseres Lebens aufzufassen und die Arbeit als Mittelpunkt in unser Leben zu stellen. Trotzdem, wieviel mehr hätten wir schaffen und erreichen können, wenn unsere volle Energie nicht im ewigen Kampfe mit den Gefühlen zu einem anderen sich zersplittert hätte. Es war in der Tat ein ewiger Abwehrkrieg gegen den Eingriff des Mannes in unser Ich, ein Kampf auf dem Gebiete des Problems: Arbeit, oder Ehe und Liebe. Wir, die ältere Generation, verstanden es noch nicht, wie es die meisten Männer tun, wie es auch die jungen Frauen heute lernen, Arbeit und Liebessehnsucht harmonisch aneinander anzugliedern, so daß der Liebe nur eine untergeordnete Stelle eingeräumt bleibt. Unser Fehler bestand darin, daß wir dem geliebten Manne unser ganzes Ich, ohne Vorbehalt gaben, in der Hoffnung, eine volle Seelenharmonie dadurch zu erreichen. Aber der Mann versuchte stets, sein eigenes Ich uns aufzuzwingen und uns an ihn völlig anzupassen. Und so entstand bei allen und immer wieder die unausbleibliche innere Auflehnung, da wurde die Liebe zur Kette. Wir fühlten uns versklavt und versuchten die Liebesbande zu lockern. Und nach dem ewig sich wiederholenden Kampfe mit dem geliebten Manne rissen wir uns los und eilten der Freiheit entgegen. Da standen wir allein, einsam, aber frei — frei für die geliebte auserwählte Arbeit....

Die Jugend, die letzte Generation, wird glücklicherweise nicht mehr unseren zwecklosen, für die menschliche Gesellschaft absolut unnötigen Kampf durchmachen. Ihre Kräfte, ihre Arbeitsenergie wird für ihr Schaffen aufgespart werden.

Unerläßlich ist es, daß ich einiges über mein eigenes, privates Leben erzähle. Meine Kindheit war, nach äußeren Verhältnissen zu beurteilen, sehr glücklich. Meine Eltern gehörten zu dem alten russischen Großgrundbesitz. Ich war das einzige Kind in der zweiten Ehe meiner Mutter (meine Mutter war geschieden und ich bin noch außer der zweiten Ehe geboren, dann adoptiert). Die Jüngste, die Überverwöhnte und Überliebkoste. Vielleicht entstand gerade deshalb sehr früh in mir ein Protest gegen alles, was mich umgab. Man tat zu viel,

um mich glücklich zu machen, ich hatte keine Bewegungsfreiheit, weder in meinen Kinderspielen noch in meinen Wünschen. Dabei wollte ich selbst wünschen, selbst mein kleines Leben gestalten. Meine Eltern waren wohlhabende Leute. Es gab keinen Luxus im Hause, aber was verzichten heißt, kannte ich nicht. Und doch sah ich, wie andere Kinder verzichten mußten. Besonders schmerzlich fielen mir dabei die kleinen Bauernkinder auf, die meine Spielkameraden waren (wir lebten fast immer auf dem Lande, auf dem Gute meines Großvaters, der Finnländer war). Ich empfand schon als Kind die Ungerechtigkeit der Erwachsenen und fühlte peinlich den sozialen Widerspruch, daß mir alles geboten und den anderen Kindern so vieles versagt geblieben. Schon früh hatte ich offene Augen für die in Rußland herrschenden sozialen Ungerechtigkeiten. Ich selbst wurde niemals in die Schule geschickt, weil meine Eltern in steter Sorge um meine Gesundheit lebten und es nicht ertragen konnten, daß ich wie alle anderen Kinder ein paar Stunden täglich ferne von zu Hause verbrachte. Vielleicht auch hatte meine Mutter einen gewissen Abscheu vor den freieren Einflüssen, mit denen ich etwa im Gymnasium in Berührung hätte kommen können. Meine Mutter fand nämlich, daß ich schon „aufrührerisch" genug gestimmt sei. So bekam ich meine Erziehung im Elternhause unter der Leitung einer tüchtigen, klugen Lehrerin, die mit den revolutionären Schichten Rußlands verbunden war. Ihr, der Frau Marie Strachowa, habe ich viel zu verdanken. Als ich kaum sechzehn Jahre alt war, machte ich in St. Petersburg mein Abiturientenexamen, und nun sollte ich das Leben einer „jungen Dame der Gesellschaft" führen. Obwohl meine Erziehung ungewöhnlich war und mir manchen Schaden zufügte (ich war jahrelang schüchtern und sehr unbeholfen im praktischen Leben), so muß doch gesagt werden, daß meine Eltern keineswegs reaktionäre Leute gewesen sind. Im Gegenteil. Für ihre Zeit waren sie sogar liberalfortschrittlich. Aber dem Kinde, dem Jugendlichen gegenüber hatten sie ihre festen Traditionen. Mein erster bitterer Kampf gegen diese Überlieferung begann auf dem Gebiete der Ehe.

Ich sollte eine „gute Partie" machen, und meine Mutter beabsichtigte, mich früh zu verheiraten. Meine älteste Schwester hatte mit neunzehn Jahren mit einem hochgestellten Herrn von fast sechzig Jahren eine Ehe eingegangen. Ich revoltierte gegen diese „Vernunft- und Verkaufsehe" und wollte nur aus Liebe, aus großer Leidenschaft heiraten. Gegen den Willen meiner Eltern, noch ganz jung, wählte ich meinen Vetter, einen mittellosen jungen Ingenieur, dessen Namen Kollontay ich noch heute trage. Mein Mädchenname war Domontowitsch. Das Glück meiner Ehe dauerte kaum drei Jahre. Ich bekam einen Sohn. Aber trotzdem ich mein Kind selbst erzogen habe, war die Mutterschaft nie der Kernpunkt meiner Existenz. Ein Kind hat nicht die Fesseln meiner Ehe unlöslicher zu machen vermocht. Ich liebte meinen Mann noch immer, aber das glückliche Dasein einer Hausfrau und Gattin wurde mir zum „Käfig". Meine Interessen wandten sich immer mehr und mehr der revolutionären Arbeiterbewegung Rußlands zu. Ich las viel, ich studierte eifrig die sozialen Fragen, besuchte Vorträge und arbeitete in halblegalen Gesellschaften zur Volksaufklärung. Es waren die Jahre der Aufblüte des Marxismus im Rußland (1893/96). Lenin war damals nur ein Anfänger auf literarischem und revolutionärem Gebiete. Georg Plechanow war der führende Geist der Zeit. Die materialistische Weltauffassung stand mir nahe; seit der frühen Jugend neigte ich zur realistischen Schule, war eine begeisterte Anhängerin Darwins und Boekles. Ein Besuch in der bekannten großen Krengolm-Textilfabrik, in der zwölftausend Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt waren, entschied mein Schicksal. Ich konnte nicht ein glückliches, ruhiges Leben führen, wenn das Arbeitervolk so furchtbar versklavt war. Ich mußte in diese Bewegung hinein. Damals gab es Differenzen mit meinem Manne, der meine Neigungen als gegen ihn gerichteten, persönlichen Trotz empfand. Ich verließ Mann und Kind und reiste nach Zürich, um bei Professor Heinrich Herkner Nationalökonomie zu studiren. Damals fing mein bewußtes Leben für die revolutionären Ziele der Arbeiterbewegung an. Und als ich im Jahre 1899 zurück

nach St. Petersburg — jetzt Leningrad — kam, gliederte ich mich an die illegale sozialdemokratische Partei Rußlands an. Ich arbeitete als Schriftstellerin und Propagandistin. Eine ganz besondere Anziehung übte auf mich das Schicksal Finnlands, dessen Selbständigkeit und relative Freiheit von der reaktionären Politik des Zarenregimes Ende der neunziger Jahre bedroht wurde. Vielleicht waren es die Eindrücke, die ich während meiner Kindheit auf dem Landgute meines Großvaters aufgenommen habe, die mich zu Finnland so besonders hinzogen. Ich trat tätig für die Befreiungsbewegung des Landes auf. So war meine erste größere wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Nationalökonomie eine Studie über die Lebens- und Arbeitsverhältnisse des finnischen Proletariats. Dieses Buch erschien im Jahre 1903 in St. Petersburg. Zu der gleichen Zeit waren meine Eltern gestorben, mein Mann und ich lebten längst getrennt, nur mein Sohn blieb bei mir. Jetzt hatte ich die Möglichkeit, mit vollständig meiner Arbeit zu widmen: der revolutionären Bewegung Rußlands und der Arbeiterbewegung. Liebe, Ehe, Familie, alles waren untergeordnete, vorübergehende Erscheinungen. Sie waren da, sie haben sich immer wieder in mein Leben eingeflochten; aber — die Liebe zum Manne konnte noch so groß sein, sobald sie in bezug auf meine frauliche Opferwilligkeit eine gewisse Grenze überschritten — brach die Auflehnung in mir von neuem hervor. Ich mußte fort, mußte mit dem Manne meiner Wahl brechen, sonst (das war ein unterbewußtes Gefühl in mir) hätte ich mich der Gefahr ausgesetzt, mein eigenes Ich zu verlieren. Es muß auch gesagt werden, daß kein einziger Mann, der mir nahe gestanden, einen richtunggebenden Einfluß auf meine Neigungen, Bestrebungen oder auf meine Weltanschauung gehabt hat. Im Gegenteil, meistens war ich die Führende. Und ich habe meine Lebensanschauung, meine politische Linie aus dem Leben selbst und in ununterbrochener Arbeit und aus Büchern erworben.

Im Jahre 1905 (damals brach die sog. erste Revolution in Rußland nach dem bekannten blutigen Sonntag aus) hatte ich mir schon einen Namen auf dem Gebiete der volkswirt-

schaftlichen und sozialen Literatur erworben. Und es stellte sich in jenen bewegten Zeiten, wo alle Kräfte in dem Sturme des Aufstandes ausgenutzt wurden, heraus, daß ich als Rednerin ganz volkstümlich geworden war. Doch zu jener Zeit wurde es mir klar, daß in Rußland noch wenig getan worden war, um die Arbeiterinnen in den Befreiungskampf einzubeziehen. Wohl bestand in Rußland schon eine ganz starke bürgerliche Frauenbewegung. Aber als Marxistin war ich davon überzeugt, daß die Befreiung der Frau nur als Resultat des Sieges einer neuen Gesellschaftsordnung und eines anderen Wirtschaftsystems sich ereignen könne. So warf ich mich in den Kampf gegen die bürgerlich eingestellten Frauenrechtlerinnen und strebte mit ganzer Kraft darnach, daß die Arbeiterbewegung auch die Frauenfrage als eines ihrer Kampfesziele aufnehme. Es war nicht so leicht, meine Parteigenossen für diese Idee zu gewinnen. Ich stand recht isoliert mit meinen Gedanken und Forderungen. Doch gelang es in den Jahren 1906—1908 eine kleine Gruppe Parteigenossinnen für meine Pläne zu gewinnen. Dann schrieb ich in der illegalen Presse im Jahre 1906 einen Aufsatz, in dem ich die Forderung aufstellte, die Arbeiterinnenbewegung durch planmäßige Parteiarbeit in Rußland ins Leben zu rufen. Wir eröffneten im Herbst 1907 den ersten Arbeiterinnen-Klub. Viele von den Mitgliedern dieses Klubs, damals noch ganz junge Arbeiterinnen, bekleiden jetzt verantwortliche Posten in dem neuen Rußland und in der russischen kommunistischen Partei (K. Nicolajewa, Marie Burko usw.). Mein Wirken, meine propagandistische Arbeit in den Arbeiterinnenmassen, besonders aber meine politischen Schriften, deren eine eine Broschüre über Finnland war und den Aufruf enthielt, gegen den Zarismus mit „Waffen" aufzutreten, brachte es dazu, daß gegen mich ein Prozeß eingeleitet wurde, der vieljähriges Gefängnis für mich in Aussicht stellte. Ich mußte in aller Eile verschwinden und habe niemals wieder mein Heim gesehen. Mein Sohn wurde von guten Freunden beherbergt, mein kleines Hauswesen liquidiert. Ich wurde „eine Illegale". Es war eine Zeit der anstrengendsten Arbeit.

ALEXANDRA KOLLONTAY

Der erste allrussische Frauenkongreß, der von den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen einberufen worden war, sollte im Dezember 1908 stattfinden. Die Reaktion war damals im Wachsen, und die Arbeiterbewegung wurde nach dem ersten Sieg im Jahre 1905 wieder niedergeschlagen. Viele Parteigenossen waren verhaftet, andere ins Ausland geflohen. Aufs neue entbrannte der heiße Kampf zwischen den beiden Fraktionen der russischen Arbeiterpartei: den Bolschewisten und den Menschewisten. Meine Einstellung zur Duma brachte es logischerweise mit sich, daß ich es für zwecklos hielt, den ersten bürgerlichen Frauenkongreß für unsere Partei auszunützen. Dennoch strebte ich darnach, daß die Arbeiterinnen, die an diesem Kongreß teilnehmen sollten, als selbständige und abgesonderte Gruppe auftreten sollten. Nicht ohne Widerstand gelang es mir, diesen Plan durchzuführen. Meine Parteigenossen, die Menschewisten, beschuldigten mich und meine Gesinnungsgenossinnen, „Feministinnen" zu sein und zu großen Wert auf unsere Frauenangelegenheiten zu legen. Man verstand zu jener Zeit noch nicht genügend die außerordentlich große Bedeutung zu würdigen, die den Arbeiterinnen, den selbsterwerbenden Frauen, in dem politischen Kampfe zufiel. Immerhin setzten wir unseren Willen durch. Eine Arbeiterinnengruppe ist auf dem Kongreß in St. Petersburg mit dem sozialistischen Programm aufgetreten und hat eine klare Scheidungslinie zwischen den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen und der Befreiungsbewegung der Frauen der Arbeiterklasse in Rußland festgelegt. Ich aber mußte noch vor dem Schlusse des Kongresses fliehen, weil die Polizei meine Spur gefunden hatte. Es gelang mir, über die Grenze nach Deutschland zu kommen, und so begann im Dezember 1908 eine neue Periode meines Lebens, die politische Emigration.

Die Jahre der politischen Emigration

Als politischer Flüchtling lebte ich hinfort in Europa und Amerika bis zum Sturze des Zarismus im Jahre 1917. Sobald ich nach meiner Flucht nach Deutschland gekommen,

gliederte ich mich an die deutsche sozialdemokratische Partei an, in der ich viele persönliche Freunde hatte, zu denen ich ganz besonders Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg zählte. Auch hatte Klara Zetkin einen großen Einfluß auf meine Arbeit bei der Festlegung der Grundsätze der Arbeiterinnenbewegung in Rußland. Als Delegierte Rußlands hatte ich schon im Jahre 1907 an der ersten internationalen Konferenz der sozialistischen Frauen in Stuttgart teilgenommen. Diese Tagung verlief unter dem Vorsitze von Klara Zetkin und hat außerordentlich viel zur Entwicklung der Arbeiterinnenbewegung im Sinne des Marxismus beigetragen. Ich stellte mich als Schriftstellerin auf dem Gebiete von sozialen und politischen Fragen zur Verfügung der Parteipresse, auch wurde ich von der deutschen Partei als Rednerin recht viel aufgefordert und habe von der Pfalz bis Sachsen, von Bremen bis ins südliche Deutschland als Agitationsrednerin für die Partei gearbeitet. Aber zu dieser Zeit hatte ich keinen führenden Posten, weder in der russischen noch in der deutschen Partei, alles in allem war ich hauptsächlich eine „populäre Rednerin" und eine wohlangesehene politische Schriftstellerin. In der russischen Partei hielt ich mich absichtlich etwas ferner von dem führenden Zentrum, was sich hauptsächlich damit erklärt, daß ich doch mit der Politik meiner Genossen, der Menschewisten, nicht restlos einverstanden war. Es darf hier zugegeben werden, daß ich, obwohl ich wie jeder tätige Mensch einen gewissen Ehrgeiz besaß, trotzdem aber niemals von dem Wunsche beseelt gewesen bin, „einen Posten" zu erlangen. Es war für mich immer weniger wertvoll, „was ich bin", als „was ich kann", was ich zu vollbringen in der Lage war. Auf diese Weise hatte auch ich meinen Ehrgeiz und er machte sich besonders da bemerkbar, wo ich im Kampfe stand und wo es galt, gegen die Versklavung der arbeitenden Frauen zu schaffen. Ich hatte mir vor allem die Aufgabe gestellt, in Rußland die Arbeiterinnen für den Sozialismus zu gewinnen und gleichzeitig auch die Befreiung der arbeitenden Frau, ihre Gleichberechtigung anzustreben. Kurz vor meiner Flucht aus Rußland erschien mein Buch „Die soziale

Grundlage der Frauenfrage", eine Auseinandersetzung mit den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, gleichzeitig aber eine Aufforderung an die Partei, die Arbeiterinnenbewegung in Rußland lebensfähig zu machen. Das Buch hatte Erfolg. Ich schrieb damals in der legalen und illegalen Presse, versuchte durch Briefwechsel an die Parteigenossen und die Arbeiterinnen selbst einzuwirken und eine regere Aktion für die Entsklavung der Frau zu entfachen. Ich hatte es dabei nicht immer leicht, viel passiver Widerstand, wenig Verständnis und noch weniger Interessennahme für dieses Ziel legte sich immer wieder als Hemmschuh in den Weg. Erst im Jahre 1914, kurz vor dem Ausbruche des Weltkrieges, begannen endlich beide Parteifraktionen — die Menschewisten und die Bolschewisten — die Frage ernst und praktisch aufzunehmen. eine Tatsache, die auf mich fast wie eine persönliche Belohnung wirkte. Zwei Arbeiterinnenzeitschriften wurden in Rußland gegründet, der internationale Arbeiterinnentag vom 8. März 1914 gefeiert. Ich aber lebte noch immer in der Verbannung und konnte der so heiß geliebten Arbeiterinnenbewegung in meiner Heimat nur von weitem mithelfen. Ich stand in enger Verbindung auch von der Ferne mit den Arbeiterinnen Rußlands und wurde von der Textilgewerkschaft und von den Näherinnen als offizielle Delegierte auf die zweite internationale Konferenz der sozialistischen Frauen (1910) und auf den außergewöhnlichen internationalen Sozialistenkongreß in Basel 1912 berufen. Als dann in dem russischen Scheinparlament (der Duma) ein Gesetzentwurf über Sozialversicherung eingebracht wurde, veranlaßte mich die sozialdemokratische Dumafraktion (der menschewistische Flügel), einen Gesetzentwurf über die Mutterschaftsfürsorge auszuarbeiten. Es war nicht das erstemal, daß die Dumafraktion meine Kräfte für die gesetzgeberische Arbeit in Anspruch nahm. Noch ehe ich in die Verbannung gehen mußte, wurde ich als Sachverständige bei der Behandlung der Finnlandsfrage in der Reichsduma herangezogen.

Die mir übertragene Aufgabe, einen Gesetzentwurf auf dem Gebiete der Mutterschaftsfürsorge auszuarbeiten, ver-

anlaßte mich, diese besondere Frage eingehend zu studieren. Der Bund für Mutterschutz, die hervorragende Arbeit Dr. Helene Stöckers, gaben mir vor allem wertvolle Anregungen; doch studierte ich die Frage auch in England, Frankreich und in den skandinavischen Ländern. Als Ergebnis davon erschien mein Buch „Mutterschaft und Gesellschaft", eine sechshundert Seiten umfassende Arbeit über Mutterschafts versorgung und die darauf sich beziehenden Gesetze in Europa und Australien. Die Grundbestimmungen und Forderungen auf diesem Gebiete, die ich am Ende meines Buches summierte, sind später, im Jahre 1917, von der Sowjetregierung in dem ersten Sozialversicherungsgesetz erfüllt worden.

Die Jahre der politischen Emigration waren für mich bewegte Jahre. Von Land zu Land reiste ich als Parteirednerin. Im Jahre 1911 machte ich den Streik der Hausfrauen „La grève des menagères" gegen die Teuerung in Paris mit. Im Jahre 1912 arbeitete ich in Belgien bei der Vorbereitung des Streikes der Bergarbeiter in Borinage und im selben Jahre entsandte mich der linksstehende sozialistische Jugendverband Schwedens, um die antimilitaristischen Tendenzen der Partei in Schweden zu stärken. Einige Jahre früher kämpfte ich in den Reihen der British-Socialist-Party Seite an Seite mit Dora Montefiore gegen die englischen Suffragettes für die Befestigung der noch jungen sozialistischen Arbeiterinnenbewegung. Im Jahre 1913 war ich wieder in England. Diesmal, um aktiv an der Protestaktion gegen den bekannten „Beilis-Prozeß", von den Antisemiten in Rußland angestiftet, teilzunehmen, und im Frühling desselben Jahres hat mich der Linksflügel der schweizerischen Sozialdemokratie nach der Schweiz gerufen. Das waren in der Tat lebendige Jahre von ganz verschiedener Wirksamkeit. Auch meine russischen Parteigenossen nahmen meine Kräfte in Anspruch, und zwar als Delegierte auf den sozialistischen Partei- und Gewerkschaftskongressen. Im Verlaufe des Jahres 1911 erging ein Ruf an mich an die russische Parteischule in Bologna, wo ich eine Reihe von Vorträgen hielt. Der gegenwärtige Kultus-Volkskommissar in Sowjet - Rußland, A. Lunatscharsky,

Maxim Gorki sowie der bekannte russische Nationalökonom und Philosoph A. Bogdanoff waren die Begründer dieser Parteischule, und Trotzki hat fast zur selben Zeit wie ich dort Vorträge gehalten. Auch der gegenwärtige russische Sowjetminister des Auswärtigen Amtes, G. Tschitscherin, der zu jener Zeit als Sekretär eines Hilfsbüros für politische Flüchtlinge arbeitete, forderte mich des öfteren auf, öffentliche Vorträge über die verschiedensten kulturellen Probleme des russischen Lebens zu halten, um dadurch die mageren Bestände der Hilsfkasse zu verbessern. In seinem Auftrage bin ich in ganz Europa herumgekommen, aber mein Standquartier war Berlin. Ich fühlte mich wohl in Deutschland und habe die für wissenschaftliche Arbeit angepaßten Verhältnisse immer sehr geschätzt. Aber reden durfte ich in Preußen nicht; es galt im Gegenteil so still wie möglich zu sein, um von der preußischen Polizei nicht ausgewiesen zu werden.

Bei Ausbruch des Weltkrieges befand ich mich in Deutschland. Mein Sohn war bei mir. Wir wurden beide arretiert, weil meine Papiere nicht in Ordnung waren. Doch fand bei der Haussuchung die Polizei ein Mandat der russischen sozialdemokratischen Partei, das mich als Delegierte zum Weltkongreß der Sozialisten berief. Und da wurden die Herren auf dem Alexanderplatz plötzlich ganz liebenswürdig: sie meinten, daß eine Sozialdemokratin kein Freund des Zaren sein könnte. Ich war in der Tat kein Feind Deutschlands und noch weniger eine russische Patriotin. Der Krieg schien mir ein Greuel, ein Wahnsinn, ein Verbrechen zu sein, und ich habe ihn von der ersten Stunde an — mehr impulsiv als durchdacht — innerlich nicht anerkannt und mich niemals mit ihm versöhnen können. Der Rausch der patriotischen Gefühle ist mir immer fremd geblieben, ich fühlte im Gegenteil stets einen Abscheu gegen alles, was betonter Patriotismus war. Bei meinen eigenen Parteigenossen, die auch in Deutschland lebten, fand ich damals kein Verständnis für meine „antipatriotische" Haltung. Nur Karl Liebknecht, seine Frau, Sofie Liebknecht, und einige wenige andere deutsche Parteigenossen vertraten, wie ich, denselben

Standpunkt und hielten es für die Pflicht eines Sozialisten, gegen den Krieg zu wirken. Eigenartigerweise befand ich mich am 4. August 1914 im Reichstag bei der Kriegsbudget-Abstimmung. Das Versagen der deutschen sozialistischen Partei schien mir eine Kalamität sondergleichen. Ich fühlte mich ganz vereinsamt und fand nur Trost in der Gemeinschaft mit den beiden Liebknechts.

Mit Hilfe einiger deutscher Parteifreunde gelang es mir und meinem Sohne, im Herbst 1914 Deutschland zu verlassen und nach Skandinavien zu übersiedeln. Nicht verließ ich Deutschland etwa, weil ich irgendwelche Zeichen der Unfreundlichkeit gegen mich empfunden hätte, sondern weil ich in Deutschland ohne Wirkungskreis untätig hätte bleiben müssen. Ich aber brannte darauf, den Kampf gegen den Krieg aufzunehmen. Auf dem neutralen Boden Schwedens angekommen, begann ich die Arbeit gegen den Krieg, indem ich versuchte, die internationale Solidarität der Arbeiterklasse der Welt wieder anzuregen. Ein Aufruf an die Arbeiterfrauen nahm seinen Weg auf illegale Weise nach Rußland und nach verschiedenen anderen Ländern. In Schweden schrieb und redete ich gegen den Krieg. Ich sprach in öffentlichen Versammlungen, die meist von den linksstehenden schwedischen Parteiführern Zeta Höglund und Frederic Strön einberufen worden waren. Ich fand bei ihnen den reinen Widerhall meiner Gefühle und wir vereinten uns in gemeinsamer Arbeit für den Sieg des Internationalismus und gegen den Kriegswahnsinn. Wie sich die führenden Köpfe der russischen Partei zum Kriege stellten, erfuhr ich erst später. Als endlich Nachrichten über Paris und die Schweiz zu uns gelangten, war es ein Tag unaussprechlichen Glückes, denn es wurde uns die Gewißheit, daß beide, sowohl Trotzki als auch Lenin, obwohl sie zu verschiedenen Fraktionen der Partei gehörten, gegen den Sozialpatriotismus kämpfend, sich erhoben hatten. So war ich also nicht mehr „isoliert". In der Partei fand eine Neugruppierung statt: die Internationalisten und die „Sozialpatrioten". Doch mitten in der eifrigen Arbeit wurde ich von den schwedischen Behörden verhaftet und in

das Kungsholmgefängnis gebracht. Und der schlimmste Moment bei dieser Verhaftung war, daß ich die Legitimationspapiere eines guten Freundes und Parteigenossen, Alexander Schlapnikoff, der eben illegal aus Rußland nach Schweden gekommen war, zur Aufbewahrung übernommen hatte. Unter den Augen der Polizisten gelang es mir, diese Papiere unter meine Bluse zu stecken und sie irgendwie verschwinden zu lassen. Aus dem Kungsholmgefängnis wurde ich später nach dem Gefängnis in Malmö deportiert und dann nach Dänemark ausgewiesen. Soviel mir bekannt ist, war ich die erste von den Sozialisten Europas, die wegen Antikriegspropaganda ins Gefängnis kam. Auch in Dänemark ließ mich die dänische Polizei nicht in Ruhe. Die dänischen Sozialdemokraten waren keine Freunde der Internationalisten. Im Februar 1915 übersiedelte ich nach Norwegen, wo wir gemeinsam mit Alexander Schlapnikoff als Bindeglied zwischen der Schweiz, dem Aufenthaltslande Lenins und des Zentralkomitees unserer Partei, und Rußland dienten. Mit den norwegischen Sozialdemokraten hatten wir vollen Kontakt. Am 8. März desselben Jahres versuchte ich in Christiania (jetzt Oslo) eine internationale Arbeiterinnendemonstration gegen den Krieg einzuleiten; aber aus den Kriegsländern kamen die Vertreterinnen nicht.

Das war die Zeit, in der sich in der Sozialdemokratie der entscheidende Bruch vorbereitete, denn die patriotisch gestimmten Sozialisten konnten nicht mit den Internationalisten zusammengehen. Und weil die Bolschewisten diejenigen waren, die am konsequentesten den Sozialpatrotismus bekämpften, gliederte ich mich offiziell im Juni 1915 an die Bolschewisten an.

Wieder schrieb ich viel, dieses Mal für die international gestimmte Presse der verschiedensten Länder: England, Norwegen, Schweden, Amerika, Rußland. Damals erschien auch eine von mir bewußt sehr populär gehaltene Broschüre „Wem nützt der Krieg?", die in unzähligen Auflagen Verbreitung gefunden und in mehrere Sprachen, auch ins Deutsche, übersetzt wurde. Solange der Krieg dauerte, mußte sinngemäß

das Problem über die Befreiung der Frau in den Hintergrund treten, denn den Krieg zu bekämpfen und eine neue Arbeiterinternationale ins Leben zu rufen, war unser einziges und lebendiges Ziel. Im Herbst des Jahres 1915 forderte mich die deutsche Gruppe der amerikanischen sozialistischen Partei auf, nach Amerika zu reisen, um dort Vorträge im Sinne „Zimmerwalds" (eine Vereinigung der international gesinnten Sozialisten) zu halten. Ich war sofort bereit, für diesen Zweck den Ozean zu durchkreuzen, trotzdem mir von meinen Freunden ganz entschieden abgeraten wurde. Sie alle waren in höchster Besorgnis um mich, weil die Fahrt durch den Submarinekrieg sehr unsicher geworden war. Aber das Ziel lockte mich allzusehr. Meine Agitationsreise in Amerika dauerte fünf Monate, während welcher ich die ganzen Vereinigten Staaten vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean durchkreuzen und Vorträge in den verschiedensten Sprachen im Sinne der Internationalisten halten mußte. Die Zeitungen stempelten mich abwechslungsweise entweder als Spionin des deutschen Kaisers oder auch als Agentin der Entente. Im Frühling 1916 kehrte ich nach Norwegen zurück. Ich liebe Norwegen mit seinen unvergleichlichen Fjorden und seinen herrlichen Gebirgen, sein mutiges, begabtes, arbeitsames Volk. Ich lebte damals auf dem bekannten Holmenkollen in der Nähe von Oslo und arbeitete weiter für die Zusammenschmiedung der Kräfte der Internationalisten und gegen den Weltkrieg. Doch nicht lange war meines Bleibens in Norwegen, denn schon wenige Monate später mußte ich eine zweite Reise nach Amerika unternehmen, woselbst ich bis kurz vor dem Ausbruch der russischen Revolution verblieb.

Als das russische Volk sich gegen den Absolutismus erhob und den Zarenthron stürzte, war ich schon wieder seit einigen Wochen in Norwegen. Eine festliche Stimmung herrschte bei allen unseren Gesinnungsgenossen. Aber ich machte mir keine Illusionen, denn ich wußte, daß die Beseitigung des Zaren nur der Anfang von größeren Ereignissen und schweren sozialen Kämpfen sein würde. Im März 1917, sobald die politische Amnestie von der neuen Republik deklariert wor-

den war, eilte ich nach Rußland zurück. Ich war eine von den ersten politischen Emigranten, die das Glück hatten, in die befreite Heimat zurückzukehren. An der schwedisch-finnischen Grenze, die ich zu passieren hatte, in dem kleinen nördlich gelegenen Grenzort Torneo, herrschte noch tiefer Winter. Ein Schlitten trug mich über den Fluß, der die Grenze markiert. Auf dem russischen Boden stand ein Soldat. Eine leuchtend rote Schleife wehte auf seiner Brust. „Ihre Legitimationspapiere, Bürgerin!" „Ich habe keine, ich bin ein politischer Flüchtling." „Ihr Name?" Ich nannte mich. Ein junger Offizier wurde geholt. Auch er trug eine leuchtend rote Schleife auf der Brust. Sein Gesicht lächelte. Ja, mein Name stand in der Liste der politischen Flüchtlinge, die auf Befehl des Arbeiter- und Soldatenrates frei eingelassen werden sollten. Der junge Offizier half mir aus dem Schlitten und küßte mir fast ehrfürchtig die Hand. Jetzt stand ich auf dem republikanischen Boden des befreiten Rußlands! Konnte es denn möglich sein? Es war eine der glücklichsten Stunden meines Lebens. Vier Monate später, auf Befehl der Kerenskyregierung (provisorische Regierung), hat derselbe liebenswürdige junge Offizier meine Verhaftung als gefährliche Bolschewistin auf derselben Grenzstation Torneo vorgenommen ... Das ist die Ironie des Lebens.

Die Jahre der Revolution

Die Fülle der nachfolgenden Geschehnisse war so übermächtig groß, daß ich heute wirklich nicht weiß, was ich beschreiben und was ich betonen soll, was ich vollbracht, was ich gewünscht und erreicht habe? Aber gab es denn damals einen individuellen Willen? War es nicht nur der allmächtige Sturm der Revolution, der Befehl der aktiven, wachgewordenen Masse, der unser Wollen und Handeln bestimmte? War überhaupt ein Mensch, der sich nicht dem Wunsche des Allgemeinen gebeugt hätte? Es gab nur Menschenmassen, gebunden in einen zweigeteilten Willen, der entweder für oder gegen die Revolution, für oder gegen die Beendigung des Krieges wirkte, der für oder gegen die Macht

der Sowjets sich einstellte. Zurückschauend erkennt man nur ein Massenwirken, -kämpfen und -handeln. Es gab eigentlich keinen richtigen Helden oder Führer. Es war das Volk, das arbeitende Volk, in Soldatenuniformen oder in Zivil, das die Lage beherrschte und dessen Willen in die Geschichte des Landes und der Menschheit mit ehernem Griffel sich einprägte. Ein schwüler Sommer, ein entscheidender Sommer des revolutionären Hochwassers im Jahre 1917! Der soziale Sturm tobte erst nur auf dem Lande, die Bauern setzten die „Adelsnester" in Brand und in den Großstädten tobte der Kampf zwischen den Vertretern des republikanisch-bürgerlichen Rußlands und den sozialistischen Bestrebungen der Bolschewisten ....

Wie ich schon früher anführte, gehörte ich zu den Bolschewisten und so fand ich gleich vom ersten Tage an eine ganz ungeheuerliche Anhäufung von Arbeit, die meiner wartete. Es galt von neuem gegen den Krieg, gegen das Zusammenschmelzen mit dem liberalen Bürgertum, für die Macht der Arbeiterräte der Sowjets sich einzusetzen. Die natürliche Folge davon war, daß mich die bürgerlichen Zeitungen als „tolle Bolschewistin" stempelten. Zu dieser Zeit war ich sehr volkstümlich als Rednerin bei den Arbeitern, den Soldaten, den Arbeiterinnen und Soldatenfrauen, und zur gleichen Zeit verhaßt und außerordentlich von der bürgerlichen Presse angegriffen. Ich war aber mit laufender Arbeit so überladen, daß ich kaum Zeit fand, die Angriffe und Verleumdungen gegen mich zu lesen. Der Haß gegen mich, die ich vom deutschen Kaiser bezahlt sein sollte, um die russische Front zu schwächen, wuchs bei den nicht sowjetistisch gesinnten Schichten ins Ungeheuerliche.

Eine von den brennendsten Fragen der Zeit war die Teuerung und der wachsende Mangel an allen Dingen, die dem täglichen Leben dienten. So hatten es die Frauen der unbemittelten Schichten unbeschreiblich schwer. Das wurde in unserer Partei zum Anlaß, die Aufklärungs- und politische Arbeit mit den Arbeiterinnen und für die Arbeiterinnen einzuleiten. Schon im Mai 1917 erschien eine Wochenschrift

des Namens „Die Arbeiterinnen". Die erste nach vielen Tausenden zählende Volksversammlung unter der Parole der internationalen Solidarität und gegen den Krieg, die in Rußland unter der provisorischen Regierung stattfand, war von uns, von den Bolschewisten, organisiert. Kerensky und seine Minister verheimlichten ihren Haß gegen mich, die „Anstifterin des Desorganisationsgeistes" in der Armee, nicht. Besonders ein Artikel von mir in der „Prawda", in dem ich für die deutschen Gefangenen eintrat, entfesselte die Empörung von seiten der patriotisch gestimmten Kreise.

Des öfteren mußte ich aus der Elektrischen herausspringen, bevor die Leute mich erkannten, denn ich war ein aktuelles Thema des Tages geworden und wurde oft zum Zeugen von den unglaublichsten Schimpfworten und Lügen gegen mich selbst. Es war auch nichts Außergewöhnliches, daß ich von der irritierten Menschenmenge bedroht und nur durch das mutige Eintreten meiner Freunde und Parteigenossen vor dem Schlimmsten beschützt wurde. Wie immer dem auch war, ich selbst machte mir wegen des Hasses, der mich umgab, keine Sorgen, und es gab ja auch eine so große Anzahl begeisterter Freunde, die Arbeiter, die Matrosen, die Soldaten. Auch wuchs die Zahl der Bolschewisten mit jedem Tage.

Schon im April wurde ich Mitglied der Sowjetexekutive, welche eigentlich das leitende politische Organ des Augenblicks war, dem ich als erste und längere Zeit als einzige Frau angehörte. Im Mai 1917 nahm ich tätigen Anteil an dem Streik der Arbeiterinnen der Wäschereianstalten, die die Forderung aufstellten: alle Wäschereianstalten sollten „munizipalisiert" werden. Der Kampf dauerte sechs Wochen. Doch die Hauptforderung der Arbeiterinnen wurde von der Kerensky-Regierung nicht durchgeführt.

Ende Juni wurde ich von meiner Partei nach Stockholm zu einer internationalen Beratung delegiert, die dadurch unterbrochen wurde, daß uns die Nachricht von dem Juliaufstand gegen die provisorische Regierung in Petrograd erreichte, und daß die provisorische (Kerensky-) Regierung mit den härtesten Mitteln gegen die Bolschewisten eingriff. Viele von

unseren führenden Parteigenossen waren schon arretiert, anderen, auch Lenin, war es gelungen, zu entfliehen und sich zu verbergen. Die Bolschewisten wurden wegen Hochverrats angeklagt und als Spione des deutschen Kaisers beschuldigt. Der Aufstand war lahmgelegt und die Koalitionsregierung ging gegen alle diejenigen vor, die für die Bolschewisten Sympathien an den Tag legten. Ich beschloß, sofort nach Rußland zurückzukehren, trotzdem meine Freunde dies für ein zu großes Wagnis hielten. Sie wollten, ich solle in Schweden den Verlauf der Ereignisse abwarten. So gut alle diese Ratschläge auch gemeint waren, ich konnte dieselben trotzdem nicht befolgen. Ich mußte zurück; es wäre mir wie Feigheit erschienen, das mir gewordene Privilegium auszunützen, von den Verfolgungen der provisorischen Regierung ganz verschont zu bleiben, wenn eine große Anzahl meiner Gesinnungsgenossen im Gefängnis saß. Auf der Grenze in Torneo wurde ich auf Befehl der Kerenskyregierung verhaftet und in rohester Weise als Spionin behandelt .... Aber die Verhaftung selbst ging recht theatralisch vor sich: bei der Durchsicht der Pässe wurde ich gebeten in die Kommandantur zu kommen. Ich verstand, was das bedeutete. In einem großen Raume standen eng aneinander gedrängt eine Anzahl Soldaten und dabei auch ein paar Offiziere, von denen einer der liebenswürdige junge Mann war, der mich vor vier Monaten so freundlich empfangen hatte. Eine eigentümliche Stille waltete im Raume. Der Ausdruck des Gesichtes des ersten Offiziers, des Prinzen B., erzählte von großer Nervosität. Ich wartete gelassen der Dinge, die da kommen würden. „Sie sind verhaftet", erklärte Prinz B. „So? Hat die Gegenrevolution gesiegt? Haben wir wieder eine Monarchie?" „Nein", war die schroffe Antwort. „Sie sind verhaftet auf Befehl der provisorischen Regierung." „Ich habe es erwartet. Bitte, lassen Sie meinen Handkoffer hereinholen, ich will nicht, daß er verloren geht." „Aber selbstverständlich. Herr Leutnant, den Koffer." Ich sah, wie die Offiziere aufatmeten, und wie die Soldaten mit unzufriedener Miene den Raum verließen. Später erfuhr ich, daß meine Verhaftung einen Widerstand bei den Soldaten

gefunden, die darauf bestanden, der Verhaftung beizuwohnen. Die Herren Offiziere aber fürchteten, daß ich mich etwa mit einer Rede an die Soldaten wenden würde. „Dann wären wir verloren gewesen", sagte mir später einer von ihnen.

In einem Petrograder Gefängnis, streng abgesondert, mußte ich, wie auch andere Bolschewisten, den Verlauf der Untersuchung abwarten. Je unglaublicher die Regierung sich aber gegen die Bolschewisten benahm, um so größer wurde der Einfluß des Bolschewismus. Der Aufmarsch des weißen Generals Kornilow gegen Petrograd befestigte die radikalen Elemente der Revolution. Das Volk forderte die Befreiung der Bolschewisten. Mich aber wollte Kerensky nicht frei haben, und erst auf Befehl des Sowjets wurde ich gegen Leistung einer Kaution aus dem Gefängnis entlassen. Aber schon am darauffolgenden Tage verhängte ein Befehl Kerenskys den Heimarrest über mich. Doch wurde mir ein Monat vor dem entscheidenden Kampfe, der Oktoberrevolution im Jahre 1917, meine volle Bewegungsfreiheit wiedergegeben. Wieder überhäufte sich die Arbeit. Es sollte jetzt die Grundlage einer planmäßigen Arbeiterinnenbewegung gegeben werden. Die erste Arbeiterinnenkonferenz sollte einberufen werden. Sie fand auch statt und fiel zeitlich in den Sturz der provisorischen Regierung und der Befestigung der Sowjetrepublik.

Ich war damals Mitglied der höchsten Parteiinstanz, des Zentralkomitees. Auch war ich Mitglied der verschiedenen Parteivertretungen an entscheidenden Kongressen und Staatsinstitutionen (das Vorparlament, der demokratische Kongreß usw.). Dann kämen die großen Tage der Oktoberrevolution. Der historisch gewordene Smolniy, die schlaflosen Nächte, die permanenten Sitzungen, und endlich die ergreifende Erklärung: „Die Sowjets übernehmen die Macht." „Die Sowjets richten einen Aufruf an die Völker der Welt, um den Krieg zu beendigen." „Das Land wird sozialisiert und es entfällt an die Bauern."

Die Sowjetregierung wurde gebildet. Ich wurde zum Volkskommissär (Minister) für soziale Fürsorge ernannt. Soviel

ich weiß, war es das erstemal in der Geschichte, daß eine Frau als Regierungsmitglied anerkannt worden war. Wenn man an die ersten Monate der Arbeiterregierung zurückdenkt, Monate, die so reich an großen Zielen und Plänen, an brennender Initiative, das Leben zu verbessern, die Welt neu zu organisieren, Monate der wahren Romantik der Revolution, so möchte man in der Tat von allem anderen schreiben, nur nicht von sich selbst.

Ich hielt den Ministerposten für soziale Fürsorge vom Oktober 1917 bis zum Frühling 1918. Nicht ohne Widerstand wurde ich von früheren Beamten des Ministeriums empfangen. Die meisten sabotierten uns offen und kamen überhaupt nicht zur Arbeit. Aber gerade dieses Amt konnte seine Arbeiten nicht unterbrechen, denn es war in sich selbst außerordentlich kompliziert, umfaßte die ganze Fürsorge der Kriegsinvaliden, also Hunderttausende von verkrüppelten Soldaten und Offizieren, das Pensionswesen im allgemeinen, die Findelheime, die Altersheime, Waisenhäuser, Krankenhäuser für Unbemittelte, die Werkstätten für Prothesen, die Administrierung der Spielkartenfabriken (die Fabrikation der Kartenspiele war Staatsmonopol), die Leprosenkolonien, die Frauenkliniken usf. Außerdem standen noch eine Anzahl von Mädchenerziehungsanstalten unter der Leitung dieses Ministeriums. Man kann sich leicht vorstellen, welche hohen Ansprüche diese Aufgaben an eine kleine Gruppe von Leuten stellte, die dabei Novizen in der Staatsadministration waren. In klarer Erkenntnis dieser Schwierigkeiten bildeten wir sofort einen Hilfsrat, in dem neben den Arbeitern und den kleinen Beamten des Ministeriums Fachmänner wie Ärzte, Juristen, Pädagogen vertreten waren. Mit welchem Opfermute, mit welcher Energie trugen die kleinen Angestellten die Last dieser schweren Aufgabe, die nicht nur darin bestand, die Arbeit des Ministeriums aufrechtzuerhalten, sondern auch Reformen und Verbesserungen zu schaffen. Neue, frische Kräfte ersetzten die sabotierenden Beamten des alten Regimes. Neues Leben wehte in den Räumen des früher hochkonservativen Ministeriums! Tage des Schaffens! Und in der Nacht die

Sitzungen des Rates der Volkskommissäre (des Kabinetts) unter dem Vorsitze von Lenin. Ein kleiner, bescheidener Raum und nur ein Sekretär, der die Beschlüsse, die das Leben Rußlands bis aufs tiefste veränderten, notierte.

Mein erster Tag als Volkskommissärin begann in folgender Weise: Einem Kleinbauern war für die Requisition seines Pferdes eine Belohnung auszuzahlen. Eigentlich gehörte dies gar nicht zu den Funktionen meines Amtes. Aber der Mann war entschlossen, die Entschädigung für sein Pferd zu bekommen. Er reiste aus einem tief gelegenen Dorfe nach der Hauptstadt und klopfte geduldig an alle Türen der Ministerien! Immer kein Resultat! Da brach die bolschewistische Revolution los. Der Mann hatte gehört, daß die Bolschewisten für die Bauern und Arbeiter einträten. Also, da geht man nach Smolniy zu Lenin, der muß die Entschädigung auszahlen. Ich weiß nicht, wie die Unterredung zwischen dem kleinen Bauern und Lenin gewesen war; als Resultat aber kam der Mann zu mir mit einem Zettelchen aus dem Notizbuch Lenins, worauf ich gebeten wurde, die Sach irgendwie zu regeln, da das Volkskommissariat der sozialen Fürsorge im Augenblick das an geldlichen Mitteln reichste gewesen war. Und der Kleinbauer bekam seine Entschädigung. —

Die wichtigsten Errungenschaften unseres Volkskommissariates (Ministerium für soziale Fürsorge) waren in den ersten Monaten nach der Oktoberrevolution folgende: Durch ein Dekret die Lage der Kriegsinvaliden zu verbessern, in den Mädchenschulen, die dem Ministerium untergeordnet waren, den Religionsunterricht abzuschaffen (das war noch vor der allgemeinen Abtrennung von Staat und Kirche) und die Priester auf Zivildienst überzuführen, das Selbstadministrationsrecht der Schülerinnen in den Mädchenschulen einzuführen, die früheren Waisenhäuser in staatliche Kinderheime zu reorganisieren, die ersten Unterkunftsheime für Unbemittelte und Straßenkinder einzurichten, ein besonderes aus Ärzten bestehendes Komitee einzuberufen, das das freie Sanatoriumswesen für das ganze Reich zu bearbeiten hatte. Die bedeu-

tendste Tat unseres Volkskommissariats war aber nach meinem Erachten die gesetzliche Gründung einer Zentrale für Mutterschafts- und Säuglingsfürsorge. Der diesbezügliche Gesetzentwurf wurde von mir im Januar 1918 unterzeichnet. Eine zweite Verordnung folgte, in der alle Entbindungsanstalten in unentgeltliche Heime für Mutter- und Säuglingspflege verwandelt wurden, um auf diese Weise die Grundlage für einen umfassenderen staatlichen Mutterschutz zu schaffen. Dr. Korolef hat mir bei diesen Arbeiten sehr viel geholfen. Auch planten wir ein „Mutterschutzpalais", ein Musterheim mit Ausstellung, in dem Kurse für Mütter abgehalten, Musterkrippen geschaffen werden sollten usw. Wir waren bereits bei der Einrichtung in dem Gebäude eines Mädcheninternates, in dem früher die adligen Mädchen erzogen wurden und dem noch eine Gräfin vorstand, als das Feuer unser kaum begonnenes Werk vernichtete! War der Brand absichtlich angesteckt? .... In der Nacht wurde ich aus dem Bette herausgeholt. Ich eilte zur Brandstelle; der schöne Ausstellungssaal war vernichtet, die ganzen übrigen Räume ruiniert. Nur an der Eingangstür hing noch das große Schild „Mutterschutzpalais" .....

Meine Anstrengungen, die Mutterschutz- und die Säuglingsfürsorge zu verstaatlichen, gab Anlaß zu neuen törichten Angriffen gegen mich. Es wurden allerlei Lügengeschichten über die „Nationalisierung der Frauen" in Rußland geschrieben, über Gesetze, die zwölfjährige Mädchen verpflichteten, Mütter zu werden und dergleichen. Besondere Wut ergriff die konfessionellen Anhänger des alten Regimes, als wir das bekannte Alexander-Newsky-Kloster in ein Heim für Kriegsinvalide umwandelten. Die Mönche leisteten Widerstand, so daß es zu einem Waffenkrawall kam. Wieder erhob die Presse ein großes Geschrei gegen unsere Aktion. Die Kirche organisierte Straßendemonstrationen und stempelte mich als „Anathema".

Im Februar 1918 wurde eine erste Staatsdelegation des Sowjets nach Schweden entsandt, um verschiedene volkswirtschaftliche und politische Fragen zu klären. Ich stand

als Volkskommissär an der Spitze dieser Delegation. Aber unser Schiff erlitt Schiffbruch; wir retteten uns auf die Olandsinseln, die Finnland gehörten. Es war damals gerade der entscheidende Moment des Kampfes zwischen Weißfinnen und Rotfinnen und auch die deutsche Armee rüstete gegen Finnland. An dem Abend unseres Schiffbruches, als wir glücklich über unsere Rettung in dem Gasthause der Stadt Marieham beim Abendbrot zusammensaßen, besetzten die vereinigten weißen Truppen die Olandsinseln. Dank größter Entschlossenheit und List gelang es uns, davonzukommen; doch einer von unserem Gefolge, ein junger „roter" Finnländer, wurde erwischt und erschossen. Wir kehrten nach Petrograd zurück, wo man in fieberhafter Eile die Evakuation der Hauptstadt nach Moskau vorbereitete; die deutschen Truppen standen schon vor den Toren der Stadt.

Jetzt begann eine Periode meines Lebens, die ich hier nicht behandeln kann; die Ereignisse liegen zu frisch in meiner Seele. Ich trat von meinem Posten als Volkskommissärin zurück. Die Revolution war in vollem Gange. Der Kampf wurde immer unversöhnlicher und blutiger. Aber da war ja auch noch die ungelöste Aufgabe, die Befreiung der Frau. Gesetzlich hatten die Frauen ja alle Rechte erhalten, aber praktisch lebten sie noch unter dem alten Joche. Ungleichberechtigt im Familienleben, von den tausend Kleinigkeiten des Haushalts versklavt, die ganze Bürde, auch die materiellen Sorgen der Mutterschaft tragend, weil ja durch Krieg und andere Umstände viele Frauen allein im Leben standen.

Als ich im Herbste 1918 meine ganze Energie der Aufgabe widmete, planmäßige Richtlinien für die Befreiung der arbeitenden Frauen auf allen Gebieten aufzuführen, war es der jetzt verstorbene erste Präsident des Sowjets, Swerdlov, der die Aufgabe der politischen Schulung der arbeitenden Frauen als ernstes Ziel der Partei anerkannte und uns in unserer Arbeit half. So konnte im November 1918 der erste Kongreß der Arbeiterinnen und Bäuerinnen Rußlands einberufen werden; es waren 1147 Delegierte anwesend. Damit wurde die Grundlage der planmäßigen Arbeit im ganzen Reiche für

die Entsklavung der Frauen der Arbeiterklasse und der Bauern gegeben. Eine Flut von neuer Arbeit wartete meiner. Es galt, die Frauen für die neue Staatsordnung zu gewinnen, sie politisch zu schulen, sie für die Volksküchen heranzuziehen, ihre Kräfte für Kinder- und Säuglingsheime, für das Schulwesen, für Hausreform und anderes mehr zu erziehen. Die Haupttendenz all dieser Arbeit war, die Gleichberechtigung der Frau als Arbeitseinheit in der Volkswirtschaft und als Bürgerin auf politischem Gebiete tatsächlich durchzusetzen, und zwar unter dem besonderen Vorbehalte: die Mutterschaft soll als Sozialfunktion eingeschätzt und deshalb vom Staate beschützt und versorgt werden.

Unter der Leitung von Dr. Lebedewo erreichten dann auch die Staatsinstitutionen für Mutterschutz eine höchste Blüte. Gleichzeitig wurden im ganzen Lande Zentralen gebildet, die für die Befreiung der Frauen und für ihre Heranziehung zur Sowjetarbeit sorgten.

Der Bürgerkrieg im Jahre 1919 brachte wieder neue Aufgaben für mich. Als die weißen Truppen vom Süden Rußlands einen Aufmarsch nach dem Norden versuchten, wurde ich nach der Ukraine und der Krim geschickt, wo ich zuerst als Vorsitzende des Aufklärungsdepartements in der Armee Dienste leistete. Später wurde ich zur Volkskommissärin der Aufklärungsarbeiten und Propaganda in der ukrainischen Regierung ernannt.

Eine ernste Krankheit riß mich auf Monate aus der regen Arbeit. Kaum wieder arbeitsfähig — ich war damals in Moskau — übernahm ich die Leitung der Frauenzentrale und wieder kam eine heiße Zeit des Schaffens. Eine kommunistische Frauenzeitschrift wurde geschaffen, Arbeiterinnenkonferenzen und Kongresse einberufen. Es wurde die Grundlage der Arbeit mit den Frauen des Ostens (Mohammedanerinnen) gegeben. Zwei Weltkonferenzen der Kommunistinnen fanden in Moskau statt. Das Gesetz über die Unstrafbarkeit der Abtreibung wurde durchgeführt und eine Anzahl von Bestimmungen zugunsten der Frauen von unserer Zentrale eingebracht und gesetzlich bestätigt. Unsere Arbeit fand die volle

Unterstützung von Lenin und der von wichtigen militärischen Aufgaben überlastete Trotzki erschien willig auf unseren Konferenzen. Energische, begabte Frauen, von denen zwei jetzt schon nicht mehr am Leben sind, Inena Armand und Samojlowa, opferten der Zentrale ihre ganze Arbeitskraft.

Am achten Sowjetkongreß brachte ich als Mitglied der Sowjetexekutive einen Antrag ein, der dahin lautete, daß die Sowjets auf allen Gebieten dazu beitragen, die Frau als gleichberechtigt zu betrachten und sie demgemäß zur Staats- und Kommunalarbeit heranzuziehen. Nicht ohne Widerstand gelang es uns, diesen Antrag zu stellen und zur Annahme zu bringen. Das war ein großer, ein dauernder Sieg.

Eine heiße Diskussion entstand, als ich meine These über die neue Moral veröffentlichte. Obwohl das uneheliche Kind in Sowjetrußland gesetzlich dem ehelichen gleichgestellt ist, bestand praktisch noch viel Heuchelei und Ungerechtigkeit auf diesem Gebiete. Wenn man von der „Unsittlichkeit" spricht, die die Bolschewisten propagieren, so sollte man nur unsere Ehegesetze einer genauen Prüfung unterziehen, und man würde da sehen, daß wir in der Ehescheidungsfrage auf dem Niveau von Nordamerika und in der Frage des unehelichen Kindes nur soweit wie Norwegen sind.

In dieser Frage bildete ich den radikalsten Flügel der Partei. Meine Thesen, meine Anschauungen auf dem Gebiete der sexuellen Moral wurden bitter bekämpft. Auch persönliche und familiäre Sorgen kamen hinzu und so vergingen im Jahre 1922 Monate ohne fruchtbare Arbeit. Dann kam im Herbst 1922 meine offizielle Ernennung zum Legationsrat der russischen Sowjetvertretung in Norwegen. Ich glaubte eigentlich, daß diese Ernennung eine rein formelle sein würde, daß ich also in Norwegen Zeit finden werde, mich meinem literarischen Wirken zu widmen. Es kam ganz anders. Ich trat mit dem Tage meines Amtsantrittes in Norwegen so recht eigentlich in eine ganz neue Arbeitslinie meines Lebens ein, die alle meine Kräfte in höchstem Maße in Anspruch nahm. Während meiner diplomatischen Tätigkeit habe ich darum nur wenig geschrieben: Drei kleine Novellen, „Wege der

Liebe" (mein erster Versuch auf dem Gebiete der Erzählung), einen soziologischen Artikel „Der geflügelte Eros" und andere wenig bedeutende Artikel. „Die neue Moral und die Arbeiterklasse" und eine sozialökonomische Studie „Lage der Frau bei der Evolution der Volkswirtschaft" sind noch in Rußland geschrieben.

Die Jahre diplomatischer Arbeit

Im Oktober 1922 trat ich meinen Dienst in Norwegen an und schon im Januar 1923 reiste der Legationschef auf Urlaub, so daß ich nun die Geschäfte der Sowjetrepublik für ihn offiziell führen mußte. Bald darauf wurde ich aber an seiner Stelle als Vertreter meines Landes in Norwegen ernannt. Diese Ernennung erregte selbstverständlich große Sensation, denn es geschah ja das erstemal in der Geschichte, daß eine Frau offiziell als „Gesandter" tätig war. Die konservative Presse und besonders die russische „weiße" Presse waren empört und versuchten aus mir ein wahres Greuel der Unmoralität und eine blutdürstige Schreckensgestalt zu machen. Ganz besonders viel wurde nun über meine „fürchterlichen Anschauungen" in bezug auf Ehe und Liebe geschrieben. Doch muß ich hier betonen, daß ich bei allen geschäftlichen Beziehungen, die ich während der dreiundeinhalb Jahre meiner diplomatischen Tätigkeit in Norwegen gehabt habe, niemals die leiseste Spur des Unwillens oder des Mißtrauens gegen die Fähigkeiten der Frau erfuhr. Dazu hat gewiß der gesunde, demokratische Geist des norwegischen Volkes viel beigetragen. So ist die Tatsache zu bestätigen, daß mir meine Arbeit als offizielle russische Vertreterin der Sowjetrepublik in Norwegen durch meine Zugehörigkeit „zum schwachen Geschlechte" nie und in keiner Weise schwer gemacht wurde. In Verbindung mit meiner Stellung als Gesandte mußte ich die Pflichten eines Handelsbevollmächtigten der staatlichen Handelsvertretung Rußlands in Norwegen übernehmen. Beide Arbeiten waren mir natürlich in ihrer speziellen Art neu. Die Aufgabe, die Anerkennung

Sowjet-Rußlands de jure durchzuführen und die normalen Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern, die durch Krieg und Revolution unterbrochen worden waren, wieder herzustellen, haben meine Kräfte besonders in Anspruch genommen. Voller Eifer und mit den besten Hoffnungen begann die Arbeit. Ein arbeitsvoller Sommer und ein ereignisreicher Winter des Jahres 1923! Die neuangebahnten Handelsbeziehungen waren in vollem Gange: russisches Korn und norwegische Heringe und Fische, russische Holzwaren und norwegisches Papier und Zellulose. Am 15. Februar 1924 hatte Norwegen die U. der S. S. R. de jure anerkannt. Ich wurde zum „chargé d'affaires" ernannt und offiziell in das diplomatische Korps eingeführt. Und nun begannen die Verhandlungen eines Handelsvertrages zwischen den beiden Ländern. Mein Leben war ebenso angefüllt mit anstrengender Arbeit als mit hochinteressanten Erfahrungen. Auch auf dem Gebiete der weiteren Entwicklung des Handels und der Schiffahrt hatten wir ernste Fragen zu lösen. Nach einigen Monaten, im August 1924, wurde ich zum „Ministre Plenipotentière" ernannt und im üblichen Zeremoniell überreichte ich dem König von Norwegen meine Vollmachtsbriefe. Das gab natürlich der konservativen Presse aller Länder wieder neuen Anlaß, gegen mich loszuwettern. Es war doch noch nie vorgekommen, daß eine Frau in hohem Zeremoniell als Gesandte angenommen wurde.

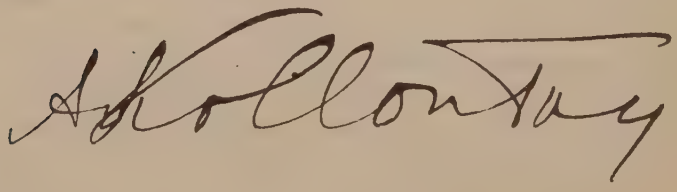
Das Handelsabkommen wurde Ende 1925 in Moskau abgeschlossen und im Februar ratifiziert.

Damit waren meine Aufgaben in Norwegen gelöst. Ich konnte neuer Arbeit und neuen Zielen entgegeneilen und verließ meinen Posten in Norwegen, um nach Mexiko als Gesandte der Sowjetunion geschickt zu werden.

Wenn ich etwas erreicht habe, so sind es nicht meine persönlichen Eigenschaften, die ursächlich dies vollbrachten. Vielmehr sind meine Errungenschaften nur ein Symbol dafür, daß die Frau doch schon weit auf der Bahn der allgemeinen Anerkennung fortgeschritten ist. Es ist die Heranziehung von Millionen von Frauen zu produktiver Arbeit, die sich

während des Krieges besonders rasch vollzogen hat und die es in den Bereich der Möglichkeit rückte, daß eine Frau zu den höchsten politischen und diplomatischen Stellungen herangezogen wurde. Trotzdem ist es offensichtlich, daß nur ein Land der Zukunft, wie die Sowjetunion, es wagen konnte, ohne jegliches Vorurteil der Frau gegenüberzustehen, sie nur vom Standpunkte ihrer Arbeitsfähigkeiten zu bewerten und demgemäß ihr verantwortliche Aufgaben anzuvertrauen. Es sind nur die frischen, revolutionären Stürme, die die Kraft hatten, uralte Vorurteile gegen die Frau wegzufegen und es kann nur die neue Menschheit, das produktiv-arbeitende Volk, imstande sein, durch Aufbau einer neuen Gesellschaft die vollständige Gleichberechtigung und Befreiung der Frau durchzuführen.

Im Juli 1926.



VERLAG VON ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

DIE GLEICHSTELLUNG DER GESCHLECHTER

von

IRMA VON TROLL-BOROSTYANI

3. Auflage, 300 Seiten

Preis broschiert nur RM. 1.25, in Leinen RM. 2.25

„Eine Einführung in die Frauenfrage, gleich fesselnd durch die streng logische Beweisführung, wie durch die Verve der Darstellung. Mit Mißtrauen haben wir die Lektüre begonnen, mit Vertrauen fortgesetzt und mit Befriedigung beendet." *Hamburger Nachrichten.*

Der billige Preis von RM. 1.25 für einen Großoktavband von 300 Seiten ist ermöglicht worden durch den Druckzuschuß einer Verehrerin des Buches, die ihm dadurch eine weite Verbreitung sichern wollte.

INDIVIDUALPSYCHOLOGIE UND FRAUENFRAGE

von

HEDWIG SCHULHOF

32 Seiten. 1914. Preis 50 Pf.

DIE ENTARTUNG IN IHRER KULTURBEDINGTHEIT

Bemerkungen und Anregungen von

ODA OLBERG

182 Seiten. 1926. Preis brosch. RM. 7.—, in Leinen RM. 9.—.

Die Marxistische Schule hat in ihrer Auseinandersetzung mit der Gesellschaftsbiologie kein Werk hervorgebracht, das sich an Tiefe, Schönheit und Adel der Sprache und auch an Gründlichkeit mit dem von Frau Olberg messen könnte.

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. 14, Heft 1.

Ich halte die Schrift dieser grundgescheiten Frau für die bedeutendste und tiefste der sozialistischen Schriften, die ich in den letzten Jahren kennengelernt habe. *Die Bücherwarte 1926, Oktober.*

DOSTOJEWSKI

geschildert von seiner Tochter

A. DOSTOJEWSKI

Ein stattlicher Band von 308 Seiten.

9.—13. Tausend. 1923. Preis in Leinen RM. 5.—.

Ja, in einem gewissen Sinne wirkt die dämonische Biographie, wie sie etwa Zweig schrieb, unecht, wenn man nicht auch hier die patriarchalische und menschlich intime Biographie, wie sie die Tochter allein schreiben konnte, als den realistischen Standpunkt zu den Lebensgleichnissen gelten ließe. Die Erscheinung Dostojewskis bewegt uns alle mit solcher Heftigkeit, die Debatten über die Karamasows werden bei uns bald von russischer Länge und chaotischem Ende, daß dem freilich so interessanten Werke seiner Tochter die Teilnahme gesichert bleibt. *Dr. E. Korrodi in der Neuen Zürcher Zeitung.*

IM KAMPF UM DIE IDEALE

Die Geschichte eines Suchenden

Ein Gegenwartsroman von

GEORG BONNE

In über 35 000 Exemplaren erschienen, von der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung in 1500 Exemplaren verbreitet! Vollständige Geschenkausgabe auf holzfreiem Papier in Leinen RM. 5.—. Gekürzte Volksausgabe geb. RM. 3.50.

Es ist ein Trompetenruf zum Sammeln, wie er nottut in unserer Zeit. Ich habe noch kein Buch gelesen, dem in so reichem Maße die Kraft innewohnt, den ermüdeten Kämpfer zu stärken, dem Verzweifelnden die Zuversicht an dem endlichen Siege des Guten wieder zu geben — es sei denn das Evangelium. Und in der Tat! Geist des Evangeliums ist es, der diesem Buche die Kraft, sein Feuer und seine anziehende Milde verleiht. *Tägliche Rundschau.*